Das ›soziale Geschlecht‹ der äußeren Natur
Teil II: ›Männliche Wildnis‹

Die »Germania« des Tacitus soll offenbar zeigen, dass – in Relation zur ›dekadenten‹ römischen Gesellschaft – selbst die Barbaren der nördlichen Wildnis tugend- und oft beispielhaft seien. Das heißt, in gewisser Weise entwirft er einen Zusammenhang zwischen Wildnis und Tugend. Dennoch geht es nicht um ein Lob der Wildnis, sondern um die Ironie einer moralischen Unterlegenheit des Imperiums, darum, Prüfsteine für die eigene Gesellschaft aufzustellen.

Im ›deutschen Humanismus‹ verläuft die Rezeption des Werkes keineswegs so bruchlos, wie das überwiegend behauptet worden ist. Gernot Michael Müller zeigt, dass (nicht nur) Konrad Celtis, der in zwei Ausgaben seiner »Germania generalis« um 1500 den Tacitus-Text herausgibt und mit eigenen Versen ergänzt,[1] »die *mutatio* seiner *patria*« thematisiere. Das heißt, »daß die in der Forschung immer wieder vorgetragene Behauptung von einer Idealisierung der germanischen Vergangenheit seitens Celtis' zumindest für die *Germania generalis* nicht tragfähig ist«.[2] Zwar wird vom frühbürgerlichen Subjekt in der Renaissance die Landschaft – und der Wald – als ästhetische Kategorie entdeckt, und im ›deutschen Humanismus‹ explizit patriotisch reklamiert. Dabei aber wird desgleichen eine Entwicklung der »Germani« von der Barbarei zur Kul-

1 1498/1500 gibt er in Wien den Druck »Cornelij Taciti de origine et situ Germanorum Liber«, ergänzt durch den eigenen Text »Germania generalis« und das dritte Kapitel der »Norimberga« heraus, 1502 in Nürnberg den Band »Quattuor libri Amorum«, inkl. der »Germania Generalis« und der »Norimberga«; vgl. Müller, Gernot Michael: Die »Germania generalis« des Conrad Celtis. Studien mit Edition, Übersetzung und Kommentar. Tübingen: Niemeyer 2001, S. 29ff. u. S. 41ff.

2 Ebda., S. 408.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

tur, der »Germania« zur kultivierten und urbanisierten Landschaft betont. Zwar werden die ›Germanen‹ als wohlproportionierte Riesen, viril und kriegerisch aufgefasst, wobei dieses Kriegerische jedoch als ambivalent gilt (zumindest bei Celtis). Das Wohnen im Wald aber wird als Signum des Barbarischen eingeräumt. Allerdings durchaus nicht widerspruchsfrei. Behauptet der ›deutsche Humanismus‹ doch programmatisch einen unwandelbaren germanischen Volkscharakter, exklusive Indigenität und göttliche Abstammung der ›Germanen‹, definiert mithin ›Germania‹ als ethnischen Raum. Dieser Raum aber wird als wandelbar und zum Positiven gewandelt aufgefasst. Der ›Herkynische Wald‹ fungiert hier einerseits als Ort der ›Urahnen‹ – als solcher »entfaltet [er] unermeßlich große Haine voll bejahrter Eichen, die nach Religion und alter Sitte als heilig verehrt werden«[3] – andererseits als Topographie der ›Germania‹, der Ausdehnung ihres ›Leibes‹. Dieser ›Herkynische Wald‹ ist nun, im 16. Jahrhundert, aber keine schreckende Wildnis mehr, sondern Bestandteil einer harmonischen, durch Städte bestimmten Kulturlandschaft. Urbanität erscheint hier als Signum einer positiven historischen Entwicklung – in ›Teutschland‹. In der Renaissance-Gesellschaft existiert zwar im Kontext ökonomisch-sozialer Umbrüche durchaus ein Städte-Unbehagen, im deutschen Sprachraum äußert sich das aber in Feindschaft gegen ›Rom‹, bzw. deren Abwertung zum einen, Idealbildern einheimischer Städte zwischen rückwärtsgewandter Utopie und Humanismus-typischem Stadtlob zum anderen. Eine direkte, bruchlos konstruierte Verbindung von ›Wildnis‹ und ›Tugend‹ aber – als positiver Gegenwelt zur Stadt – wird noch nicht postuliert.[4]

Erst Ende des 18. Jahrhunderts wird die »Eiche zum spezifisch ›deutschen Baum‹« erklärt[5] und besonders seit dem 19. Jahrhundert – in der Heimatschutzbewegung und ihrem Umfeld – die ›germanische Wildnis‹ und ihre ›Recken‹ in Baum- und Menschen- (bzw. Männer-)Gestalt idealisiert. Und nun erscheint Wald-›Wildnis‹ (neben der ›Scholle‹ des ›ewigen Bauern‹) als Bild urtümlicher patriarchaler Ordnung, Raum ›ewiger Werte‹, als »Symbiose von Aggression und Idylle«,[6] als männlich definierter Natur-Ort und somit positiv verfasste Gegenwelt zur fe-

3 Celtis, Konrad: De situ et moribus Germanie additiones; zit. n. Müller, Gernot Michael, a.a.O., S. 103.

4 Vgl. Exkurs II.

5 Vgl. Lindemann, Klaus: In den deutschen Eichenhainen webt und rauscht der deutsche Gott, in: Semmler, Josef (Hg.): Der Wald in Mittelalter und Renaissance. Düsseldorf: Droste 1991, S. 203.

6 Dupke, Thomas: Mythos Löns. Heimat, Volk und Natur im Werk von Hermann Löns. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag 1993, S. 119.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

minisierten Großstadt, zur Urbanität als ›fremder‹, zur ›überhitzten Zivilisation‹, zur ›heimat-entfremdenden Proletarisierung‹ der Industrie.[7]

Zurück zunächst zur antiken »Germania«. Tacitus beschreibt das Land als

»im großen Ganzen grauenerregend wegen seiner Wälder oder häßlich wegen seiner Moore. [...] Saatkorn trägt es in reichem Maße, Obstbäume duldet es nicht, es ist reich an Vieh, das aber meistens kleinwüchsig ist. Sogar dem Hornvieh fehlt sein charakteristisches stattliches Attribut, das Gehörn. Die Germanen freuen sich nur über die Anzahl, ist Vieh doch ihr einziger und schönster Reichtum«.[8]

Grauenerregende Wildnis: Das »Unschöne und Unheimliche des Landes«[9] erkläre auch die ›Reinrassigkeit‹ der »Germanen«, der »ursprüngliche[n] Bevölkerung«, weder durch feindliche noch freundliche Zuwanderung »vermischt«. Denn wer würde sich schon solch »unschönen Landschaften« mit einem derart »rauhen Klima und trostlosen Äußeren« aussetzen, »wäre es nicht sein Heimatland?«.[10] Diese »Rassereinheit« der »Germanen«, allesamt rotblonde Recken, deren gewaltige Leiber nur zum Angriff taugten, kommentiert Lund, ergebe für Tacitus, »daß sie auch ihre moralische Integrität nicht verloren haben können«.[11] Könige werden aufgrund adeliger Herkunft gewählt und haben »keine unumschränkte und willkürliche Macht«, die Wahl der »Heerführer« erfolge »aufgrund ihrer Tapferkeit«, sie »sind Anführer mehr durch ihr Beispiel als durch ihre Machtbefugnis, also eben durch die Bewunderung, die sie hervorrufen, wenn sie kühn sind«. Befehle kommen hier quasi vom zuständigen Kriegsgott, weshalb auch für Kämpfe »bestimmte Abbilder und Symbole« aus »heiligen Hainen und Wäldern« geholt würden.[12] Das Prestige dieser Führer zeige sich daran, »wer die meisten und kühnsten Gefolgsleute« habe.[13] »Über kleinere Angelegenheiten entscheiden nur die Führer, über größere alle« – wenn auch nach vorheriger Behandlung der »Führer« –, so bei Anklagen und Todesstrafen, wobei »Verräter« an

7 Vgl. Exkurs II.
8 Tacitus, P. Cornelius: Germania. Interpretiert, herausgegeben, übertragen, kommentiert und mit einer Bibliographie versehen von Allan A. Lund. Heidelberg: Winter 1988, S. 73.
9 Lund: Kommentar, in: a.a.O., S. 125.
10 Germania, S. 71.
11 Lund: Kommentar, S. 111.
12 Vgl. Germania, S. 77.
13 Vgl. ebda., S. 81.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Bäumen aufgehängt, »Feiglinge«, »Kriegsscheue« und »Entehrer« des eigenen Leibes in Sümpfen ertränkt würden.[14] »Kapital auszuleihen« sowie »Wucherzinsen« seien unbekannt.[15] Das so entworfene Anti-Rom hat aber, schon gemäß der Ambivalenz von Ehrfurcht und Abscheu in der Beschreibung, Schattenseiten. Die enorme »Geselligkeit und Gastlichkeit« führt praktisch habituell zu »Gelagen«, die in »Zänkereien«, oft »mit Totschlag und Verletzungen« enden, aber auch in Versöhnung. Die Germanen sind »Trunksüchtige«, maßlos im Durst.[16] Ihre Kinder wachsen »nackt und schmutzig« auf, was allerdings auch positiv zu sein scheint, entwickeln sie doch gewaltige »Körpern [...], über die wir staunen«.[17] Zudem sollen die (erwachsenen?) Germanen gern in warmem Wasser baden.[18]

Anti-Rom: Niemand »belächelt dort Unmoral«, Promiskuität »wird nicht mit einem ›die modernen Zeiten‹ abgetan«. Germaninnen leben »in wohlbehüteter Keuschheit, durch keine verlockenden Schauspiele, durch keine aufreizende Gelage verführt«. Männer und Frauen seien annähernd gleich gekleidet. Obwohl daher beim Weibe die Arme und die »den Armen am nächsten« liegenden Brustpartien nackt blieben, »nehmen die Germanen die Ehe ernst, und nichts möchte man an ihren Sitten mehr rühmen«. Ehebruch sei höchst selten und werde augenblicklich »vom Manne« bestraft: »er schneidet ihr Haar kurz, entblößt sie in der Gegenwart der Verwandten, jagt sie aus dem Haus und treibt sie mit einer Peitsche durch das ganze Dorf«. Ehebruch erscheint als exklusiv weibliches Delikt. Die »Preisgabe der Frauenehre« aber kenne »keine Gnade«: Die Delinquentin werde, unabhängig von Schönheit, Jugend, Reichtum, »keinen neuen Mann finden können«.[19] Das »Geschlechtsleben der jungen Männer« beginne erst spät, weshalb »ihre Manneskraft unverbraucht« sei. Auch »mit den jungen Mädchen« hätte »man keine Eile«. Sie »haben dieselbe Jugendkraft wie die jungen Männer und den entsprechenden hohen Wuchs: ebenbürtig an Stärke vereinigen sie sich, und die Kraft der Eltern spiegelt sich in den Kindern wieder«. Die werden selbstverständlich von ihren Müttern, und nicht von Ammen oder Sklavinnen gesäugt. Familienplanung oder das Töten von Kindern nach der Geburt des Erben gelte als »entehrende Schandtat: bei ihnen ist gute Moral stärker als anderswo gute Gesetzgebung«.[20] Bis auf exklusive

14 Vgl. ebda., S. 79.
15 Vgl. ebda., S. 91.
16 Vgl. ebda., S. 89.
17 Ebda., S. 87.
18 Vgl. ebda., S. 89.
19 Ebda., S. 85.
20 Ebda., S. 87.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Ausnahmen besonders »edler Herkunft« begnügten sich die Germanen als nahezu einziges Barbarenvolk »mit nur einer Frau«. Die beste Moral hätten die Stämme, »in denen überhaupt nur Jungfrauen heiraten dürfen und es mit den Wunschträumen einer Frau ein für allemal abgetan ist. So bekommt sie *einen* Mann, wie sie ja nur *einen* Körper und *ein* Leben empfängt, damit sie keinen Gedanken darüber hinaus, kein Verlangen darüber hinaus hegen soll, und damit sie nicht ihren Mann, sondern die Ehe an sich als Institution lieben soll«. Mit der Hochzeitszeremonie verpflichteten sich die Frauen dazu, »im Frieden wie im Kampf dasselbe zu dulden und zu wagen«, wie ihre Männer.[21] Sie begleiten ihre Männer daher auch in die Schlachten, sind in der Nähe und spornen sie an. Ihnen wohne nach germanischer Auffassung gar »etwas Heiliges und Seherisches« inne, weshalb ihre Ratschläge und Weissagungen Gewicht hätten.[22] Sollte allerdings, wie hoch oben im Nordosten am Meer bei den »Sithonen«, ein Stamm von einer Frau beherrscht werden, dann ist das ein Beweis für dessen Inferiorität: »So tief stehen sie nicht nur unter dem freien Mann, sondern auch unter dem Sklaven.«[23]

Tacitus vermittelt den Eindruck eines furchterregende Landes und einer ebensolchen Bevölkerung.[24] Gemäß antiker Humoralpathologie lasse das kalte Klima keine Verdunstung der übergroßen Körper voller Flüssigkeit zu. Obwohl die ›Germanen‹ daher als »besonders hitzig und jähzornig, ja aggressiv« beschrieben werden, als kriegerisch und faul – was die Kultivierung des Landes, und damit auch, was ›Kultivierung‹ insgesamt angeht[25] –, erscheinen sie ›sittsamer‹, als die weitaus ›kultivierteren‹ Römer. Ironischerweise ist diese ›Wildnis‹ schon damals kein Urwald mehr. Schon Jahrtausende vor der »Römerzeit« verändern »noch nicht völlig seßhafte« bäuerliche Gesellschaften ihre Umwelt »nachhaltig«, wird der Wald parzellenweise gerodet und durch Äcker ersetzt, regeneriert sich nach der Aufgabe der Parzellen wieder, wenn auch möglicherweise in verändertem Aufbau und anderer Zusammensetzung.[26]

Für Simon Schama ist der Text »so etwas wie eine Theorie der Sozialgeographie« in der Tradition der »Historien« des griechischen Philosophen Poseidonios, wie sie auch von einer Reihe »moralisierende[r]« römischer Schriftsteller, etwa Seneca, angewendet werden, um mittels des

21 Vgl. ebda., S. 85ff.
22 Vgl. ebda., S. 77.
23 Ebda., S. 107.
24 Vgl. Lund: Kommentar, S. 111.
25 Vgl. Lund: Einleitung, S. 26ff.
26 Vgl. Küster: Geschichte des Waldes, S. 99ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Kontrastes naturnaher Barbaren die Dekadenz Roms zu beklagen und die barbarischen Länder zu Prüfsteinen Roms zu machen. In seinen »Annalen« – einer »einzige[n] ironische[n] Betrachtung über die Diskrepanz zwischen erhabenen Zielen und niederträchtiger Praxis« – hat Tacitus dann auch ausgerechnet den aufständischen »Arminius« zum »wahren Helden« gemacht, zum »Hüter untergegangener Ideale, kühn, unbeirrt patriotisch und energisch, das Gegenstück zu der Welt, mit der Tacitus vertraut war und die er offensichtlich als träge, zynisch und schwach verachtete«.[27]

Es entsteht also ein Bild, das des unendlichen ›Herkynischen Waldes‹, der ›Germanien‹ bedeckt, in dem Wildnis und Tugend sich wechselseitig nicht ausschließen oder sich gar wechselseitig bedingen. Allerdings in moralisierender Ironie, denn dieser Wald ist grauenerregend, dunkel, kalt, unfruchtbar. Zum bruchlosen Entwurf einer heroischen Gegenwelt, einer patriarchal verfassten Gemeinschaft gegen eine dekadente und korrumpierte – römische – Gesellschaft ist »Germania« erst sehr viel später in der Rezeption nördlich der Alpen im 19. Jahrhundert geworden. Zu einer »heroischen Landschaft«, in der die bei Tacitus geschilderten riesenhaften, starken Menschen zu ›Recken‹ (›wie Eichen‹) werden. Sie und ihre Umwelt, die Wälder und Bäume (selbst die Moore, die ja ›tugendhafter‹ Bestrafungen dienen, wie es bei Tacitus nachzulesen ist) sind nun nicht mehr vom Typus der ›monströsen Leiber‹.[28] ›Recken‹ und Umwelt, die sich wechselseitig bedingen, erscheinen vielmehr als klar konturierte, ›gepanzerte‹ Körper ohne Untiefen und Auswüchse: eingegrenztes beherrschtes Leben (wie sich bereits Celtis ausdrückt[29]), strikte Ordnung, Askese des permanenten ›Daseinskampfs‹. Das ist die ›Wildnis‹, von der vor allem Wilhelm Heinrich Riehl, Hermann Löns u.a. sprechen, der Wald der national-konservativen Naturschützer, aber auch Kunsthistoriker, die per ›Nationalcharakter‹ – den Symbiosen von Landschaft und ›Volk‹ – und ›Kunstlandschaften‹ in der Malerei – wie etwa mit der ›Donauschule‹[30] – überzeitliche Kontinuitäten konstruieren.

27 Schama, Simon: Der Traum von der Wildnis, S. 103f.
28 Vgl. Kap. Monströse Leiber zu idealer Schönheit.
29 Vgl. Schama, a.a.O., S. 110.
30 Vgl. Bierende, Edgar: Lucas Cranach d.Ä. und der deutsche Humanismus. Tafelmalerei im Kontext von Rhetorik, Chroniken und Fürstenspiegeln. München, Berlin: Deutscher Kunstverlag 2002, S. 33ff. u. 283ff., Anm. 92ff. Bierende verweist auf die bemerkenswerte Resistenz der Konstruktion eines ›deutschen Wesens‹: »Noch immer finden die Begriffe der Kunstlandschaften von Franken, Bayern, Schwaben usw. in der heutigen Literatur Verwendung, wenn sie auch wohl nicht mehr mit demselben nationalen Ideengut befrachtet sein dürften wie einst. Die kritiklose Über-

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Tacitus' »furchterregendes Land und [s]eine furchteinflößende Bevölkerung«[31] zeigt einen Eindruck zwischen Schauder und Bewunderung. Das lässt sich dann später spezifisch als ›Erhabenheit‹ lesen. ›Schönheit‹ ist hier nicht zu finden. Das (eher) ›weiblich generierte‹ Schönheitsempfinden wird nach den Erhabenheitstheorien der Aufklärung durch Kleines und Glattes ausgelöst, das ›männlich generierte‹ Erhabenheitsempfinden durch Unermessliches, Wildes, den Selbsterhaltungstrieb Weckendes.[32] Dass die Frauen in »Germania« den Männern an Körpergröße und -kraft kaum nachstehen, lässt sich so auch nicht als ›Gleichberechtigung‹ verstehen. Dort, wo es die Umwelt verlangt und wo zugleich die männliche Suprematie gesichert ist, sind ›starke‹ Frauen offenbar durchaus erwünscht. Zumal dann, wenn Größe und Kraft beider Geschlechter das Signum beherrschter Enthaltsamkeit der Jugend und hoher Geschlechtsmoral sein sollen.

Wildnis und Kultur als diaphane Konstruktion

In der Renaissance-Gesellschaft erhält der Tacitus-Text, nachdem er das Mittelalter hindurch unbeachtet blieb, wieder Bedeutung. Im deutschsprachigen Raum werden die ›germanische Wildnis‹ und ihre Bäume zwar durchaus zu Monumenten einer heroischen Selbstbehauptung erklärt. Das aber nicht ohne einzuräumen, dass es sich bei den ›Germanen‹ um Barbaren gehandelt habe, nur lebe inzwischen »in Deutschland eine Bevölkerung, die mit den einstigen barbarischen Waldbewohnern nichts mehr gemein hat. Diese sind einem kultivierten Volk gewichen, das in Städten wohnt«. Konrad Celtis gehe es nicht um eine Rekonstruktion der »historische[n] Größe eines antiken Germaniens«, schreibt Müller, sondern darum, »zwei historische Entwicklungen in Beziehung zu

nahme von alten Modellen und deren Begriffen in einer historischen Disziplin wie der Kunstgeschichte läßt Zweifel aufkommen ob des eigenen Selbstverständnisses und der Aufarbeitung der eigenen Geschichte des Faches.« So sehe Robert Suckale (»Wilhelm Pinder und die deutsche Kunstwissenschaft nach 1945«, in: Kritische Berichte. 1986, Jg. 14. H. 4, S. 5ff.) »in der deutschen Kunstgeschichte nach 1945 keine kritische Aufarbeitung, sondern ein verstärktes Weiterleben der alten Denkmuster von *Volkscharakter* und *Biologismus*«. Eine Ausnahme sei Bernhard Deckers »Das Ende des Mittelalterlichen Kultbildes und die Plastik Hans Leinbergers« (Bamberg 1985), das sich »kritisch mit dem Begriff *Donaustil* und einer nationalistischen Kunstgeschichte« auseinandersetze. Ebda., S. 293, Anm. 135.

31 Lund: Kommentar, S. 111.

32 Vgl. Kap. Erhabenheit

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

setzen, die hinsichtlich der Gegenwart für seine *patria* ein vorteilhafteres Ergebnis zeitigen. Dem Verfall Roms steht der kulturelle Aufstieg Deutschlands gegenüber«. Celtis verwende demnach Basiselemente »des Geschichtsmodells der *Translatio*«, genauer der »*Translatio imperii* und *Translatio studii*«.[33]

Celtis, der sich selbst als »mitten im Herkynischen Walde«[34] geboren bezeichnet, reklamiert also die »Germania« um 1500 für »Teutschland«. Er ruft die »deutsche[n] Männer« auf, sich »die Sinnesart [ihrer] Ahnen zu eigen« zu machen, die oft Schrecken über die Römer gebracht habe. Ebenso sollen sie sich »den Bastionen Deutschlands« zuwenden und die »zerrissenen Grenzen« wieder zusammenfügen. »Schämt euch, schämt euch, unserer Nation Joch und Knechtschaft auferlegt zu haben [...]. Du freies und kräftiges Volk, du edler und tapferer Volksstamm.«[35] Er verlangt die Pflege von Wissenschaft und Kunst, das aber als Widerstandsakt gegen die Dekadenz der römischen Metropole. Sei es doch »Italiens Luxus [...] und eine entsetzliche Grausamkeit bei der Gier nach dem verderblichen Geld«, das »uns [...] verdorben« habe, »offenbar wäre es besser, wir würden wieder zu jenem rüden Leben der Waldbewohner zurückkehren, solange wir nur innerhalb der Grenzen eines beherrschten Lebens blieben«.[36] Celtis, »der erste bedeutende neulateinische Dichter deutscher Herkunft«,[37] greife »häufig auf Catull, Horaz und Ovid sowie auf Gestalten der griechsichen Mythologie (wie Apoll und Herakles) zurück und fühlt sich geistig nicht nur den Römern, sondern auch den Griechen verwandt«,[38] sehe sich als »Wegbereiter«, gar »als Klassiker der lateinischen Poesie in Deutschland und weist den Führungsanspruch des italienischen Humanismus zurück«.[39]

33 Müller, Gernot Michael, a.a.O., S. 433f. Der deutsche Humanismus entwerfe »folglich kein aus Italien rezipiertes Geschichtsmodell«, sondern setzte ein bewusst oppositionelles dagegen, in dem verschiedene Völker und Staaten in den verschiedenen Epochen jeweils »Träger der höchsten Macht« seien. Die »Translatio« beginne danach mit den zivilisationslehrenden Druiden, komme über die Herrschaft Karls des Großen im Imperium Romanum zu einem Höhepunkt mit den deutsch-römischen Kaisern des Hochmittelalters (vgl. ebda., S. 429 u. 434).

34 Zit. n. Schama, S. 108.

35 Zit. n. ebda., S. 109f.

36 Ebda., S. 110.

37 Riedel, Volker: Antikenrezeption in der deutschen Literatur vom Renaissance-Humanismus bis zur Gegenwart. Eine Einführung. Stuttgart u.a.: Metzler 2000, S. 25.

38 Ebda., S. 29f.

39 Ebda., S. 31. Als »deutscher Horaz« (ebda., S. 29f.) rufe er in sapphischen Oden mehrfach »Apollon, den Erfinder der Poesie« und »Phoebus, Erfinder der schmeichelnden Leier« an, Italien bzw. den Helikon zu verlassen

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Zwar ist in der Renaissance eine gewisse »Abkehr von der Stadt«[40] zu beobachten, etwa im deutschsprachigen Raum oder in den Niederlanden, als Reaktion zünftisch städtebürgerlicher Schichten auf die frühkapitalistischen Umbrüche: Das bedeutet eine Entdeckung der Landschaft als neue ästhetische Kategorie (in Literartur und Malerei), aber noch keine generelle Städtefeindschaft, sondern (ins Mittelalterliche) rückwärtsgewandte Utopien idealer Städte innerhalb idealer Landschaften.

In dieser Landschaft spielt der Wald eine Rolle im Spannungsfeld zwischen vorbürgerlicher, aggregativer Wahrnehmung und neuer Zuschreibung. Bei Celtis etwa ist infolge klimatischer Verbesserungen aus dem ehedem barbarisch kalt-düsteren Wald der Taciteischen ›Germania‹ (und der übereinstimmenden Schilderungen anderer antiker Autoren, auf die sich zeitgenössisch humanistische Italiener in ihren abfälligen Urteilen über schlechtes Wetter und dazu komplementär über das Barbarentum nördlich der Alpen stützen[41]) eine blühende Kulturlandschaft geworden. Per »conversio siderum«, Veränderung der Gestirne und einer »neuen Sonne«, die »der *Germania* nun näher als früher [ist], und mit ihren Strahlen [...] segenspendend das Land« erfüllt, habe sich die Landschaft zur Fruchtbarkeit entwickelt. Zugleich entlastet diese humanismustypische »kosmische[] Konstruktion« die ›Urahnen‹ weitgehend davon, selbst für Barbarentum und Kultivierungsunlust verantwortlich zu sein.[42]

»Überblicksartig stellt Celtis ein Land vor, das sich als vom Menschen planvoll geordneter und bestellter Kulturraum zu erkennen gibt und in dem sich nur noch Reste von unwegsamer und wilder Natur finden. In ihn eingebettet erheben sich gepflegte Städte. Celtis' Hinweis auf die fruchtbaren und reichlich korntragenden Äcker, auf fischreiche Flüsse, auf sonnenbeschienene Weinberge und schließlich auf den Reichtum an Bodenschätzen, den er bereits am Ende des Kapitels über die *silva Hercynia* erwähnt, wollen alle gleich das

und nach Deutschland zu kommen, um, so Volker Riedel, »die Herrschaft anmutiger Musen und Künste auszubreiten [...], damit die barbarische Rede entfliehe und alles Dunkel zusammenstürze«. Ein »nationale[r] Humanismus in lateinischer Sprache«, dessen »Kerngedanke« es sei, »daß die Deutschen die klassische Dichtkunst von den Italienern übernehmen sollen«, wobei Celtis allerdings einen griechischen Akzent setze; vgl. ebda., S. 26f. »Ad Apollinem repertorem poetices ut ab Italis ad Germanos veniat« heißt das nach Riedel heute bekannteste dieser programmatischen Gedichte (vgl. ebda.).

40 Eberle, Matthias: Individuum und Landschaft, S. 158f.

41 Vgl. Müller, Gernot Michael, a.a.O., S. 416.

42 Vgl. ebda., S. 415ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Bild einer kultivierten *Germania* vermitteln, wie es Enea Silvio in seiner *Germania* vom zeitgenössischen Deutschland gezeichnet hat und dem auch die Worte gegolten haben, mit denen Hartmann Schedel, dem italienischen Humanisten folgend, sein Vorwort in Münzers Deutschlandkarte abgeschlossen hat.«[43]

Celtis behandelt die barbarische Vergangenheit der ›Germani‹ als historischen Fakt, ebenso »das Bild eine unwirtlichen Landschaft«, wie es die antiken Autoren entwerfen. Beides sei aber nun zugunsten einer »kultivierten und urbanisierten *Germania*« gewichen.[44] Schedels »Weltchronik« zeigt ebenso ›Germania‹ gerade in »zahlreichen Städtetableaus«, für das »sechste Weltalter« überwiegen hier deutsche Städte.

»Sie sind in den Holzschnitten von Wiesen und nur vereinzelten kleineren Wäldern umgeben. Die Landschaft durchziehen befestigte Straßen, und Flüsse sind durch zahlreiche Brücken passierbar gemacht: alles Zeichen der menschlichen Verfügbarkeit über diesen Raum.«

Derartige Stadtbeschreibungen werden in ›Teutschland‹ nun zunehmend häufig verfasst und transportieren das gewünschte Bild »des eigenen Landes«, einer »allenthalben vom Menschen planvoll gestaltete[n] und vor allem verstädterte[n] Landschaft«, in denen die Städte geradezu als »Träger der geschichtlichen Entwicklung« betrachtet werden – ein Bild, das paradigmatisch aus Italien übernommen wird.[45] Während jedoch

43 Ebda., S. 403. Wenn Simon Schama behauptet, »Celtis' Abhängigkeit von Tacitus war unverkennbar, sowohl in seiner Darstellung von Arminius' Sieg über die Legionen als auch in seiner Beschwörung des einfachen Waldlebens im alten Germanien« (a.a.O., S. 110), dann liegt er damit ebenso falsch, wie in seiner Version eines Widerspruchs zwischen Celtis und Enea Silvio de' Piccolomini, dem »nachmalige[n] Papst Pius II.« und dessen »typisch römische[r] Auffassung« des Tacitus-Textes, dieser beweise nur den Fortschritt der ›Germanen‹ seit ihren barbarischen Anfängen (vgl. ebda., S. 108). Für Celtis' Darstellung ist Enea Silvios Text offenbar ebenso wesentlich, wie die Schedelsche Weltchronik, aber auch Flavio Biondos »Italia Illustrata« und der antike Autor Strabon (vgl. Müller, Gernot Michael, a.a.O., S. 411), rhetorisch rekurriert er auf Horaz, bezüglich eines ›germanischen‹ »Volkscharakters« in »eigenwilliger Weise auf den platonischen Seelenmythos«. Und in diesem Insistieren auf eine »Wesensart der *Germani*«, die sich historischem Wandel entziehe, der Betonung von Wandel und Kontinuität für ›Germania‹, unterscheidet sich Celtis »von seinen Modellautoren« wie Enea Silvio (ebda., S. 414f).

44 Ebda., S. 407. »Mitior et populus Germano nascitur orbe/Explosa ruditate fera, quam barbarus olim/Siluicola in riguis seruabat saltibus ortus« heißt es bei Celtis (zit. n. ebda.).

45 Vgl. ebda., S. 403f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Italien eine Kontinuität des Städtebaus seit der Antike aufweist, führt nördlich der Alpen erst die Vielzahl der Neugründungen des Hoch- und Spätmittelalters für das 15. Jahrhundert zu einer mit Italien vergleichbaren Städtedichte. Allerdings bleiben diese Städte innerhalb der alten, ›feudalen‹ Ordnung »Fremdkörper«, relativ isoliert, vom Umland durch politische Grenzen getrennt, die sich – beschleunigt für die Reichsstädte – nur langsam auflösen. Im deutschen Humanismus nun sollen auch die deutschen Städte »zu einem bestimmenden Faktor des Landes geworden« sein. Zugleich soll klar werden, »daß sich die Trennung zwischen Stadt und wilder Natur in ein Kontinuum von gestalteter Natur aufgelöst hat. Gerade über die erreichte Urbanität definiert sich das Selbstverständnis der kultivierten *Germania*, die sich dem Vorbild Italien selbstbewusst an die Seite stellen kann. Celtis und Hartmann Schedel erweisen sich damit als Rezipienten einer Sichtweise« der italienischen Humanisten wie Biondo und Piccolomini, »die Raumbewußtsein und kulturelle Merkmale aufeinander bezieht«.[46]

In der Folge entwickele sich vor allem in Süddeutschland »ein ganzes Genre sentimentaler Ethnographie«,[47] erscheine in Frankfurt am Main 1588 mit der »Silva Hercynia« von Joachim Camerarius d.J. »das allererste regionale Botanikbuch«, so Schama.[48] Auch er schildert, wie nun – neben imaginierten ›Urwäldern‹ der ›Germanen‹ bzw. ›Wilden Menschen‹ (s.u.) – von »patriotischen Topographen«[49] ein ›humanisierter Wald‹ gegen die ›Urbs romanum‹ gestellt wird. Oden- und Schwarzwald usw. sollen »nicht als unfruchtbare Wildnis« gedacht werden, sondern »auf eine neue Weise als domestizierte Forsten«, Orte »von Gesundheit und Wohlstand«, Forste also, »die mit Ackerland und Obstgärten abwechselten und in guter Beziehung zu den Städten wie Nürnberg und Würzburg lebten«.[50] Zwar ist es richtig, dass der ›Herkynische Wald‹ in bildender Kunst, Literatur und Geographie offenbar weniger ›nach der Natur‹ als vielmehr nach der Phantasie entsteht. Denn inzwischen verschwindet der nach den Entvölkerungen vor allem durch die Pest ›zurückgekehrte‹ Wald längst wieder in großflächigen Rodungen.[51] Bei Schama aber erscheinen die Lobgesänge auf Wälder und Forsten in der Kulturlandschaft als Strategie, bloße Reaktion auf ihr reales Ver-

46 Ebda., S. 406.
47 Ebda., S. 115.
48 Schama, a.a.O., S. 113.
49 Ebda.
50 Ebda., S. 112.
51 Vgl. Ausleitung.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schwinden,[52] und nicht als – wie gezeigt – klares Programm im ›deutschen Humanismus‹.

Der ›Herkynische Wald‹ markiert – wie gesagt – die Topographie der ›Germania‹, die Ausdehnung ihres ›Körpers‹, der aber im 16. Jahrhundert längst nicht mehr abschreckende Wildnis, sondern eine harmonische, städtisch dominierte Kulturlandschaft sein soll. Dieser ›Wald‹ aber ist eine *diaphane Konstruktion*. Denn er ist (und bleibt) zugleich Ort der ›Urahnen‹, die nun in der bildenden Kunst zeitgemäß aufbereitet werden.

Die Asketisierung der »Wilden Leute« zu Urahnen

In der deutschen Renaissance-Rezeption antiker Sozialgeographie, im Zusammenhang beginnender bürgerlicher Abgrenzung von der (südländischen) höfischen Gesellschaft, entstehen eine ganze Reihe von Bildern, deren Thema der »Wilde Mann« und die »Wilde Frau« sind. So bei Albrecht Altdorfer (»Waldmenschen«, um 1510),[53] Hans Leonhart Schäufelein (»Wilder Mann und wilde Frau«) und Martin Schongauer (»Wilder Mann mit verziertem Schild«, ca. 1480).[54] Barbara Eschenburg erkennt in Altdorfers »Waldmenschen«-Grafik formale Bezüge zu Giorgiones »Sturm«, deutlicher aber einen möglichen »direkten Reflex von Celtis' ›Germania‹-Übersetzung«, sei doch Altdorfer der »erste, bei dem solche Waldlandschaften in größerer Anzahl sowohl unter den Zeichnungen wie auch unter den Gemälden anzutreffen sind«.[55] Dabei geht es aber wohl weniger um eine Darstellung des »ungezwungene[n], aber auch wilde[n] ungezügelte[n] Leben[s] der Urbevölkerung Germaniens«, wie Eschenburg meint.[56] Vielmehr vollzieht sich mit der ›Germania‹-Rezeption eine Verschmelzung der Figur des ›Germanen‹ mit der des ›Wilden Mannes‹. Letzterer mutiert so vom tierischen zum ›edlen Wilden‹. »In großen Teilen des Mittelalters hatten behaarte, kannibalistische, sexuell unersättliche wilde Männer und Frauen die Antithese zum zivilisierten Christen dargestellt.«[57]

Im antik-römischen und mittelalterlichen Denken werden Barbaren (als Bedrohung der Gesellschaft) und Wilde Männer (als Bedrohung des Einzelnen) konzipiert als »to be enslaved to nature, to be, like animals,

52 A.a.O., S. 112.
53 Vgl. Eschenburg, Barbara: Landschaft in der deutschen Malerei, S. 49, Abb. 14.
54 Vgl. Schama, a.a.O., S. 114.
55 A.a.O., S. 48.
56 Ebda.
57 Schama, a.a.O., S. 113f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

slaved to desire and unable to controll their passions«; haltlos und unruhig herumstreifend, unfähig zu Sesshaftigkeit, Selbstdisziplin und ausdauernder Arbeit, jähzornig, wirr und feindlich gegen alles ›Normal-Menschliche‹. Im Unterschied zu den Barbaren, deren Erscheinen mit der Apokalypse gleichgesetzt wird und deren Wohnort weit weg im Irgendwo liegt, ist der Wilde Mann »conventionally represented as being always present, inhabiting the immediate confines of the community. He is just out of sight, over the horizon, in the nearby forest, desert, mountains, or hills«, schläft in Tierhöhlen, Felsspalten oder unter großen Bäumen. Er ist ein verschlagener Dieb und Trickser, er verschleppt hilflose Frauen und Kinder in seine Behausungen, um dort Unaussprechliches mit ihnen zu tun. Anders als Barbaren lebt er als Einzelgänger, höchstens mit einer Gefährtin. Er ist unfähig, Vaterverantwortung zu übernehmen. Wenn seine Gefährtin Kinder bekommt, lässt sie sie ihrerseits an Ort und Stelle liegen »to survive or perish as they will«.[58] Insbesondere in mittelalterlichen Mythen erscheint der Wilde Mann als behaart, dunkel, missgestaltet, Riese oder Zwerg, begabt mit Herkuleskräften, schnell wie der Wind, verschlagen wie ein Wolf, fuchsschlau. Fähigkeiten, die in manchen Erzählungen verwandelt sind »into a kind of natural wisdom which makes him into a magician or at least a master of disguise«.[59] Matejovski verweist auf »volkskundliche Überlieferungen«, die dem Wilden Mann »dämonisch-demiurgische Qualitäten« zusprechen. Sie sollen demnach gefressenes Vieh reanimieren können, indem sie es aus den Knochen und Speiseresten wieder zusammensetzen.[60] Das erinnert an verbreitete eurasische schamanische Mythen und Riten zur ›Auferstehung‹ von Opfertieren, wie sie Carlo Ginzburg rekonstruiert und die sich u.a. wiederfinden lassen in der Edda (Thor reanimiert einen Ziegenbock, der aber hinkt, weil Bauern einen Knochen achtlos zerbrochen haben), im semitischen Verbot, die Knochen des Osterlamms zu zerbrechen (mit Nachklängen in der christlichen Passion), bei Medea und Dionysos, in den Versionen des Aschenputtel-Märchens, im Hinken des Teufels, in Verhörprotokollen spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher ›Hexen‹. Die »Asymmetrie des Gehens« ist Kennzeichen einer

58 White, Hayden: The Forms of Wildness. Archaeology of an Idea, in: Dudley, Edward/Novak, Maximillian E. (Ed.): The Wild Man Within. An Image in Western Thought from the Renaissance to Romanticism. Pittsburgh: University of Pittsburgh Press 1972, S. 20f.

59 Ebda.

60 Matejovski, Dirk: Das Motiv des Wahnsinns in der mittelalterlichen Dichtung. Frankfurt/M: Suhrkamp 1996, S. 130f. Er beruft sich hier auf Johannsmeier, Rolf: Spielmann, Schalk und Scharlatan. Die Welt als Karneval: Volkskultur im späten Mittelalter. Reinbek: Rowohlt 1984, S. 81.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Reise ins/Rückkehr aus dem Jenseits als »Tier, Mensch oder eine Mischung aus beidem«, letzlich als »Reinkarnation der ›Herrin der Tiere‹« – Diana, Oriente, Holda etc. – deren AnhängerInnen ihr auf den Rücken von Ziegenböcken durch die Lüfte folgen oder in Gestalt von Wölfen, Hasen, Katzen am ›Sabbat‹ teilnehmen. Denn »Tiere und Tote« sind »zwei Ausdrücke des Andersseins«.[61]

Als »master of disguise« erscheint insbesondere die Wilde Frau. Sie ist den mittelalterlichen Legenden nach unübertroffen hässlich, vollständig behaart, außer an ihren gewaltigen Hängebrüsten, die sie beim Rennen über die Schultern klappt. Sie ist besessen vom Verlangen nach gewöhnlichen Männern. Um arglose Ritter oder Schäfer zu verführen, erscheint sie als höchst verlockende Frau, »revealing her abiding ugliness only during sexual intercourse«.[62] Das zeigt eine zumindest strukturelle Übereinstimmung mit Erzählungen von lockenden Feen, deren Natur nicht erforscht werden darf, auch mit Konstruktionen der ›Frau Welt‹, von trügerischen ›jungfräulichen Landschaften‹, von Hexen, Kannibalinnen usw. Die ›Hässlichkeit‹ hinter der Verlockung, der vorgegaukelten Schönheit offenbart sich im durchdringenden, verschlingenden Akt, also infolge männlichen Kontroll- und Distanzverlusts, der Nichtwahrung von Grenzen, Vermischung.

Die Wilde Frau bleibt weitaus eindeutiger die Andere (vgl. die Konstruktion der Kannibalin in der neuen Welt) – wenigstens die Numinose –, als der Wilde Mann, dessen ›bukolische‹ oder pagane Eigenschaften in der Variante als Hüter der Tiere durchaus Affinitäten zu christlichen Einsiedler-Figuren (bzw. umgekehrt) ausweisen. Die Wilde Frau aber wird erst dann zur eher positiven Figur, wenn sie als zwar rustikale, aber Untergeordnete und Abhängige erscheint.

Am Ende des Mittelalters werden »wilde Männer zu Musterbeispielen des tugendhaften und natürlichen Lebens umgearbeitet«.[63] So verlieren der ›Wilde Mann‹ und seine Frau als Bewohner heroischer Idyllen

61 Ginzburg: Hexensabbat, S. 248ff. und 266f. Vgl. Kap. Ungezügelte Pflanzen und Reptilien zum Zusammenhang von ›Hinken‹, Fliegenpilz und Kröte, sowie Erle und Holunder. Zwar spricht auch White bezüglich magischer Fähigkeiten von Wilden Männern und Frauen von einer beginnenden Verschmelzung mit mittelalterlichen Vorstellungen von Teufel, Dämon, Hexe(rn). Er besteht aber auf einer Unterscheidung des zeitgenössischen formalen Denkens zwischen diesen Wilden als bloße menschliche Regression ins Tierische und des Dämonischen als »edowed with evil spiritual powers«. (a.a.O., S. 22). Was allerdings über pagane – etwa keltische – Tradierungen nichts sagt.

62 Ebda., S. 21.

63 Schama, a.a.O., S. 113f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

die »tierhaften Züge«, den Geruch der Kinderfresserei, betreiben gutmütige ›wilde Männer‹ gar Ackerbau und Viehzucht. Der Straßburger Prediger Geiler von Kaysersberg stellt außerdem einen Zusammenhang zu frühchristlichen heiligen Einsiedlern her.[64] Insofern wird hier eine (bereits alte) Variante der wechselseitigen Bedingung von ›Wildnis‹ und ›Tugend‹ unter dem Signum der ›Askese‹ hergestellt.[65]

Hauptsächlich aber repräsentieren diese ›Wilden Leute‹ nun ein ›Urbild‹ der patriarchalen Familie: »Ein sittsames Paar hält behaarte Händchen, oder stolze Eltern tätscheln stupsnasigen kleinen Wilden den Kopf. [...] Zwar ist das Paar immer noch behaart, aber seine Nacktheit wird jetzt unter üppigem Blattwerk verborgen. Der Ehemann trägt ein Bäumchen als Stab, mit dem er seine Schutzpflichten als *pater familias* erfüllt. Und während die linke Hand seiner Frau die Weinranke umklammert, die für ihre Fruchtbarkeit steht, ruht ihre Rechte wohlwollend auf der Frucht ihrer Leibes.«[66] Ähnlich ist das auch bei Altdorfers »Waldmenschen«. Hier hütet die nackte, aber züchtige wilde Mutter im Schutz ihrer natürlichen Behausung eines Dickichts das Kind, während der Mann, mit einem Schurz bekleidet, draußen seinen Stab zum Niederschlagen eines Gegners benutzt.[67] Keine Unfähigkeit mehr zu Vater- und Mutterpflichten, im Gegenteil. Schamas Resümee dieser Entwicklung berührt nur einen unter mehreren Aspekten: »Um den deutschen Wäldern, ihren Stammesvorfahren und ihren modernen Nachkommen gerecht zu werden, brauchte man also ebensoviel Feingefühl wie Entschlossenheit. Ihre Bewohner mußten wild genug sein, um sich von den

64 Vgl. ebda.

65 Ähnlich ist dann auch die Figur der Maria Magdalena konstruiert. Als sie »ihr sündiges Leben bereute, zog sie sich für 30 Jahre als Einsiedlerin in die Wildnis zurück und entsagte allen weltlichen Bedürfnissen wie Kleidung und Nahrung. Sie wurde am Körper behaart und nur von ihrem üppigen langen Kopfhaar bedeckt abgebildet«. Korsch, Evelyn: Wilde Leute, in: Kuhn, Annette/Pitzen, Marianne (Hg.): Stadt der Frauen. Szenarien aus spätmittelalterlicher Geschichte und zeitgenössischer Kunst. Zürich, Dortmund: Edition Ebersbach im eFeF-Verlag 1994, S. 207. Korsch stellt zwei Stiche des ›Hausbuchmeisters‹ gegenüber (»Die Wildenfamilie«, um 1480, und »Die Hl. Maria Magdalena«, um 1490). Die – hier weibliche – Körperbehaarung als Signum zeigt erneut den aggregativen Charakter der Wahrnehmung. Einerseits kennzeichnet sie zügelloses, wildes Begehren und später Fruchtbarkeit – zu deren Attributen die sichtbaren Brüste und die stets vorhandenen Kinder gehören –, andererseits, bei der ›reuigen Sünderin‹ die erworbene Keuschheit, verbergen die in der Wildnis erworbenen Haare den zuvor prostituierten Leib und entziehen ihn so den Begehrlichkeiten.

66 Schama, a.a.O., S. 114.

67 Vgl. Eschenburg, a.a.O., S. 49, Abb. 14.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

erschlafften italienischen Städtern zu unterscheiden, aber nicht so wild, daß sie die alten Anklagen der Tierhaftigkeit auf sich zogen.«[68]

Der ›deutsche Wald‹ als imaginierte Gegenwelt zum ›dekadenten Rom‹, also auch zum ›untergegangenen‹ Imperium, das nun keine Führungsrolle mehr haben soll. Aber eben nicht zur Stadt generell, wie Schama nahelegt,[69] werden doch von wandernden Humanisten wie Celtis ebenso wie von Meistersingern wie Hans Sachs Lobgesänge auf Städte verfasst – allerdings auf ›deutsche‹ Städte und deren segensreiche Umgebung.[70] Das gehört »zum festen Bestandteil humanistischer Städtedarstellungen«, was diese »fundamental von mittelalterlichen Beispielen ihrer Gattung« unterscheide, »in denen der Blick über die Stadtmauern hinaus keine Rolle spielt«.[71] Schon, weil erst das frühbürgerliche Subjekt die Landschaft entdecken kann. Prototyp von Darstellungen, in denen »Fruchtbarkeit und Schönheit des Umlands« das Lob der Stadt mehren, und in denen die Stadt ein explizit von »Menschen gestaltete[r] und kultivierte[r] Raum« ist, ist Leonardo Brunis »Laudatio Florentinae urbis«, es folgen die zwei Basel-Briefe Piccolominis.[72] Aller-

68 Schama, a.a.O., S. 115.

69 So auch, wenn er schreibt, Hans Sachs orientiere seine »Klag der wilden Holtzleut uber die ungetrewen Welt« an Celtis' Paradigma, dass der Wald »den Musen lieb ist«, die Stadt aber »den Dichtern verhaßt« (a.a.O., S. 114f.).

70 Ähnlich auch die »Bamberg-Rede« von Albrecht von Eyb, der insbesondere »die Schönheit der Umgebung Bambergs hervorhob und die die Bischofstadt umgebenden Wälder für die Jagd empfahl. Die Umgebung wird hier ebenso zum Naherholungsbereich wie in Celtis' *Norimberga*, wo er die vor der Stadt liegende Hallerwiese als Tummelplatz für die städtische Jugend vorstellt« (Müller, Gernot Michael, a.a.O., S. 404, Fn. 4).

71 Ebda., S. 294f.

72 Vgl. Müller, Gernot Michael, a.a.O., S. 295f. Zu derartigen Renaissance-Diskussionen vor allem in Italien und Frankreich, ebenso Deutschland gehört auch die Konzeption von Idealstädten – sowohl theoretisch in Bezug auf Vitruvs »Zehn Bücher über die Architektur«, als auch praktisch (Bruni plant für Florenz um die Machtpole Dom und Palast herum konzentrische Kreise aus Häusern und Mauern, Alberti »eine Ständestadt mit klar abgesetzten Wohnvierteln«, auch Dürer entwirft viereckige Idealstädte). In diesen Zusammenhang gehören ebenso bekanntermaßen utopisch-politische Entwürfe, vor allem Thomas Mores »Utopia« (1516) oder später (1601, gedr. 1623) Tommaso Campanellas »Città del Sole« (vgl. Kluge, Walter: Die Stadt in der Utopie, in: Mahler [Hg.]: Stadt-Bilder. Allegorie, Mimesis, Imagination. Heidelberg: Winter 1999, S. 69ff. u. 72ff.). Zur weiblichen Allegorese von Städten vgl. Exkurs II.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

dings ist das ›Stadtlob‹ offenbar zumeist Utopie in Gestalt einer Zustandsbeschreibung.[73]

Der Wandel der ›Wilden Leute‹ von negativen zu eher positiven Gestalten beginnt im 15. Jahrhundert. Schon zuvor ist der Charakter dieser Figuren in unterschiedlichen Bedeutungsräumen angesiedelt: Zwischen paganen Residuen (Satyrn, Faune, Silenen, Nymphen, Centauren, Minotaurus, keltische Wächter des Totenreichs, Herrinnen und Hüter der Tiere), die teils in christlichen Klausnern wieder anzutreffen sind, theologischen Zuschreibungen als »Kainskinder«[74] und antichristlicher triebhafter Sünde, sowie »friedfertiger Narrheit« oder rasendem Wahnsinn außerhalb höfischer Zivilisation – wobei der Gegenentwurf zum Courtoisen changiert zwischen Karikierung bzw. Verspottung der insgeheim noch gefürchteten ›hässlichen‹ Inkarnation mythischer Naturmacht und der jederzeit möglichen »conversio« auch des höfischen Menschen zur Bestie[75] –, schließlich in ›volkskulturellen‹ Adaptionen. Das Motiv des Aufbegehrens gegen obrigkeitliche Reglementierungen erkennt Norbert Schindler in Karnevalsumzügen des 14. bis 16. Jahrhunderts etwa in Nürnberg. Hier sei die Kostümierung zu ›Wilden Leuten‹ als Demonstration der Stärke gedacht, zumal die benutzten Bärenfelle einen Angriff auf herrschaftliche Jagdvorrechte bedeuteten.[76]

Zunächst, schreibt Hayden White, hätten im Mittelalter zwei miteinander unvereinbare Bilder der Wildheit bestanden – »the one as desire, the other as punishment« – abgeleitet aus zwei disparaten kulturellen Traditionen, dem »benign imagery« der »classical archetypes« und dem

73 ›Stadtlob‹ (›laus urbis‹) bzw. ›Stadtbeschreibung‹ (›descriptio urbis‹) sind schon »zu Lebzeiten Ovids eine seit Jahrhunderten fest etablierte Gattung«, sowohl in der Poesie, als auch in Historiographie, politischen Texten, Gerichtsreden etc. Allerdings wird in solchen Texten erst seit dem Mittelalter die jeweilige Bevölkerung zu einem »das Leben einer Stadt entscheidend prägendem Element[]«. In den antiken Beschreibungen sind die Städte noch geprägt durch Topographie, Infrastruktur, Klima usw. (vgl. Holzberg, Niklas: »Ihrer Aeneas' Stadt wählt sich Venus als Sitz«. Rom aus der Sicht seiner Dichter, in: Mahler, Andreas [Hg.]: Stadt-Bilder, S. 57f. Vgl. Classen, Carl Joachim: Die Stadt im Spiegel der Descriptiones und Laudes urbium in der antiken und mittelalterlichen Literatur bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Hildesheim, New York: Olms 1980, S. 17 u. 29).

74 Vgl. Cartmill, Matt: Tod im Morgengrauen, S. 73ff., Ginzburg, a.a.O., S. 91ff., Matejovski, a.a.O., S. 130, White, a.a.O., S. 24, Wyss, Stephan: AskeSe, S. 164.

75 Vgl. Matejovski, a.a.O., S. 131 u. 127.

76 Vgl. Schindler, Norbert: Widerspenstige Leute. Studien zur Volkskultur in der frühen Neuzeit. Frankfurt/M: Fischer 1992, S. 131ff.; Vgl. Korsch, a.a.O.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

»malignant imagery« der »biblical ones«.[77] Im Hochmittelalter sei es dann offenbar zu einer Verschmelzung, ja Konfudierung gekommen, wodurch eine »anomale Konzeption« entstanden sei. So zeige die Ikonographie des 13. und 14. Jahrhunderts den Wilden Mann als zugleich gut und böse, beneidet und gefürchtet, verehrt und verrufen.[78] »Anomal« kann das aber nur aus der Perspektive der damaligen Theologie sein (die White anscheinend einnimmt), denn eine derartige Numinosität – und eben nicht »Gutartigkeit«, wie White behauptet – ist bereits in paganen Konstruktionen angelegt, die, so White selbst, bis zum 12. Jahrhundert zusammen mit klassisch-antiken sozusagen im sozialen wie intellektuellen »Untergrund« überlebten, um dann mit der Wiederentdeckung der »klassischen Kultur« und »humanistischer Werte« sowie darauf basierender neuer Naturkonzeptionen wieder aufzutauchen – simultan dazu vollziehe sich eine »redemption of the image of the Wild Man«.[79] Die »Konfusion« um diesen zerstreue sich in der »Hochkultur« erfolgreich im scholastischen Denken. Infolge dieser »Erlösung«, der Bereinigung der Natur von allen theoretischen Beschuldigungen des Bösen und im Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Krisen sei während des 15. Jahrhunderts die »gutartige« Konzeption des Wilden Manns von der »bösartigen« losgelöst worden,

»and writers and thinkers began to recognize the fruitfull uses in culture criticism to which a demythologized version of the benign imagery could be put. In short, sometime in the early modern period, no doubt as part of a general movement of secularization and as a function of humanism, the image of wildness was ›fictionalized‹, that is, seperated from an imagined ›essence‹ of wildness and turned to limited use as an instrument of intracultural criticism«.[80]

White differenziert dabei zwischen zwei Formen, eine »verlorene Welt« zu imaginieren: im »archaism« erscheine diese Welt als gewalttätig, turbulent, animalisch, geordnet nach den Gesetzen des Dschungels, in denen der Stärkere überlebe, als die verschwundenen dunklen, formlosen Wälder Dantes, Machiavellis, Hobbes, Vicos. Im »primitivism« erscheine sie arkadisch, friedvoll, paradiesisch, latent noch immer vorhan-

77 White, a.a.O., S. 31. White stützt sich hier auf Richard Bernheimers Untersuchung »Wild Men in the Middle Ages« (1952), auch wenn er sich von dessen »Freudian language of repression and sublimation« distanziert, handele es sich doch um ein »distinctively *medieval* phenomenon« (ebda.).
78 Vgl. ebda.
79 Ebda., S. 22f.
80 Ebda., S. 31.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

den im »korrupten und zivilisierten Menschen«. Nur in der Naturvorstellung der Primitivisten, wie in Hans Sachs' »Klag der wilden Holtzleut«, könne der Wilde Mann den Aspekt des »Edlen Wilden« annehmen. Der tauche auf nach dem »kulturellen Zusammenbruch« des Mittelalters mit den Versuchen der Humanisten, Geschichte, Mythen und Legenden nach dem abzusuchen, was sowohl »ihre innersten Sehnsüchte nach Befreiung« ausdrücke, als auch ihre Verbundenheit mit alten Traditionen; wobei sich die Radikalität der Kritik an der bestehenden Zivilisation eben darin zeige, deren »Antityp« zu ›adoptieren‹.[81]

Zwar erscheint Whites Ansatz auch hier recht undifferenziert, sind doch in den humanistischen Entwürfen »Archaismus« und »Primitivismus« offenbar nicht ausschließlich derart klar voneinander getrennt. Wichtig aber ist der von ihm betonte Vorgang der Demythologisierung und Fiktionalisierung. In der Fiktionalisierung löst sich das ›mythische Grauen‹ auf, entsteht eine neue Sinn-Produktion. Das gilt offensichtlich nicht für die ›Volkskultur‹,[82] hier bleiben die Mythen ›real‹, Mittel zur Lebensbewältigung.[83] Innerhalb der ›Hochkultur‹ aber vollzieht sich damit ein wesentlicher Schritt zur Abstraktion: weg vom Aggregativen zum Generativen: Die Wilden Leute sind nun nicht mehr Bestandteile simultaner Bedeutungsräume (auch, wenn sie das in der Wahrnehmung insbesondere ländlicher Unterschichten noch länger bleiben), sondern (weitgehend) überführt in den einen vertikalen Raum reflexiv vermittelnder Schichten[84] als ›Begründer‹ einer Genealogie. Im Bildprogramm des deutschen Humanismus dienen sie also der Konstruktion ›germanischer Indigenität‹: der ›Urahnen‹.

Die Art und Weise dieser ›Urahnen‹-Konstruktion lässt sich an Cranachs in mehren leicht variierenden Tafelbildern gemalten »Wilden Leuten« (1530) zeigen. Der bärtige Mann – spitze Ohren weisen ihn als Faun aus – sitzt vor einem düsteren, überragenden Wald auf einem Steinblock. Die Keule, mit der er zuvor den Löwen erschlagen hat, hat er in seinem Schoß aufgestellt. Neben ihm rechts steht – ebenso nackt, aber züchtig – die Frau, ein Kind auf dem Arm, ein zweites an der Hand, beide Knaben. Hinter ihr ist der Wald nur noch ein höchstens kopfhohes Gebüsch, über ihr am Horizont ragen eine Burg auf einem Felsen und der Himmel auf.[85] Edgar Bierende verweist auf den Zusammenhang zwischen »dem euhemeristischen Geschichtsverständnis der christlichen

81 Vgl. ebda., S. 27f.
82 Vgl. ebda., 31.
83 Vgl. Allmann, Joachim: Der Wald in der frühen Neuzeit, S. 297ff.
84 Vgl. Czerwinski, Peter: Gegenwärtigkeit, S. 86.
85 Bierende, a.a.O., S. 239, Abb. 95.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Humanisten« und den – hier sächsischen – »fürstlichen Machtinter essen«, die eigenen territorialen Anrechte, etwa gegenüber dem Klerus, (prä)historisch und mythisch-genealogisch zu legitimieren.[86] Und so rekonstruiert er die Figuren anhand mythologisch-historischer Berichte zur sächsisch-merseburgischen Vorzeit in damaligen Chroniken: Der Mann erscheint allegorisch als Träger von »Stärke, Tapferkeit und Mannesruhm (*virtus*)«, als prähistorischer Sachsenfürst Hermenn – aus dem nach euhemeristischem Verständnis später der Gott Hermenn wird, hinter dem Herkules, Herakles, Hammon stehen – und zugleich als germanisch-vendischer Waldgott Zuttibero. Die Frau repräsentiert »Mutterliebe, *caritas*«, die sächsische Ahnherrin und die »Merseburger Jungfrau (*virgo*) bzw. die zweite germanisch-vendische Frauenhauptgottheit zu Merseburg«, gleichgesetzt mit Venus.[87]

Das aber sind noch nicht alle Zeit- und Sinnebenen, die sich hier überlagern, noch nicht alle Aspekte, die in den Figuren verschmelzen. Stephan Wyss setzt »Die Wilden Leute« in Beziehung zu anderen Hauptwerken Cranachs: »Der heilige Hieronymus als Büsser in der Wildnis« (1525) und »Die Rast auf der Flucht nach Ägypten« (1504) und entdeckt »Der heiligen Familie zweiter Teil« – wobei er eine andere Variante Cranachs wählt.[88] Hier ist der Gesichtsausdruck des Mannes weniger grimmig, denn gezeichnet von »Anstrengung und Müdigkeit, auch Trauer«, das Lächeln der Frau – wie auch in der anderen Version – »[b]illigend«, wohl gar »triumphierend«. Zu sehen, so Wyss, ist die »familiär bezwungene Animalität«. Der Waldgott, das Mischwesen zwischen Natur und Zivilisation, verwandt mit den »ithyphallische[n] Gestalten« im Gefolge des Dionysos usw., hat das ›Tier‹ erschlagen. Die Tatwaffe, die Keule, treibt direkt in seinem Schoß schambedeckend »Schößlinge«. »So ist er Vater und Ehemann.«[89] Die Mutter und Ehefrau rechts sei »zweifellos, was Brustbild und die Haltung des Säuglings auf dem rechten Arm betrifft, der heiligen Jungfrau nachempfunden«, auch, wenn ihre Nacktheit und das zweite Kind das zugleich dementiere. Und wie in der »Rast« wölbe sich auch hier ein wolkenlos blauer Himmel darüber: »Gott will es so.«[90]

86 Vgl. ebda., S. 243f.
87 Vgl. ebda., S. 242f.
88 Wyss, Stephan: AskeSe, S. 162.
89 Ebda., S. 163.
90 Ebda. Vgl. Abb. 1, S. 233. Der asketische Josef stehe hier als alter Mann unter einer mächtigen Fichte, dem Baum, unter dem »der Mann gegen das Tier« kämpft, unter dem sich Attis entmannt, um nicht »im Geschlecht des Ischtar-Weibes unterzugehen«, unter dem sich »Hieronymus die Brust« schlägt (vgl. ebda., S. 162f.).

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Entschieden ist hier der »Kampf um Hell und Dunkel, die symbolische Ambivalenz des Löwen«, nichts ist mehr offen im Kampf um die Macht, »*exitus certus est*« – erzwungen durch Gewalt.[91] »Die Jungfrau steht im Lichte, das Tier aber liegt im Dunkel« – wenn auch im Wald dahinter, wohin sich »die Angst eben erst« verzogen hat,[92] der Werwolf lauert. Der ist offenbar etymologischer Verwandter des Fauns. Der Faun glaube sich durchs Töten des Löwen selbst erlöst zu haben, sei der Verblendung erlegen, kein Faun mehr zu sein, habe aber »nur Ruhe für seine Generation« geschaffen, »schon die nächste gebiert den Werwolf« – der ist unausrottbar, »weil er die Strafe für die getötete Bestie selbst ist«.[93]

Reformatorische Dialektik. Denn bei Cranach regiert selbstverständlich das »reformierte Ethos der Leidenschaftslosigkeit«.[94] Das drohende »Dunkel der Leidenschaft, [...] wie es die brutale Wehr des Faunvaters« verdeutliche,[95] fordert demnach permanente ›Selbstprüfungen‹. So wird gerade die »Faunenfamilie« zum Sinnbild einer »Neugeburt asketischer Ehemoral« – auch in der Wiederbelebung von Stoa und Patristik – im Kontext der »Demobilisierung weitgespannter, gesellschaftsübergreifender Sinn- und Ordnungsstrukturen wie Polis oder Reich« und der geforderten »Aufrüstung von Individuen und Kleingruppen«, in der der gesamte Glaubens- und Sittenapparat dem Einzelnen auferlegt wird, damit dieser beginnt, »*ex cathedra* autoritär und unfehlbar den *orbis terrarum* in Ordnung zu halten, beginnend mit der Disziplinierung der Familie, die nahtlos in die der Gesellschaft übergeht«.[96] Gemäß des asketischen Eros hat sich im Faunen-Bild »der Sexus ins Symbol zurückgezogen, in die burgbestückte Feste über dem Haupt der Frau, in die Keule vor dem Leib des Mannes, die hier nicht ihren letzten Löwen erschlagen hat; defensive Weiblichkeit, attackierender Mann«.[97]

Das lutherische Eheprogramm lässt sich u.a. direkt auf die »asketische Ehemoral« des anderen (von Cranach thematisierten) Löwenbe-

91 Vgl. ebda., S. 163f. Die »christliche Löwensymbolik« ist geprägt von Ambivalenz, besser: Dualismus: Der Löwe steht für Christus und korrespondierend für Satan, Licht und Dunkelheit, Rettung und Untergang. »Die Ambivalenz aber ist die Ambivalenz jenes Dritten, für die der Löwe steht: der Macht.« (ebda., S. 20)
92 Vgl. ebda., S. 163.
93 Ebda., S. 167. Vgl. Cranachs Stich »Der Werwolf« (ca. 1512), ebda., S. 250, Abb. 18.
94 Ebda., S. 164.
95 Ebda., S. 165.
96 Ebda.
97 Ebda., S. 164.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

zwingers, des Eremiten Hieronymus zurückführen: Hieronymus, »Patron« der Renaissance, der bereit sei, von »fremden Welten« zu lernen, dessen legendäres Bestiarium nun Signum wissenschaftlicher Entzauberung, Kultivierung, Humanisierung der äußeren Natur, Zähmung der Wildnis ist, ist der »Dornauszieher«,[98] der den Löwen zähmt, indem er ihm »den Stachel des todbringenden Begehrens« aus dem Fleisch zieht, »den sich das sündige Elternpaar im Paradies eingetreten hatte«.[99] Hieronymus propagiert zwar die »Josefs-Ehe«, in der Mann und Frau als Mönch und Nonne miteinander leben sollen. Dann zitiert er auch den Stoiker Seneca, wonach auch eine »allzu brennende Liebe für die eigene Frau« ehebrecherisch sei und der Mann sich »ihr nicht als Geliebter, sondern als Gatte nähern« solle.[100]

›Asket‹ und ›Jungfrau‹ als Vorbilder des bürgerlichen Familienvaters und der bürgerlichen Familienmutter. Die vorgebliche Keimzelle der Gesellschaft basiert auf der Negation des ›Tierischen‹, des Stachels des Begehrens. Dass gerade die Wilden Leute hierfür stehen sollen, verlegt das Postulat ins Vorzeitliche, schafft eine genealogische Legitimation. Die Überwindung des Animalischen ist wohl auch darin zu erkennen, dass die Körperbehaarung der Wilden in diesen Cranach-Bildern verschwunden ist.

Fiktionalisierung der ›Wilden Leute‹ zu ›Urahnen‹: Es gibt einen Unterschied zwischen der jeweiligen Transformation von Wildem Mann und Wilder Frau. Der Wilde Mann (Waldgott) hat zwar ›böse‹ Eigenschaften (er ist Einzelgänger, unfähig zur Vaterverantwortung, tut Unaussprechliches mit geraubten Frauen und Kindern), aber er hat ebenso grundsätzlich geforderte männliche Eigenschaften (er ist aktiv, tapfer, kampfstark, eroberungswillig).

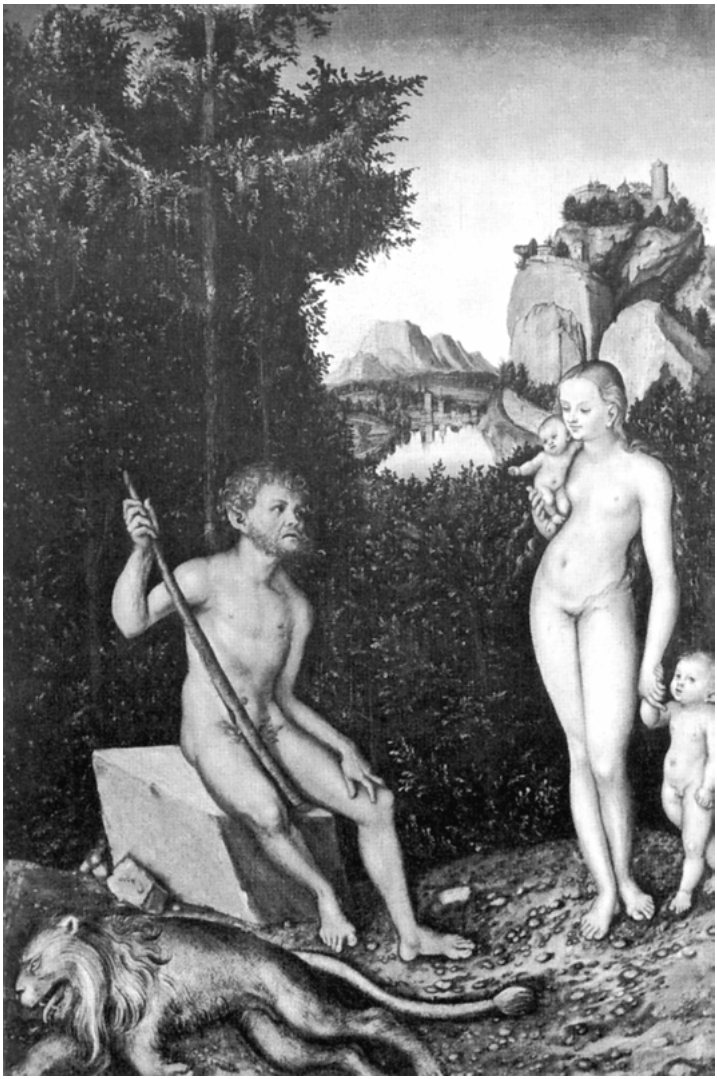
Die Wilde Frau (Waldgöttin) hingegen hat keine erwünschten weiblichen Eigenschaften – auch nicht in roher Form. Sie ist vielmehr ein Wesen der ›verkehrten Welt‹. Die Verschmelzung des Wilden Manns mit dem Germanen zum Ahnherrn ist also eine Überführung des Rohen ins Beherrschte. Die Tötung des Bösen, des ›Tiers‹, übernimmt er aktiv, selbst-tätig. Die Verschmelzung der Wilden Frau mit der Germanin zur Ahnherrin dagegen ist ein völliges Umkrempeln (der verkehrten Welt von ›links‹ auf ›rechts‹), das sie passiv erfährt: bloße Sozia des ›historischen‹, ›epochalen‹ männlichen Schritts. Beide Figuren sind nun Bestandteil einer Kulturlandschaft. Während aber die ›männliche Wildnis‹ transformiert ist in den nun gewollten Wald, ist die ›weibliche Wildnis‹

98 Ebda., S. 26.
99 Ebda., S. 29. Vgl. Exkurs I.
100 Ebda., S. 164.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

abgeschafft, ersetzt durch den Garten. Der Waldgott bleibt im Amt – nun aber als Beherrscher der Waldes. Die Waldgöttin aber hat abgedankt.

Abb. 7: Cranach d.Ä.: Faun mit Familie und erschlagenem Löwen, um 1530



https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Die Junggesellengeburt eines »unvermischten Volkes«

Das ›deutsche Urvolk‹ zeigt nach Celtis eine solche rohe Männlichkeit in der Antike und gemäß der »mutatio« eine deutlich zivilisiertere Form in der Renaissance.

»Diesem Volk verlieh die verschwenderische Natur gewaltige Gliedmaßen, die in ihrer Größe der Brust ähnlich sind und die mit hochgewachsenen Körperteilen ihre weißen Leiber über die milchfarbenen Hälse hinaus hochragen lassen. Blond ist das Haar, hell sind auch die Augen und in heller Farbe wahren ihre Glieder wohlproportioniert die rechte Statur. Stimme und Gebärden verraten innere Haltung und ihre Gemütsverfassung; die Stimme klingt nicht weibisch, sondern durch und durch männlich zeugt sie mit grobsprechendem Gaumen von kriegerischer Gesinnung.«[101]

Noch immer »durch und durch männlich« wachse inzwischen aber »ein sanfteres Volk« heran, »da die wilde Roheit vertrieben ist« – durchs zivilisierende Wirken der Druiden, ›Philosophen griechischer Lebensweise‹, von den Römern aus Gallien vertrieben und nach Germanien geflohen, die zunächst ihre Riten unter Eichen zelebrieren, in abgeschiedenen Wald-Klöstern leben, dann die verstreut lebenden ›Germanen‹ einen, ihnen Land-, Haus- und Städtebau beibringen[102] –, zugleich ist die

101 Celtis: De situ et moribus Germaniae additiones; zit. n. Müller, Gernot Michael, a.a.O., S. 95.

102 Vgl. Müller, a.a.O., S. 418 u. 422ff. Dass dieser in der »Norimberga« ausgebreitete Druiden-Mythos im Widerspruch zur ›germanischen‹ ›Indigenität‹ und ›Autochthonie‹ steht, muss ebenso »offen bleiben«, wie das ›Griechentum‹ der Druiden. Wichtig ist Celtis aber, sie unbedingt als »Archegeten einer von Römern unbeeinflußten Kultur« darzustellen (ebda., S. 421). Auch Schama (a.a.O., S. 112) bezieht sich auf die »Norimberga«. Sie feiere »die Vorzüge der deutschen Wälder«, inbesondere »die verbliebenen Teile des Urwalds, des Herkynischen Waldes, eines Ortes voller Druidenhaine mit ›murmelnden Blättern‹ und ›dunklen Tälern, wo laute Ströme tosen und sich über die Felsen ergießen‹«. Schama übersieht, dass die Druidenhaine nur insofern »gefeiert« werden, als dass sie Ausgangspunkte einer Zivilisierung der ›Germanen‹ sein sollen. Ähnlich Eberle (a.a.O., S. 166), der schreibt, Celtis fordere, »die ›druidische Weisheit‹ und die ›Wald- und Feldreligion‹ der Germanen für die neuere Philosophie zu aktivieren«. Er sieht das in dem Kontext eines »Bemühen[s] um eine neue Identität«, was nachvollziebar »eine immere stärkere Auseinandersetzung mit der Natur« zur Folge gehabt habe: »Die von Gott geschaffene Natur bot, im Unterschied zu den von Menschen geschaffenen Dingen und Verhältnissen, direkteren und unmittelbareren Aufschluß über das Wesen der Welt. Hatte doch schon der Cusaner darauf hingewiesen, daß der Sinn der Existenz, das Wesen Gottes sich in der Schönheit und Regelmäßigkeit der Natur offenbare.«

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Wildnis der Barbaren – infolge der nun per »conversio siderum« »neuen«, weil näheren Sonne – der Kulturlandschaft gewichen.[103] Das entspricht dem humanismustypischen Denken zwischen Wandel und Kontinuität. Abgesehen von diesem Schluss hat Celtis ›Germania‹, den ›Herkynischen Wald‹ vollständig diaphan aufgebaut. Da sind die ›Germanen‹ nun grundsätzlich (anders, als bei Tacitus) »wohlproportioniert«, wie inzwischen auch die Landschaft, sie kultivieren Wein und bearbeiten »die fetten Äcker [...] mit vierspännigem Pflug«[104] (die Barbaren sind andere: Ungarn oder Lappen),[105] sind leidenschaftliche und kunstfertige Jäger. Gleichzeitig halten sie »es auch nicht für Unrecht, auf Raub auszugehen, wenn sie die wilden Kämpfe des kriegsbringenden Mars im Sinne haben, und diesen an den erhabenen Höfen der Könige suchen«. Sie sind bereit, »wagemutige Risiken einzugehen, nicht träge und nicht furchtsam zu sein, zu sterben und das rosafarbene Blut im Kampf für Vaterland und die lieben Freunde auszugießen, zu jeder Bluttat bereit, wenn sie irgendein Unrecht verletzt hat«, dabei treu, standhaft und fromm, lieben Religion, alles Himmlische, Gute, Anständige und unfähig zur Lüge.[106] ›Germania« ernährt Mensch und Vieh, »bringt auf fruchtbarer Scholle das ährentragende Korn mit großem Zins aus« hat blumenübersäte »[f]ette Weiden«, dazu eine »gewaltige Maschinerie« von Schmelzöfen und Hämmern zur Verarbeitung der großen Erzvorkommen.[107] Zugleich besteht ›Germania‹ aus »unermeßlich große[n] Haine[n]« voller uralter, als heilig verehrter Eichen, leben Druiden in den dichten Wäldern in »prächtigen« Klöstern.[108] All das wird im Präsens erzählt.

Celtis konstituiert eine »Volksgemeinschaft« und ein damit untrennbares »Raumbewußtsein«.[109] ›Germania‹ (entsinnlichte ›Mutter‹ asketischer Ehemoral, schon ewig Territorialisierte: »Mutter-Land«, gewaltige »Figurine« einer zur »Urlandschaft« erstarrten Geschichte[110]) und ›Germani‹ werden zur unauflöslichen Einheit, die »seit Anbeginn der Welt« besteht. Ein »territoriales Bewußtsein«, das nicht politisch-genealogisch, sondern ethnisch, per ewiger Siedlungskontinuität, als direkte Abstammung von einem Schöpfergott definiert wird.[111]

103 Vgl. Celtis: De situ; zit. n. Müller, a.a.O., S. 109.
104 Ebda.; zit. n. Müller, a.a.O., S. 95.
105 Vgl. ebda.; zit. n. Müller, a.a.O., S. 99ff.
106 Vgl. ebda.; zit. n. Müller, a.a.O., S. 95ff.
107 Vgl. ebda.; zit. n. Müller, a.a.O., S. 107.
108 Vgl. ebda.; zit. n. Müller, a.a.O., S. 103.
109 Müller, a.a.O., S. 349.
110 Vgl. Kap. Zu erobernde Jungfrauen.
111 Vgl. Müller, a.a.O.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Die Welt ist eine Junggesellengeburt. Der alte Gott Demogorgon spürt einen »Aufruhr« in seinem Bauch – darin trägt er die ganze Welt als rohe, chaotische Masse – »der zufällig anschwoll, und er den von der reifen Last schwangeren Unterleib auseinanderspannte, die empfangen worden war zu Anbeginn des ewigen Weltalls«. Unwillig, die brodelnde Materie länger zu ertragen, »schüttelte er den Bauch aus. Und bald waren herausgetreten Erde, Himmel und das wellenspeiende Meer, die klare und stürmische Luft« etc., sowie die Gestirne. Die geben den Dingen eine neue und ordnende Kraft. Mit diesem Geburtsakt werden auch direkt die Deutschen/Germanen als ›Urvolk‹ erzeugt, auf eigener Erde, gar »unter seinem eigenen Himmel« mit eigenen Gestirnen.[112] Dieses ›Urvolk‹, das für die deutschen Humanisten, so auch den Celtis-Schüler Heinrich Bebel (»Germani sunt indigenae«, 1501), allein als ›Unbesiegte‹ und ›Unvermischte‹ Indigenitätskriterien erfülle,[113] erhält daher eine ›Ursprache‹ – auch diese »unbefleckt«, ›unvermischt‹, ›rein‹.[114]

Das dekadente Rom der deutschen Humanisten wie Celtis, Jakob Wimpheling (bzw. Wimpfeling), Ulrich von Hutten, Bebel ist das ›untergegangene Imperium‹, ehedem »Stammland des Humanismus«, inzwischen längst erobert und ›vermischt‹, »Heimat von Nachkommen der Vandalen, Goten oder Langobarden«.[115] Ihr dekadentes Rom ist aber ebenso aktuell das Papsttum, die katholische Kirche – und damit verbunden: der Frühkapitalismus. »Celtis betont in seinen Gedichten, etwa in

112 Celtis: De situ, zit. n. ebda., S. 91ff.

113 Vgl. Müller, Gernot, a.a.O., S. 350f.

114 Bebel siedelt das Deutsche zeitlich vor dem Griechischen an. Ein Colmarer Anonymus (1510) und Johann Goropius Beccanus (1569, »Origines Antwerpianae«) erklären es zur »›Ursprache‹ der Menschheit«, hätten doch Adam und Eva im Paradies deutsch gesprochen. Hat 1534 J. Aventinus »das Deutsche zur ›Ur- und Hauptsprache‹ erhoben«, so legt 52 Jahre danach der Niederländer Simon Stevin ›empirisches Material‹ dazu vor. 2170 »Urwörter« gebe es im »Niederländisch-Deutschen«, aber nur 265 im Griechischen und 163 im Lateinischen. Im folgenden Jahrhundert erklären Jacob Böhme Deutsch als von der babylonischen Sprachverwirrung infolge der Ursünde unbeeinträchtigt, Johann Adam Schill zur »unbefleckten Jungfrau« und »keuschen Königin«, Schottel nur »das freie uralte Deutschland« als »von fremden Sprachen unverworren«, usw. (Vgl. Best, Otto F.: Die blaue Blume im englischen Garten. Romantik – Ein Mißverständnis? Frankfurt/M: Fischer 1998, S. 43.) Best stellt die Frage, ob hier ein frühes »Zeichen deutscher Sehnsucht nach Ganzheit, Nichtabgeleitetem, Spontanem«, zu finden sei, »wie sie später nicht allein im Genie- und Heldenkult ihren Niederschlag finden wird«, und sieht zu Fichtes »Vorstellung von den Deutschen als ›Urvolk‹ [...] nur ein[en] Schritt. Leicht zu gehen im nationalpädagogischen Aufwind« (ebda.).

115 Müller, a.a.O., S. 352.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

den ›Amores‹, die Unverdorbenheit der Urbewohner der deutschen Wälder gegenüber der Verdorbenheit der Mönche und Priester der römischen Kirche.«[116] Was sich auch direkt auf das Lob des Tacitus beziehe, die ›germanischen Ahnen‹ benötigten keine Tempel, sondern übten ihre Religion in den Wäldern aus. »Der in diesem Lob enthaltene Tadel römischer Sitten war leicht zu verlängern und gegen die römische Kirche und deren Aufwand zu richten.«[117] Das ist allerdings nicht als grundsätzliche Ablehnung von Sakralarchitektur zu interpretieren, der ›nordische‹ Baustil, die Gotik wird goutiert. In Wimphelings Schrift »Teutschland« (1501) etwa wird der »kranke[] Süden« – hier herrschen die Syphilis, das Römische Imperium und in dessen Architektur der Rundbogen – mit »dem gesunden Norden« konfrontiert. Hier zeigten sich – wenn auch unter lateinischem Einfluss schon deutlich verdorbene – »Überreste eines freien und reinen Lebens [...]: germanisches Gewohnheitsrecht, Bürgerfreiheit, häusliche Frömmigkeit«, sowie die Architektur des gotischen Spitzbogens, »die Wimpheling als die vollkommenste und natürlichste Form des Sakralbaus pries«.[118] Auch in Italien, so im Brief des »Pseudo-Raphael«, wird die Gotik zeitgleich als Abkömmling des Germanischen behauptet, allerdings als Beweis für die barbarische Abscheulichkeit dieser Architektur, eben weil sie aus den barbarischen Wäldern stamme.[119]

Nördlich der Alpen entstehen in bildender Kunst, Literatur und Geographie bereits damals, zum Zeitpunkt ihrer Entdeckung, die ›heimischen Landschaften‹ eines ›organisch-lebendigen‹ deutschen Waldes als Widerpart ›toter‹ römischer Architektur, eines Waldes, in den sich die Städte wie Nürnberg und Würzburg (aus gotischer Architektur; auch sie ›organische‹ Gebilde?) einpassen. Hier wird der Wald selbst zu einer Art ›handelndem Subjekt‹. Er bringt hervor, er prägt. Dort, schreibt Celtis etwa, »wo nun Siebenbürgen liegt mit gepflegten Landschaften, hat er ein Volk erschaffen mit deutschen Sitten und deutscher Sprache«.[120] Sitten, Sprache und Moral: Germania und Germani bilden eine untrennbare Einheit in ewiger Siedlungskontinuität. Der rohen, unbeherrschten Virilität – männliche Tugenden sind vorhanden, aber noch barbarisch grundiert – korrespondiert die Wildnis, der beherrschten – infolge der »mutatio« – der Wald in der Kulturlandschaft.

116 Eschenburg, a.a.O., S. 46.
117 Ebda., S. 34f.
118 Schama, a.a.O., S. 110f.
119 Vgl. Frankl, Paul: The Gothic. Literary Sources and Interpretations through Eight Centuries. Princeton: Princeton University Press 1960, S. 274f.
120 Celtis: De situ, zit. n. Müller, a.a.O., S. 107.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Im frühneuzeitlichen Prozess der Reorganisation der patriarchalen Gesellschaft wird der Wald der deutschen Humanisten zum Ort, der die »Grenzen eines beherrschten Lebens« markiert.[121] Dieser ›männliche Wald‹ ist eine Inszenierung der Überwindung von Wildnis. Insbesondere ihres weiblichen bzw. numinosen Teils (der nun ins Dämonische abgedrängt wird), denn gemäß der diaphanen Konstruktion als Ort der Urahnen ›beweist‹ er die immerwährende männliche Ordnung. Die Überwindung des männlichen Teils ist damit keine Abschaffung (er bleibt als ›ewige Legitimierung‹), sondern eine Überführung ins ›Maßvolle‹, ›Beherrschte‹.

Damit ist der Wald, genauer: dieser Wald erstmals – auf ›hochkultureller‹ Ebene – ›innen‹. Er ist erstmals nicht mehr negativ oder numinos. Der Wald erscheint so auch nicht mehr als »Handlungsort« des »Wechsel[s] personaler Zustände«,[122] einer »conversio zum Bestialischen«,[123] »Verwilderung«,[124] desgleichen nicht mehr als für »die frühe Abstraktion« des höfischen Hochmittelalters notwendiger »natürliche[r]«, »konkrete[r] Ort«, der stets »nur ›draußen‹, abgetrennt vom reflexionslosen Gang adeliger Begebenheiten« liegt, wie die Wildnis der »*minne*Grotte« Tristans und Isoldes.[125] Kein Ort mehr der simultanen Wirklichkeiten, sondern bereits der systematischen.[126] Er ist jetzt nicht mehr Gegenwelt zur eigenen Kultur, sondern als deren Bestandteil mit ihr Gegenwelt zum ›dekadenten Rom‹, zum ›ruinierten Imperium‹. Globaler heißt das: Gegenwelt zu den Entgrenzungen am Ende des Mittelalters.

Entgrenzungen – Begrenzungen: der Herkynische Wald als Reterritorialisierung

Die Grenzen eines beherrschten Lebens gegen die Entgrenzungen der ›Dekadenz‹. Entgrenzungen der Gesellschaft und ihrer Körper – inklusive der menschlichen – im spätmittelalterlich beginnenden Prozess der sozialen Auflösungen und Neuformierungen. Ein »Vorgang« der »historische[n] Freisetzung der Individuen aus herrschaftlich stratifizierten

121 Celtis, zit. n. Schama, S. 110.
122 Am Beispiel des »Iwein« Hartmanns von Aue: Matejovski, a.a.O., S. 127.
123 Wenzel, Horst: *Ze hove* und *ze holze* – offenlîch und tougen. Zur Darstellung und Deutung des Unhöfischen in der höfischen Epik und im Nibelungenlied; zit. n. Matejovski, ebda.
124 Matejovski, ebda.
125 Czerwinski: Der Glanz der Abstraktion, S. 325.
126 Vgl. ebda., S. 348.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

und ständisch gegliederten Sozialverbänden« bei gleichzeitiger »Überführung dieser ›freigesetzten‹ Individuen in neue, anonym-institutionelle Zusammenhänge mit entsprechend sich verändernden Verhaltensanforderungen«, d.h. neuen Zwängen ebenso wie neuen Möglichkeiten,[127] wobei in der mittelalterlichen Gesellschaft andere Verhaltensregulierungen und damit auch »*andere* Formen der Individualität« existieren[128] als in bürgerlichen Gesellschaften, also zeitgenössische Formen und keine Proto-Formen bürgerlicher Individualität.[129]

Das herrschaftlich organisierte ›Haus‹ als Basisprinzip, Muster, Modell von Sozialisation, Machtverteilung, Herrschaftsform und Partizipation »überall da, wo sich Angehörige unterschiedlichen, aber minderen Status unter patriarchalisch-hierarchische Führung begeben«, die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung also.[130] Der Körper als Besitzer von Eigenschaften. Aggregative Herrschaft und parataktische psychische Ordnung ohne Unterscheidung von ›innen‹ und ›außen‹. Das sind die Grundlagen der mittelalterlichen Gesellschaft und ihrer Verhaltensregulierungen.[131] Wenn nun also Klaus Theweleit für das endende Mittelalter von »Deterritorialisierung« spricht, dann hebt das auf eine beginnende Differenzierung zwischen ›Innen‹ und ›Außen‹ ab – und darauf, dass nun ein erstrebenswertes ›Draußen‹ zu existieren beginnt. Darauf, dass die Fesseln der alten Ordnung reißen – was neue Arten der Fesselung hervorrufen muss und hervorruft.

Im ›deutschen Humanismus‹ zeigt sich ein wesentlicher »Reterritorialisierungsversuch«. Auch hier ist das ersehnte Territorium – vordergründig – codiert »mit dem Körper der unendlichen Frauen« – in diesem Fall der »Frauen der Herrschenden«.[132] Zunächst also erscheint der fiktive Frauenleib als »phantastische[r] Schauplatz geträumter Deterritorialisierungen«.[133] Schnell aber wird klar, der Leib der ›Germania‹ ist ein endlicher, begrenzter. So wie nicht allein die geographischen Grenzen des Landes strikt feststehen sollen, sondern die Grenzen komplettiert werden durchs ›Autochthone‹ und ›ethnisch Reine‹ – mit einer Sprache als »keuscher Königin«. Hier ist die äußere Natur keine ›Amazone‹, ›Kannibalin-Hexe‹, keine ›Jungfrau‹ – wie die der ›neuen Welt‹ –, sie ist schon lange, ›ewig‹ in Besitz gewesen: »Mutter-Land«.[134] Hier erhalten

127 Sonntag, Michael: »Das Verborgene des Herzens«, S. 13.
128 Ebda., S. 16.
129 Vgl. ebda., S. 71.
130 Vgl. ebda., S. 52ff.
131 Vgl. Einleitung.
132 Theweleit: Männerphantasien 1, S. 377.
133 Ebda.
134 Weigel, Sigrid: Topographien der Geschlechter, S. 146, Text zu Abb. 16.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

die Frauen ihren Platz ›zurück‹ in einer tradierten männlichen Ordnung, die seit ›Anbeginn der Welt‹ besteht. Zwar fungieren (auch) »Wilde Frauen« in den Rollen der ›Urahninnen‹, aber eben nicht (mehr) als Bestie oder Verführerin, sondern als treusorgende Familien-Mutter. Für die ›Keuschheit‹ der ›realen‹ Germaninnen bürgt schon Tacitus.

Angesichts des realen frühneuzeitlichen »Mann/Frau-Verhältnis-[ses]« als »Angelpunkt der Durchsetzung massiver Reterritorialisierungen schreibt Theweleit: »Die entwickelste und wirksamste Form der Codierung des Körpers der Erde mit dem Körper der unendlichen Frauen scheint die besonders einschränkende Ersetzung des Körpers ›aller Frauen‹ durch den Körper der Mutter geworden zu sein.«[135] Sigrid Weigel verweist auf die häufige Gestaltung von Landkarten als Frauenkörper. »Das ›Mutter-Land‹ ist dabei längst territorialisiert; entsprechend abstrahiert die allegorische Personifikation [...] weitgehend vom konkreten, sinnlichen Leib einer Frau.«[136] Hier fehlt dann alles Verführerische und/oder Schreckende. Auch ›Germania‹ erscheint als ›keusche‹ Mütterlichkeit in den durchscheinenden Konstruktionen des deutschen Humanismus: zwischen trutziger Entbehrungsbereitschaft und beherrschter Fruchtbarkeit – jenseits jeder dekadenten ›Homöostase‹.

Reterritorialisierung heißt aber auch: Der in seiner Ganzheit verlorene, zerstückelte Besitz, die »zerrissenen [...] Grenzen«,[137] soll(en) wieder zusammengefügt werden: Zur ›Landschaft‹ im seit dem frühen 16. Jahrhundert neuen Sinn, worin der alte Sinn gleichwohl enthalten ist (s.u.). Zur ›Germania‹. Die Personifikation ›Germaniens‹ erscheint als »mächtige weibliche Figurine[]«, denn »[ü]berall dort, wo Geschichte zur ›erstarrten Urlandschaft‹ gerinnt – im Mythos, in der Allegorie –, bevölkern mächtige weibliche Figurinen das kulturelle Panoptikum«.[138] Und sie erstarren »zur stummen Stütze des Systems«.[139] Bovenschen zeigt – mit Walter Benjamin – weibliche Allegorien als »rückwärtsgewandte Geschichtsruinen« und in dieser Weise als Repräsentantinnen

135 Theweleit, a.a.O.

136 Weigel zeigt das am Beispiel der »Allegorie der Europa« (Matthias Quad, 1587), a.a.O.

137 Celtis; zit. n. Schama, a.a.O., S. 109.

138 Bovenschen, Silvia: Die aktuelle Hexe, in: Becker, Gabriele et al.: Aus der Zeit der Verzweiflung, S. 299.

139 Weigel: »Die Städte sind weiblich und nur dem Sieger hold«. Zur Funktion des Weiblichen in Gründungsmythen und Städtedarstellungen, in Anselm, Sigrun/Becker, Barbara (Hg.): Triumph und Scheitern in der Metropole. Zur Rolle der Weiblichkeit in der Geschichte Berlins. Berlin: Reimer 1987, S. 215.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

männlicher Herrschaft.[140] Nach Weigel hat die »Inanspruchnahme des Frauenbilds als Zeichenkörper für eine andere Bedeutung« eine Voraussetzung: dass »vom Leib der Frau abstrahiert« wird. Das allegorische Bild ist entsinnlicht und entlebendigt; es verweist gerade nicht auf ein weibliches Subjekt, um stattdessen etwas anderes vor- und darzustellen. Insofern ist die allegorische Personifizierung im Bild der Frau an die Verdrängung der Frau als Subjekt aus der Geschichte gebunden«. Sigrid Weigel nennt das einen »Vorgang der Entsinnlichung/Abtötung«.[141]

Germania ist patria: Die Figurine ist das Vaterland? Sie *gehört* dem Vater, ist sein Land. Der Herkynische Wald – selbst Allegorie des kriegerisch-tugendhaften ›Germanen‹ (allen voran ›Arminius‹ (bei Ulrich von Hutten)), der zudem nun kein Barbar mehr ist – markiert ihre Grenzen, bestimmt ihre Ausdehnung. Wald und Figurine sind hier Sehnsuchtstopoi einer ›Eindeutigkeit‹, der der ›ewigen‹ Ordnung. ›Vaterland‹ besitzt ›Mutterland‹, bringt ihr Fruchtbarkeit und wacht über sie. So, wie Cranachs »Faunenfamilie« zum Sinnbild einer »Neugeburt asketischer Ehemoral« wird.

›Männliche‹ Wildnis – ›weibliche‹ Wildnis. Ihre Konstruktion über die Figuren des Wilden Manns und der Wilden Frau lässt sich verdeutlichen mittels des zeitgleich aufkommenden Diskurses über die ›Wilden‹ in Übersee. Monika Wehrheim-Peuker zeigt die relativ schnelle Aufspaltung in rituell bzw. kulturell motiviert handelnde, von männlichen »virtutes« wie Ehre, Tapferkeit, Heldenhaftigkeit geleitete Kannibalen und aus nackter fleischlicher Gier getriebene Kannibalinnen. Die Kannibalen sind damit sukzessiv Entalterisierte. Zugleich repräsentiert die Kannibalin eine verderbte verkehrte Welt weiblicher Dominanz; *contra naturam*.

Räume und Personal bedingen sich wechselseitig. Der Dschungel der neuen Welt ist in diesem Fall ebenso *contra naturam*, verkehrte Welt, gierig und verschlingend, böse und/oder trügerisch verführend. Derartige Räume der Fremden, Anderen gibt es desgleichen in der alten

140 Bovenschen, a.a.O., S. 296ff. Bovenschen beschreibt die Allegorie der ›Natura‹ in dieser Weise. ›Natura‹, seit der Antike Repräsentantin des Fruchtbarkeitsprinzips und der Naturbeherrschung, Ernährerin der Erde, bleibe bis ins 19. Jahrhundert eine permanent positive Gestalt, stehe aber bereits während der Aufklärung für männliche Naturbeherrschung und Vernunft (ebda.). Allerdings verweist Ernst Robert Curtius darauf, dass ›Natura‹ sich im 12. Jahrhundert, bei Alan von Lille, schon einmal dem männlichen Gott unterordnet, von der Gebärerin zur züchtigen Jungfrau wird (Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, S. 128).

141 Weigel: Zur Weiblichkeit imaginärer Städte, in: Fuchs, Gotthard et al. (Hg.): Mythos Metropole. Frankfurt/M: Suhrkamp 1995, S. 40.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Welt – Hexen-Orte. Hier aber vorherrschen soll der männliche Wald. Auch hierin ist die Wildnis entalterisiert. Daraus folgt: ›Männliche Wildnis‹ ist *reformierbar*, indem die störenden Anteile geglättet werden. Von nichts anderem sprechen Celtis' kosmische Wende und Druidenmythos. ›Weibliche Wildnis‹ hingegen kann nur radikal umgestürzt werden – erscheint sie doch selbst als ehedem umgestürzte Ordnung.

Die Indienstnahme der heimischen Wilden Leute soll belegen, dass die propagierten asketischen Tugenden seit Vorbeginn der Geschichte gelten. Zudem steckt in diesen Figuren auch etwas von der schon von Boccaccio verwendeten Prämisse, tugendhafte Heiden als Ansporn für Christen zu nehmen, diese gefälligst zu übertreffen.[142] Schon gar angesichts neuer Herausforderungen.

Dämme

Dämme sind zu errichten gegen die »große Unruhe [...], die plötzlich, gegen Ende des Mittelalters am Horizont der europäischen Kultur aufsteigt«,[143] in einer Zeit, in der ebenso plötzlich, »am Ende des 15. Jahrhunderts« die Geschlechtskrankheiten »wie legitime Erben« den Platz der Lepra einnehmen, so dass etwa Ulrich von Hutten das damals gegen die Syphilis verwendete »Guajakholz« für wertvoller als alles amerikanische Gold erachtet – wobei nach Foucault trotz aller anfänglichen Exklusionen »die malafrantzos« (vorrübergehend) eher als medizinisches, denn als moralisches Problem angesehen wird.[144] Die Rolle der Lepra als traumatische »Heimsuchung« und Objekt der Exklusion, Abtrennung, Reinigung übernehme der Wahnsinn. Das ›Narrenschiff‹, »ein eigenartiges, trunkenes Boot, das die ruhigen Flüsse des Rheinlandes und die flämischen Kanäle hinuntergleitet«, gerät zum Gegenstand »mit der größten Symbolkraft [...] in der imaginären Landschaft der Renaissance«.[145] Wahnsinn und Wahnsinnige »werden bedeutendere Gestalten in ihrer Doppeldeutigkeit: Drohung und Verlachen, schwindelerregende Unvernunft der Welt und unbedeutende Lächerlichkeit der Menschen«.[146] Rudolf zur Lippe sieht eine Gier der Menschen nach »leiblicher Selbsterfahrung« am Ende mittelalterlicher Herrschaftsformen, ge-

142 Erfen, Irene/Schmitt, Peter: Nachwort, in: Boccaccio: De claris mulieribus, S. 265f.
143 Foucault: Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt/M: Suhrkamp 1977 (Paris 1961), S. 31.
144 Vgl. ebda., S. 23f.
145 Ebda., S. 25.
146 Ebda., S. 31.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

samteuropäische »körperliche Raserei« und »Tanzwut«.[147] Das Lachen aber wird zunehmend gefährlich, wie Gerhild Scholz Williams anhand des »Hexenhammers« zeigt. In dem Maß, wie die »Verbindung von Magie und [vor allem weiblicher] Sexualität« seit dem Ende des 15. Jahrhunderts »bedrohliche Züge« annimmt, wird es zum »hilflose[n] Lachen der Ohnmacht angesichts der Inquisition« oder zum »teuflische[n] Gelächter gemeinsamer Sündhaftigkeit«. Weil »die völlige Umkehrung von ›normalen‹ menschlichen Gefühlsäußerungen [...] zur Definition der Hexerei als *crimen exeptum*« gehöre, seien die inquisitorischen Juristen angehalten, jegliche »Gesichts- oder Körpererregung« der Pönitenden zu protokollieren. Und einer der Hauptpropagandisten der Hexenverfolgung betont Ende des 16. Jahrhunderts unter Berufung auf die früheren Institoris/Sprenger und Danaeus, Hexen dürften nicht aus den Augen gelassen werden, schildert ihre Unfähigkeit zu weinen, dass sie angesichts der Tortur oder der Hinrichtung des Öfteren »lachen und springen«.[148] Es ist Jean Bodin, somit später Cheftheoretiker der Zentralmacht Inquisition, zugleich Begründer der absolutistischen Staatstheorie, der zentralen Staatsmacht, des souveränen Herrschersubjekts, mithin des »idealen Selbst«, »das die allgemeinen Gesetze und Normen setzt«. Ihm unterstehen die vielen Untertanen-Subjekte, deren Unterwerfungs-Akte unter die Autorität des Herrschers »zum überhöhten Selbst« sie in die Lage versetzen soll, den kontrollierenden Blick zu verinnerlichen, ihre vitalen Bedürfnisse distanziert wahrzunehmen »und sie nach der absolutistischen Staatsräson zu kontrollieren«.[149]

Dämme werden errichtet gegen die Entgrenzungen durch die Pest, »die respektlose Vermischung der Körper«, die seit Mitte des 14. Jahrhunderts Europa entvölkert, zu sozialen Desintegrationen, desgleichen zu den Prototypen der Sozialdisziplinierung führt, gewandelten Einstellungen zu Randgruppen – und Minderheiten-Verhalten.[150] Aus der ›ordo‹ wird die ›gute Policey‹: Frühe Versuche der Errichtung von »Ordnung und Regiment« insbesondere in Städten, aber auch in Land und Reich zielen zwar »auf den *status quo* mittelalterlichen *ordos*, in den

147 Lippe, Rudolf zur: Naturbeherrschung am Menschen, Bd. 1, S. 109.

148 Williams, Gerhild Scholz: Das Fremde erkennen: Zur Erzählfunktion des Lachens im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, in: Fietz, Lothar et al. (Hg.): Semiotik, Rhetorik und Soziologie des Lachens. Vergleichende Studien zum Funktionswandel des Lachens vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Tübingen: Niemeyer 1996, S. 91ff.

149 Braun/Kremer: Asketischer Eros, S. 83f.

150 Vgl. Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/M: Suhrkamp 1989 (Paris 1975), S. 251ff., Sonntag, a.a.O., S. 107.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

auch die neue Dynamik der spätmittelalterlichen Stadt eingebunden werden sollte. Die Herausbildung städtischer Obrigkeit, das Vordringen landesherrlicher Gewalt und ›guter Policey‹ insgesamt sind aber gerade Ausdruck dessen, daß die alte Ordnung *nicht* zu wahren ist«.[151] Immer neue Kleider- oder Luxus-Ordnungen werden erlassen gegen die einreißenden Sitten, den Wandel von einer körperverhüllenden zu einer körperbetonenden Kleidung. Diese Ordnungen sind selten vor 1350, seitdem nehmen sie rapide zu, insbesondere gegen weibliche, aber auch gegen männliche textile ›Sittenverderbnis‹.[152] Die Braguette allerdings, die modische Abwehr weiblicher Bedrohung des männlichen Genitals, wird trotz vorhandener Widerstände das gesamte 16. Jahrhundert hindurch für alle Stände zum Muss, in dem Jahrhundert, das eine allfällige »phallische Bildhaftigkeit« gegen die gewähnte Gefährdung durchs Weibliche ins Feld führt[153] – während die anstößige Frauen-Mode längst wieder auf den Rückzug gezwungen ist.[154] Das Motiv der ›verkehrten Welt‹, weiblicher Anmaßung der männlichen, der aktiven Rolle, des Oben-Sitzens und Bestimmens, ist in der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen bildenden Kunst und Literatur prägend. Frauen kämpfen um ›die Hose‹, schlagen ihre Männer mit Spinnrocken, zwingen sie zu ›Frauenarbeiten‹ und übernehmen statt ihrer die Hausherrschaft, tragen Musketen und lassen die Männer den Säugling hüten, reiten auf ihnen (wie immer wieder Phyllis auf Aristoteles) oder spannen sie als Zugtiere vor Wagen – all das klagt eine Rückkehr zur ›wahren Ordnung‹ ein.[155] Und das rekurriert

151 Sonntag, a.a.O., S. 133f.

152 Vgl. ebda., S. 109; vgl. Wolter, Gundula: Die Verpackung des männlichen Geschlechts. Eine illustrierte Kulturgeschichte der Hose. Marburg: Jonas 1988, S. 30ff.; Duerr, Hans Peter: Traumzeit, S. 72.

153 Vgl. Roper, Lyndal: Ödipus und Teufel. Körper und Psyche in der Frühen Neuzeit. Frankfurt/M: Fischer 1995 (London 1994), S. 144f.; vgl. Wolter, a.a.O., S. 77ff.

154 Vgl. Duerr, a.a.O., S. 73.

155 Denn wenn Frauen sich wie Männer gebärden, als Soldatinnen eine Festung bestürmen, dann ist, als wenn Ochsen den Schlachter schlachten, Hennen auf Hähnen sitzen, Mäuse Katzen fangen, Fische in Bäumen leben, kurz: als wenn die Weltkugel auf dem Kopf steht (vgl. Müller, Jürgen: Das Paradox als Bildform. Studien zur Ikonologie Pieter Bruegels d.Ä. München: Wilhelm Fink Verlag 1999, Abb. 50: »Verkehrte Welt«, spätes 16. Jahrhundert); vgl. Grössinger, Christa: Humour and Folly. In secular and profane prints of Northern Europe. London, Turnhout: Miller 2002, S. 95, Abb. 103: Meister des Amsterdamer Kabinetts: »Verkehrte Welt«, S. 115ff., Abb. 130: Hans Baldung Grien: »Phyllis reitet Aristoteles«, Abb. 137: Hans Schäufelein: »Frau zwingt Mann zum Windel-Waschen«, Abb. 138: Eberhard Schön: »Kein edler schatz ist auff der ert, Dann ein frums weib die ehr begert«; vgl. Borin, Françoise: Frauenbilder,

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

(auch) auf die – überwiegend als städtisch wahrgenommene – Erwerbstätigkeit von Frauen im ausgehenden Mittelalter, wobei allerdings »das breite Spektrum der von Frauen in den Städten verrichteten Arbeiten weniger Ausdruck ihrer Autonomie war als der von Notwendigkeit«,[156] vom politischen Handeln etwa bleiben sie ausgeschlossen. Im Laufe der frühen Neuzeit ändert sich das, schon infolge der »Zurückdrängung der Eigenwirtschaft«, zugunsten eines »Statusübergewicht[s] des Mannes«, insbesondere auf bis dahin exklusiv weiblichen Feldern, denen der ›weisen Frauen‹ und Hebammen.[157]

Dämme, das heißt für die Reformatoren auch: Dämme gegen ›Rom‹. Die Klage klerikaler Unkeuschheit gehört dabei zum festen ikonographischen Programm. Dürer lässt in einer Illustration des Brantschen »Narrenschiffs« Frau Venus Narren und Mönche an sich fesseln, umstanden von einem Affen und einem Esel als Wollust-Attribute und vom Tod.[158] Heinrich Bebel, Verfasser insbesondere satirischer Schriften, setzt »bereits deutliche antiklerikale Akzente« beim propagierten »nationale[n] Selbstgefühl«.[159] 1509 erscheint Bebels Epos »Triumphus Veneris seu voluptatis contra virtutes« (»Triumph der Venus oder der Wollust über die Tugenden«). Darin geißelt er die zeitgenössische »Sittenverderbnis«, wobei er den Klerus explizit und zuvorderst mit einbezieht: Hier hat die Wollust die Erde, die Menschen aller Stände fest im Griff, sind die Tugenden chancenlos.[160]

in Duby, Georges/Perrot, Michelle (Hg.): Geschichte der Frauen. Bd. 3, Frühe Neuzeit, hg. v. Arlette Farge u. Natalie Zemon Davies. Frankfurt/M, New York, Paris: Campus 1994, S. 241ff., Abb. 25: »Der Streit um die Hose«, hölzerner Chorstuhl, Hoogstraten, Stiftskirche St. Katharina, 16. Jh., Abb. 26: »Die Frau mit der Muskete«, volkstümliches Bild, Paris 17. Jh.; vgl. Hergemöller, Bernd-Ulrich: Masculus et femina, S. 94f.

156 Wunder, Heide: Die »Krise des Spätmittelalters« im Spiegel der Geschlechterbeziehungen – Zum gesellschaftlichen Phasenmodell Ferdinand Seibts, in: Lundt, Bea/Reimöller, Helma (Hg.): Von Aufbruch und Utopie. Perspektiven einer neuen Gesellschaftsgeschichte des Mittelalters. Für und mit Ferdinand Seibt aus Anlaß seines 65. Geburtstags. Köln, Weimar: Böhlau 1992, S. 80.

157 Vgl. Bauer, Leonhard/Matis, Herbert: Geburt der Neuzeit. Vom Feudalsystem zur Marktgesellschaft. München: dtv 1988, S. 45.

158 Vgl. Müller, Jürgen, a.a.O., Abb. 41: »Von Buolschaft« (1494).

159 Riedel: Antikerezeption in der deutschen Literatur, S. 42f.

160 Cupido führt Venus, die fürchtet, ihr irdisches Reich neige sich dem Ende zu, ihre Anhänger vor. Es erscheinen die Tiere, dann die Menschen – ganz nach den gültigen Hierarchien gestaffelt –, zuvorderst der Klerus vom Papst bis herunter zu Nonnen und Mönchen, danach die weltlichen Stände vom König bis herunter zu den Landsknechten, zum Schluss die Frauen. Sie alle präsentieren sich als willige Venus-DienerInnen, wollen die ersten in ihrem Gefolge sein. Die Virtus hingegen schafft es nur, ein kleines

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Ausgerechnet das Papsttum, theoretisch eigentlich in klarster Frontstellung »gegen den Geist des Kapitalismus« und Wahrer der traditionalen Ordnung (der Prinzipien des »gerechten Preises«, der »gerechten Nahrung«, des »kanonische[n] Zinsverbot[s]«), »hat die Verbreitung der Kreditwirtschaft immens gefördert. So erhält im 14. Jahrhundert sogar die himmlische Gnade pekuniären Charakter«. Da erhält der ›himmlische Schatz überschüssiger guter Werke‹ per Dogma »seine kapitalistische Deutung als Reserve, über die die Kirche *en detail* verfügen« kann. Es kommt zum ›Ablasshandel‹: die Lage der Seelen im ›Fegefeuer‹ lässt sich mit Geld verbessern. Dieser »dritte Ort« wirkt sich, zusammen mit den im 13. Jahrhundert eingeführten ›lässlichen Sünden‹ zugunsten gerade der städtischen Bürger, der Geldwirtschaft, der ›Unmoral‹ aus. Zugleich sind der ökonomische Aufstieg der Städte und die Entstehung des Bürgertums eine Voraussetzung für die Installierung des ›Purgatoriums‹ und seiner Verheißung einer ›Zukunft‹ (im Gegensatz zu ›Himmel‹ und ›Hölle‹) insbesondere für jene Sünder, denen sie fehlt: den Bürgern. Denn die, die mit Zeit und Wissen handeln – Händler und Gelehrte als Hauptvertreter des Bürgertums also –, handeln mit etwas, das nach traditionell-christlicher Auffassung allein Gott gehört und sündigen damit per se. ›Purgatorium‹ und ›lässliche Sünden‹ erlauben nun zu sündigen, ohne ewiger Verdammnis anheim zu fallen. Das Jenseits wird damit kalkulierbar – auch und gerade im Wortsinn. Gleichzeitig macht das neue Bußpraktiken und neue Praktiken der (Selbst-)Kontrolle notwendig: die Ohrenbeichte. Somit profitiert auch in dieser Hinsicht die Kirche.[161]

Verdrängung weiblicher Produktivität, brennende Scheiterhaufen gegen eine ›sichtbare‹ Freiheit von Frauen, ›neue Sittlichkeit‹ (die doch eigentlich ein Zurück sein soll):[162] »Aus der Kulisse treten Luther und die Reformatoren, die Dammbaupläne unter dem Arm; wie so oft erscheint der Rückschritt in der Gestalt des Aufruhrs gegen die Autoritäten (die, die sowieso schon sterben) und stellt seine Fallen. Luther, gestützt weniger auf Paulus, als auf seinen Landesfürsten, bot an: den Gott innen, dafür keinen Papst mehr.«[163] Dieser »Gott innen« ist zeitgenössisch jedoch noch kein »Ausdruck einer ›Innerlichkeit‹«. Noch ist nicht das Ich

Heer (Caritas, Constantia, Fides, Patientia, Spes) gegen das der Venus zu mobilisieren, was prompt in der ersten Auseinandersetzung zerschlagen wird. Virtus flieht zu Gott, der die Menschheit vernichten will, sich aber überreden lässt, Christus auf die Erde zu senden; vgl. Riedel, ebda.

161 Vgl. Bauer/Matis, a.a.O., S. 41f.; Le Goff, Jacques: Phantasie und Realität des Mittelalters. Stuttgart: Klett-Cotta 1990 (Paris 1985), S. 116ff.

162 Vgl. Braun/Kremer, a.a.O., S. 100ff. Ich gehe weiter unten näher darauf ein.

163 Theweleit, a.a.O., S. 390.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Wahrnehmungs-Instanz, »jede Wahrnehmung ist immer noch ›*extra nos*‹, wie es bei Luther heißt, ›außer uns‹, bei Gott«. Es ist eine »höhere Wahrheit«, nach deren Kriterien die Person handelt; eine »Wahrheit« aber, die ebenso wie die nach wie vor elementare »soziale und kognitive Zugehörigkeit« nicht mehr fraglos-selbstverständlich, sondern »auslegungsbedürftig geworden« ist, »und damit hängt es potentiell von der ›persönlichen Entscheidung‹ des Einzelnen ab, zu welcher Auslegung er sich bekennt«. Obwohl das frühneuzeitliche Individuum »ein auf das eigene Ich gerichtetes Selbst-Bewußtsein« noch »*als* Gruppenmitglied oder gegründet in überindividuelle Deutungszusammenhänge« entwickle, konstituiere sich bereits »eine der Voraussetzungen für ein Selbst-Bewußtsein als Selbstbewußtsein«, würden die Deutungszusammenhänge schon »über den Spiegel der Beobachtung und der Reflexion wahrgenommen«.[164]

Das neue bürgerliche Subjekt entdeckt die Landschaft

Umbrüche, Bedrohliches erscheinen überwiegend städtisch generiert. Zugleich wird die ›Landschaft‹ entdeckt. Es ist Hans Sachs, der für »den individuell gesehenen und aus verschiedenen Einzelteilen zusammengesetzten Naturausschnitt« 1537 in einem allegorischen Gedicht zum ersten Mal in der deutschen Dichtung den Begriff der ›Landschaft‹ verwendet.[165] Sachs, der »Vertreter des handwerklichen Stadtbürgertums mit biederen patriarchalischen Moralvorstellungen«,[166] der Warner vor einer weiblichen Usurpation männlicher Autorität.[167] So modelt er den dritten Gesang der Ovidschen Metamorphosen« um. Aus der Frage, ob Mann oder Frau beim Liebsakt mehr Lust verspürt sowie der Antwort des Teiresias, die Frau sei überlegen, wird hier: »ob weiber oder mender zum regimentn tüglicher seyn« und ganz nach bürgerlich-christlichem Postulat ist die Frau dem Manne »underthan/Mit dem gantzen weiblichen stam«.[168] Sachs' Zielpublikum sind »Angehörige der Mittel- und Unterschicht, die er zu Gehorsam gegen die Obrigkeit und zur Übung

164 Sonntag, a.a.O., S. 87f.
165 Eberle, Matthias: Individuum und Landschaft, S. 24.
166 Riedel: Antikerezeption in der deutschen Literatur, S. 55.
167 Grössinger, a.a.O., S. 119.
168 »Comedia oder kampfgesprech zwischen Juppiter und Junos« (1534), zit. n. Riedel, a.a.O. Der »städtisch-zünftige« Meistersinger schreibt die humanistisch beliebten Wettstreit-Dramen, so das moralisierende Fastnachtsspiel »Das hoffgseindt Veneris« (1517) oder »Comedia darin die göttin Pallas die tugend und die göttin Venus die wollust verficht« (1530), ebda., S. 54.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

christlicher und patriotischer Tugenden erziehen« will, indem er immer wieder antike Stoffe – so die Odysse – nutzt und zu »moralisierenden Exempeln« umformt, »bei der die griechischen Sagen aus der Perspektive der bürgerlichen deutschen Stadtkultur des 16. Jahrhunderts als Präfigurationen des Christentums aufgefaßt werden«.[169]

In Sachs' allegorischem Gedicht also gibt es eine Passage, in der der Erzähler von einer Frau »auff den thurn« geführt wird, »auff dem wir beyde sahen/die landschafft ferr und nahen«.[170] Und diese »landschafft« selbst, sagt Eberle, sei nicht »ein nach allegorischen, also inhaltlichen Gesichtspunkten zusammengesetztes Stück Welt«, sondern vielmehr die Oberfläche der Erde, wie sie sich dem Blick des Erzählers darstelle. Und der zählt die einzelnen Bestandteile auf – »berg, tal und finstren welder, stett, dörfer und baufelder/obstgerte und weinperg« usw. – formt sie zu einer »geschlossene[n], räumlich und stimmungsmäßig einheitliche[n], charakteristische[n] Einheit«.[171]

›Landschaft‹ bedeute ursprünglich eine Einheit von äußerer Natur und vergesellschaftetem Menschen, sagt Eberle. Abgeleitet vom althochdeutschen »scaft« (»Beschaffenheit«, »schaffen«), also eine »Ordnung herstellen, einrichten«, bezeichnet »landscaft« die »besondere Beschaffenheit, die charakteristische Ordnung einer Gegend oder eines Landes«, die gegebene ›Natur‹, was »alles Hervorgebrachte« inklusive eines Volkes, das hier »von Natur aus ansässig« oder namensgebend ist. (Zugleich wird »schaffen« von »der schöpferischen Bearbeitung des Holzes« abgeleitet, »wie überhaupt der gesamte Wortbereich des *Schaffens* offenbar seinen Ursprung in der mit dem Wald verbundenen Tätigkeit hat«, ›schaffen‹ und (aus dem Holz) ›schaben‹ seien gleichbedeutend, Herrschaft, Gemeinschaft, Wirtschaft, Geschäft, Schöpfung [172]) »Landscaft« bezeichnet also die spezifischen Eigenschaften eines Volkes und der von ihm bewohnten Gegend, »Landessitte und Landesbeschaffenheit« als untrennbare Einheit, »eine besondere Form der physischen und Volksnatur«. Schließlich werden vom Wortstamm »natus« (geboren) sowohl Natur als auch Nation abgeleitet.[173] Das heißt auch: »Land gibt es nicht an sich, sondern erst durch menschliche Arbeit.« Land ist frühmittelalterlich definiert als gerodetes, kultiviertes, bebautes, besiedeltes, im Gegensatz zum Wald, der Mark als ›res nullius‹. Land und Landschaft ha-

169 Ebda., S. 55f.
170 Zit. n. Eberle, a.a.O., S. 24.
171 Ebda., S. 25.
172 Vgl. Wirz, Ferdinand: Auf den Busch geklopft, S. 11.
173 Vgl. ebda., S. 15.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ben daher auch Rechtscharakter. »Die Siedler und Bebauer des Landes, ob Bauern oder Grundherren, bilden einen Verband, eine Rechtsgenossenschaft« zur Regelung interner und externer Verhältnisse. So bilden ›Boden‹, die oft ältere (Landes-)›Sitte‹ und Landrecht eine »untrennbare[] Einheit, die vermittelt und gebildet wird durch die Arbeit und das soziale und politische Leben der Menschen«. ›Landschaft‹ ist so auch »Landgemeinde«, »Gerichtsgemeinde«, da ›Land‹ ursprünglich der »Gerichtsbezirk« ist, in dem »Landrecht gesprochen« wird.[174]

In der mittelhochdeutschen Bedeutung gehört dann der Landes- oder Grundherr zwingend und untrennbar dazu. »Lantschaft« ist nun die Einheit von Land, Leuten und »sämmtliche[n] lantherren« als Gerichtsgemeinde. Im 13. Jahrhundert, unter veränderten ökonomischen und politischen Bedingungen wird die »lantschaft« so zur Vertretung des Territoriums, des Landes. Die neue »lantschaft« ist ein Ständerat, in dem – von Ausnahmen abgesehen – Bauern keinen Platz mehr haben, in dem stattdessen die Vertreter von Adel, Klerus und Bürgern auf den Landtagen der sich entwickelnden Territorialstaaten den Fürsten begegnen. In dieser Zeit ist die Bestimmung der ›Natur‹ der von den Ständevertretungen gegenüber dem Herrn vertretenen Landes-Ordnung bereits prekär geworden. Daher gilt es den Gehalt an ›Natur‹ zu explizieren, ist doch das »Repräsentativorgan ›lantschaft‹« als Bestandteil des Fürstenstaats »eben nicht mehr naturwüchsig«. Später, im 16. Jahrhundert, im Zuge der territorialstaatlichen Regierung nach positivem, nicht mehr tradiertem Recht, bedeutet »lantschaft« kaum noch den Souverän, wird vielmehr zur Bezeichnung des Landvolks, das in der Stadt, zu deren Herrschaftsbereich es gehört, seine Waren verkauft. Die Landleute als »lantschaft« sind »gleichsam Akzidentien des Bodens, eine Art Naturbasis der Herrschaft«.[175]

Zugleich kommt bereits der neue, ästhetische Landschaftsbegriff in Gebrauch. Hans Sachs benutzt ihn erstmals literarisch. Urkundlich belegt ist »Landschaft« in dieser Bedeutung im deutschen Sprachraum aber schon für 1518, in der bildenden Kunst, im Vetrag eines Basler Klosters mit dem Maler Hans Herbst. Drei Jahre darauf benutzt Dürer erstmals den Begriff des »landschafft mahler[s]« für den Antwerpener Meister Joachim Patinir.[176]

›Landschaft‹ werde bereits »früh als Gegensatz zur Stadt definiert«, etwa in der Bibelübersetzung Luthers, schreibt Eberle. Hierbei handele es sich um einen politischen Gegensatz dergestalt, dass das umliegende

174 Vgl. Eberle, a.a.O., S. 15f.
175 Ebda., S. 16f.
176 Vgl. ebda., S. 24.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Land von der Stadt beherrscht werde.[177] Im deutschen Humanismus aber wird die ›Landschaft‹ zugleich national homogenisiert und heroisiert. Landschaft wird nun zur ästhetischen Kategorie, aber die alte Bedeutung bleibt darin enthalten: Die unabdingbare Einheit von Menschen und Land, auch, wenn die ›Germanen‹ ebenso Utopie sind, wie die heroische Landschaft des ›Herkynischen Waldes‹ (zwangsläufig) nur noch Phantasieprodukt ist.

Das frühe bürgerliche Subjekt (Hans Sachs) schaut herab vom städtischen Turm auf die Landschaft. Es eignet sich diese Landschaft an, indem es sich über die Stadt und die von ihm beklagten Eigenschaften erhebt. ›Landschaft‹ im ästhetischen Sinn kann nur bzw. erst der Bürger, der städtisch vom Agrarischen Distanzierte, vom Ländlichen Separierte wahrnehmen.[178] In der »feudale[n] Gesellschaft«, die »auf scheinbar nicht von Menschen geschaffenen, sondern natürlichen Voraussetzungen ruht«, in der die »Ordnung der Gesellschaft also noch als Ausdruck von Natur bestimmt werden kann« und daher unmittelbar auch die Menschen, können sich isolierte Individuen noch nicht denken. Hier ist »lantschaft« noch »Ausdruck von Natur für den gesellschaftlichen Menschen«, wächst die Ordnung noch »aus der Natur, das heißt aus der Grundherrschaft« heraus. »Lantschaft« kann daher noch keine individuelle Sehweise auf einen Natur-Ausschnitt bezeichnen.[179] Denn, wie schon mehrfach gesagt, ›Individuen‹ sind in agrarischen, in traditionalen Gesellschaften, deren Mitglieder sich über die Zugehörigkeit zum ›Haus‹, zur ›familias‹, zur Gruppe definieren (müssen), nicht anzutreffen.[180] Erst die »im strengsten Sinne [...] entwurzelte Klasse« der Händler und Gewerbetreibenden, die »neuen Männer«, deren Existenzgrundlage freier, selbsterworbener Besitz ist, nicht mehr von Bodeneigentum

177 Vgl. ebda., S. 21.

178 Die Bezeichnung ›Bürger‹ entstammt »dem frühmittelalterlichen Wort *burg*, das sich auf Burg und Stadt als befestigte Anlagen bezog. Seit dem 11. Jahrhundert sind Stadtbewohner mit vollem Bürgerrecht *cives* oder *burgenses*, mhd. *Burgaere*. Als im 12. Jahrhundert das Wort *stat*, das vordem allgemein eine ›Stätte‹ bezeichnete, zur besonderen Kennzeichnung der Stadt gegenüber der Burg in Gebrauch kommt, drückt das bereits den Übergang zum rechtlich gefaßten Stadtbegriff aus: Die Stadtmauern umschließen einen rechtlichen Sonderbezirk«. Der ist gekennzeichnet durch vier untereinander verbundene Institutionen: den ›städtischen Frieden‹, ›stadtbürgerliche Freiheit‹, Stadtrecht und -verfassung, die von der Bürgerschaft »beschworen und bewahrt« wird, was jede ›Fehde‹ verbietet; Sonntag, a.a.O., S. 64.

179 Vgl. Eberle, a.a.O. , S. 18f.; vgl. Sonntag, a.a.O., S. 67ff.

180 Vgl. Eberle, S. 40ff.; Sonntag, S. 34ff.; Bauer/Matis, S. 43ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

und Grundherren abhängig, sondern von »auf eigener Arbeit beruhende[m], industrielle[m], ›bewegliche[m]‹ Eigentum«, schaffen eine soziale Basis von ›Individualität‹. Denn die bedarf der Erkenntnis eigener Identität. Was »Arbeitsteilung« in doppelter Hinsicht voraussetzt. Zunächst ist die Selbst-Erkenntnis »als besonderes Einzelwesen« nur möglich, »wenn man nicht mehr in quasi naturwüchsigen Arbeitsverhältnissen steht«. Zudem setzt dieses »Selbst-Bewußtsein« voraus, sich »konkret«, in der eigenen »Praxis als von anderen unterschieden« begreifen zu können. Dann, so Eberle, könne »sich der einzelne daranmachen, sein Verhältnis zu Natur, Gesellschaft und ihm selbst reflektorisch zu ermitteln«. Und die Stadt (und ihre Bewohner) repräsentieren sowohl hinsichtlich der Siedlungsform, als auch institutionell die gesellschaftliche Arbeitsteilung, die sowohl »Grundlage der Stadt«, als auch »aller Warenproduktion« ist.[181]

Dabei sind nach Sonntag zwar schon im 12./13. Jahrhundert vornehmlich »Kaufleute und die Ministerialen (Amtsträger und Dienstmannschaft) des Stadtherrn« für die Kommunalisierung verantwortlich, werden in dieser Zeit die Fernhändler »seßhaft und leiten ihre Geschäfte von den Kontoren aus« und gehören wegen ihrer Finanzkraft bald zum Patriziat. Gleichwohl sei es noch kein dezidiert wirtschaftliches Interesse, dass »Herrenbürger, Kaufleute und Gewerbetreibende« trotz aller ständischen Grenzen (300 Jahre zuvor gehörten die einzelnen Stände noch unterschiedlichen Gerichtsgemeinden an) eine. Noch werde »›wirtschaftliches Handeln‹ solidarverbandlich und nicht von konkurrierenden Individuen als Träger abstrakter ökonomischer Funktionen ausgeübt«, sei »in eine politisch-rechtliche wie religiös-sinnhaft integrierte Lebenswelt eingebunden«. Aber: »Die neuen Formen städtischen Lebens drängen [...] auf Selbstverwaltung«, auf die »eigenverantwortliche Ausübung von Gerichtsbarkeit, Verwaltung und exekutiver Gewalt«. Es entstehen Bürgermeisterämter und Ratsverfassungen (»Konsulate«, die als Ableitungen aus der genossenschaftlichen Gemeindeidee zum »Inbegriff bürgerlicher Freiheit und Eigenständigkeit« werden) sowie Bürgerpflichten, wie der Wachdienst. Städtische Freiheit ist die von Grundherrschaft und Leibeigenschaft, wobei unterbürgerliche Schichten »Inwohner« oder »Insassen« sind, ohne politische Rechte. Denn die städtische Gleichheit

181 Eberle, S. 44ff. Eberle zitiert hier Henri Pirenne: Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas im Mittelalter, S. 45; Leo Kofler: Zur Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, S. 360; Max Horkheimer: Zur Kritik der instrumentellen Vernunft, in: Kritische Theorie der Gesellschaft, S. 229f.; Karl Marx: Kapital, Bd. 1, S. 371; Jacques Le Goff: Das Hochmittelalter, S. 52.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ist die der Bürger (»der Hausherrn mit Muntgewalt über die familia«). Ratsämter werden von Honoratioren bekleidet, ökonomisch Unabhängigen qua Besitz und Selbständigkeit, was immer wieder zu zünftischen Aufständen um Zugang und Mitspracherecht führt. Spätmittelalterliche Städte werden zum »Modell zentralisierter Ordnung« (wie sie sukzessive landesherrlich übernommen wird), zum Modell forcierter institutioneller Abhängigkeiten und damit politisch-sozialer ›Modernisierung‹.[182] Das zeigt sich später, seit dem 15./16. Jahrhundert, im strikten »Regiment« (trotz aller Unruhen und Auflehnungen bis ins 19. Jahrhundert): in allerlei Verordnungen, insbesondere den ›moralischen Ordnungen‹, der »fürsorglichen Gewalt« für den »gemeinen Mann« (wobei es von den Konstellationen der Gruppeninteressen abhängt, ob diese Ordnungen real gültig sind), sowie den zuerst in den Städten konsequent angewandten peinlichen Halsgerichtsordnungen.[183] Der tradierte »Gemeinnutz« gerät ins Zwiespältige. Einerseits ist er noch im 16. Jahrhundert umfangreicher Legitimationsbegriff einer »guten Ordnung« des Gemeinwesens, wird aber schon im Spätmittelalter argumentativ zur Handels-Förderung herangezogen. Diese »ökonomische Färbung« des Verhaltensregulativs »Gemeinnutz« konkretisiert sich im 16. Jahrhundert, was »seine normative Funktion noch verstärkt«. Andererseits wird dieser städtisch geprägte »gemeine Nutz« allmählich von seinem obrigkeitlichen Konkurrenzmodell, der »guten Policey« okkupiert, was »die Revision ständischer Ordnung durch die politisch-soziale Dynamik der Frühen Neuzeit« unter wachsendem landesherrlichem Druck andeutet.

Auch ökonomisch ist die alte ständische Ordnung der Entwicklung nicht mehr gewachsen (die Bauernkriege sind ein wesentliches Anzeichen dieser Krise). Die wachsende Verbindung mit dem Handel führt auch in der Landwirtschaft zur Ausdehnung der Geldwirtschaft und in der Folge zu neuen »eigenständige[n] ›sachliche[n]‹ Dynamiken« anstelle tradierter Ordnungen.[184] Unter dem Primat der Geldwirtschaft verschwindet auch das kanonische Zinsverbot. In Norditalien wird das schon im Hochmittelalter theologisch durchaus positiv diskutiert, insbesondere durch Franziskaner wie Petrus Johannes Olivi, einen »artikulierte[n] Verteidiger des Frühkapitalismus«, der dem Kapital »samenartige Qualität« zuspricht, weil es Gewinn erzeugen könne. Was durchaus im Sinne der italienischen Stadtstaaten wie Florenz und ihrer Bankiers ist (die jene Fürstenhäuser, die dem Franziskanerorden Schutz vor der Inquisition gewähren, wiederum finanzieren). Luther (und vor ihm

182 Vgl. Sonntag, a.a.O., S. 64ff.
183 Vgl. ebda., S. 95ff.
184 Vgl. ebda., S. 103ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Geiler von Kayserberg) wettert in der bisherigen christlich-aristotelischen Tradition, nach der Geld »unproduktiv« und bloßes Tauschmittel ist, gegen den ›Wucher‹.[185] Der Wunsch zurück ins Statische hält die Dynamik nicht auf – im Gegenteil. Die protestantische Gnadenlehre, die das ›Seelenheil‹ nicht mehr an Sünde, Reue und Vergebung bindet, sondern an ›Erwähltheit‹, rückt das gesamte Leben und Handeln des Menschen ins Zentrum der (eigenen) Aufmerksamkeit und Überprüfung, überträgt mittels der Lehre vom »›methodische[n] Leben« die »rationale Form der Askese [...] aus dem Kloster in die Welt«,[186] so dass insbesondere Calvinismus und Puritanismus »nicht nur das äußere Leben, das Verhalten vor allem in der Gemeinde, einer rigorosen Kontrolle und Disziplinierung unterzogen, sondern auch das ›innere‹«.[187] Postulat und Praxis dieser permanenten Selbstkontrolle bzw. Erforschung sind feste Bestandteile einer »Liebe zu Gott« als »Rationalisierung der Welt«, die sich verwirklichen kann in Familie, Berufsarbeit, Wissenschaft, Politik.[188] Der überkommene »Gemeinnutz« schließlich kann seinem »häßliche[n] Widersacher«, dem »›Eigennutz‹, zumal angesichts des Vordringens der Geldwirtschaft«[189] nicht mehr lange standhalten. 1530 erscheint erstmals – im Fuggerschen Augsburg – ein »Lob des Eigennutzes«, verfasst vom Juristen und Stadtschreiber Conrad Peutinger, der gegen geplante Gesetze des Reichstags (gegen die Handlungs- und Bewegungsfreiheit, für Preiskontrollen und ein Monopolverbot) und für den Eigennutz der Handelshäuser und Monopolgesellschaften argumentiert. Ohne den Eigennutz, der im Übrigen zum Vorteil der Untertanen und des Staates sei, würden Handels-Risiken gar nicht in Kauf genommen. 34 Jahre später argumentiert der Ulmer Leonhard Fronsperger noch klarer. Ihm dient der Eigennutz gar zur Harmonisierung, weil die Interessen der nach göttlichem Willen Ungleichen zur Kooperation zwängen, da kein Mensch oder Gemeinwesen allein und ohne Hilfe existieren könne. Hier kommt der Gemeinnutz praktisch nicht mehr vor, weil jegliches menschliche Handeln, »von der Eheschließung über das Wirken der Geistlichkeit bis zur Verfolgung von Handelsinteressen [...] der Triebkraft individuellen Eigennutzens« entspringe.[190]

185 Vgl. Bauer/Matis, a.a.O., S. 152ff.
186 Weber, Max: Die protestantische Ethik. Bd. I. Eine Aufsatzsammlung. Hg. v. Johannes Winckelman. Gütersloh: Siebenstern-Taschenbuch-Verlag 1981, S. 346f.
187 Sonntag, a.a.O., S. 204f.
188 Vgl. Braun/Kremer, a.a.O., S. 104.
189 Sonntag, a.a.O., S. 103f.
190 Ebda., S. 164f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Der städtische Bürger des 16. Jahrhunderts entdeckt also die Landschaft, diesen »geistigen Akt«, dessen wichtigste Merkmale das »Gegenüberstehen« und das »Umformen« sind,[191] und das »am Angelpunkt zweier Welten: Einbruch der Mystik, Raserei der Hexenverfolgung, Vervielfachung der Volksaufstände und tiefgreifende politische Neuordnungen«, was »über die tiefgreifenden und definitiven Veränderungen der Beziehungen zwischen den Staatsgewalten und den Subjekten Aufschluß« gebe, so Robert Muchembled.[192] Der Bürger entdeckt die Landschaft mit »individuelle[m] Blick, der die äußere Natur auf den Betrachter bezieht, es ist die Reflexion und das Werk des Künstlers, der stellvertretend für die Gesellschaft der Natur Ordnung und Sinn gibt«, wobei diese Natur »zum Spiegelbild des inneren Widerspruchs im bürgerlichen Subjekt« wird: Zum einen »freie Natur, Land außerhalb der Mauern«, das zumeist auch »außerhalb des Produktionsbereichs liegt«, da Hinweise auf Agrarwirtschaft fehlen. Das ist gegenüber den Arbeiten etwa der Brüder von Limburg etwas ebenso Neues, wie das Fehlen »der Zeichen einer übergreifenden, inhaltlich bestimmten politischen Ordnung, welche Subjekt, Natur und Gesellschaft in einem übergreifenden System vereinen«. Daher fehlen auch die über den Dingen schwebenden allegorischen Figuren, wie zuvor etwa noch beim »Hausbuchmeister«. Zum anderen werde der »gesellschaftliche[] Bereich nicht ganz aus[ge]klammert, weil Burgen, Schlösser, Städte, feste Häuser eben noch keine romantischen Versatzstücke abgeben, sondern immer noch einem je bestimmten gesellschaftlichen Macht- und Rechtsverhältnis angehören«. Zugleich geraten Burgen, Schlösser, Städte aus dem Zentrum des Be-

191 Und es braucht ja ein Subjekt, das »gegenüber der Natur« fern, separiert von ihr in der Stadt, am Hof usw. lebt, und die äußere Natur als etwas Unabhängiges von diesem Subjekt, um dieses Unabhängige als Landschaft zu sehen, als »Teil der sichtbaren Natur«, der »von einem ästhetischen Betrachter wahrgenommen« und zu ihrem Abbild gemacht wird, um ihr Wesen und sein Verhältnis zu ihr zu ergründen, da die Natur »als ganze nicht sinnlich zu erfahren ist«. Von ›Landschaft‹ zu sprechen, heiße Natur bewusst zu interpretieren und zugleich sich selbst zu reflektieren. »›Gegenüberstehen‹ und ›Umformen‹ sind denn auch die beiden wichtigsten Kennzeichen der ästhetischen Naturbetrachtung und der Landschaftsmalerei. Landschaft ist nicht einfach eine Wahrnehmung der Erdoberfläche, sondern ein geistiger Akt, in dem mit Hilfe von Naturbeobachtung, Selbstreflexion und Stimmung der wahrgenommene Teil zum Abbild der ganzen Natur umgebaut und erlebt wird.« (Eberle, a.a.O., S. 8f.)

192 Muchembled: Die Erfindung des modernen Menschen, S. 132; zit. n. Sonntag, S. 142.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

trachters in den Hintergrund, sind »in erster Linie kontrastierende Kulise«.[193]

Der Künstler, den Eberle hier anspricht, ist Albrecht Dürer, der bereits das Subjekt »als Betrachter voraussetzt wie er es selbst ist«.[194] Und dieses Subjekt erlebt in der Landschaft außerhalb der Mauern »neue Sensationen, innere wie äußere«, Voraussetzungen eines »gesteigerten Selbsterlebnisses«, in dem sich dem Individuum der »innere Widerspruch«, die Grundlage seiner Existenz, aktualisiere, in dem die Landschaftsdarstellung zum »Spiegel« dieses Widerspruchs zwischen »Natur und Gesellschaft«, »Angst und Hoffnung, Trieb und Moral« wird.[195] Dieses neue Subjekt »muß sich draußen in der freien Natur einen Ort suchen«, um sich dort selbst zu finden. Hier finde es jedoch »keine eindeutigen Setzungen mehr vor«, es »wird sich seine Mitte aus der Naturbetrachtung und deren Reflexion selbst setzen müssen. Die tatsächliche, reale Örtlichkeit ist nur Anlaß und Anreger, den eigenen geistigen und inneren Standort zu ermitteln«.[196] So kann die Natur der offenen Landschaft zum Ort der Bedrohung durch Sünde werden, wie in Dürers »Spaziergang« (1496/97), wo das Paar auf dem Weg zur ›Unzucht‹ ist, wie der Tod mit der Sanduhr hinter dem Baumstamm signalisiert. Das ›Laster‹ kann aber ebenso besiegt sein, wie es die »Madonna mit der Meerkatze« (1498/99) zeigt, wo eben diese Meerkatze als Attribut des ›Lasters‹ an die Leine gelegt ist. »Vor den Mauern, die eng und schützend

193 Eberle, a.a.O., S. 156ff.

194 Ebda. Hier soll es also nicht gehen um die Frage Bierendes (Lucas Cranach d.Ä., S. 26f.) nach der »bewußte[n] oder unbewußte[n] Bewertung Dürers als das deutsche *Künstlergenie* des 16. Jahrhunderts«, von dem alle abhängen: Cranach wie Altdorfer etc., wie das traditionell in der Forschung betrieben werde, obwohl Dürer zu Lebzeiten kaum über Nürnberg hinaus gewürdigt worden sei (und zum ›Genie‹ erst über deutsche ›Nazarener‹ und Romantiker ›wurde‹), und als Auftragnehmer von Bürgerlichen in der vom »Adel dominierten Ständegesellschaft nur eine eingeschränkte Bedeutung« gehabt habe. Dürer als Genie ist keine exklusiv deutsche Passion. So glaubt etwa auch Fedja Anzelewski, seine »Wirkung auf die zeitgenössischen Künstler, insbesondere auf die jüngeren, muß wahrhaft überwältigend gewesen sein« (Albrecht Altdorfer und das Problem der Donauschule, in: Guillaud, Jacqueline u. Maurice [Hg.]: Altdorfer und der fantastische Realismus in der deutschen Kunst. Stuttgart: Klett-Cotta 1985, S. 18). Ebensowenig soll es darum gehen, ob fürs 16. Jahrhundert noch von einem Kollektivstil die Rede sein kann (wie das mit der ›Donauschule‹ behauptet wird), oder von Individualstilen, wie Bierende das für Cranach u.a. herausarbeiten will (ebda., S. 30ff.). Vielmehr geht es um die gesellschaftlichen Bedingungen ästhetischer Naturerfahrung.

195 Eberle, a.a.O.

196 Ebda., S. 173.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

zugleich sind, wird möglich, was der Alltag verbietet.« Dass diese Mauern nahezu in allen Landschaftsdarstellungen auftauchen, sei ein »Zeichen« für die »Selbstreflexion des Individuums«, dass sich nicht unabhängig vom sozialen Zusammenhang definiere, »auch noch nicht explizit gegen ihn«.[197]

Gleichwohl seien Dürers Landschaften Zeichen einer »Abkehr von der Stadt«.[198] Fehlen in der frühen Phase noch jegliche Hinweise auf Agrarwirtschaft, sind sie hier offenbar noch ›reiner‹ Ort frühbürgerlicher Selbstreflexion, so sind in seinem späteren graphischen Werk arbeitende Bauern, Äcker usw. sehr wohl vorhanden. Ebenso bei anderen Künstlern dieser Epoche, wie Eberle vor allem mit Hinweis auf die Bauerndarstellungen des älteren Pieter Brueghel zeigt. Auch dessen Sujet sei geprägt von dieser Stadt-Abkehr, allerdings sei es bei ihm » – zumindest in seinen Gemälden – weniger die reine Natur, die der Selbstfindung des bürgerlichen Subjekts dient, sondern eher die lebendige, scheinbar noch nicht der Geldwirtschaft unterliegende Arbeit der Landbevölkerung, deren Leben, das teils dörperisch derb, teils eben dadurch auch als freier angesehen und geschildert wird, Ausdrucksformen zeitigt, die dem des Städters als Korrektiv und Entlastung gegenübergestellt werden«. Es gebe deutliche Hinweise darauf, dass Brueghel in seiner Landschafts- und Naturauffassung geprägt sei von »kleinbürgerliche[n] Schichten«, also zünftigen Handwerkern, in Antwerpen und Brüssel, die die frühkapitalistische Expansion als Bedrohung erlebten.[199]

Nach den großen Pest-Wellen verdoppeln sich im Laufe des 16. Jahrhunderts in den wichtigen Handelsstädten die Einwohnerzahlen: so in London, Hamburg, Danzig, Augsburg und in Wien, Nürnberg und Regensburg.[200] In Augsburg, Nürnberg und Ulm (und nicht in England), im oberdeutschen Knotenpunkt des damaligen Fernhandels mit seiner Akkumulation von Waren und Kapital (der Fuggers und Welsers etwa) die zusammen mit »der entsprechenden Bereicherungsgesinnung« die herkömmlichen »zünftisch-ständischen Vorstellungen und Praktiken von ›Ehre und Nahrung‹« längst domniniert, was häufig durch die Reichsunmittelbarkeit der Städte begünstigt wird, liegen auch die Anfänge einer offensiven Abkehr vom tradierten »Gemeinnutz«-Gedanken zugunsten des Eigennutzes.[201] Zugleich zeigen sich die sozial-ökonomischen Umwälzungen, die (auch landesherrlich forcierten) Unterhöhlungen der

197 Ebda., S. 156ff.
198 Ebda., S. 158ff.
199 Vgl. ebda.
200 Vgl. Bauer/Matis, a.a.O., S. 130.
201 Vgl. Sonntag, a.a.O., S. 163.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Standesordnung, die »zunehmende Auflösung« des ›Hauses‹ als »Wirtschafts- und Lebenseinheit«, die »Verbreitung der Lohnarbeit durch das Verlagswesen« in wachsender Armut. In Nürnberg etwa müssen rund 30 Prozent der Bevölkerung als Arme mitversorgt werden.[202] Es sind nicht von Ungefähr einige dieser oberdeutschen Städte – Nürnberg, Regensburg –, in denen wichtige Protagonisten des deutschen Humanismus wie Celtis, Dürer, Wimpheling, Sachs (der als Handwerker allerdings keine humanistische Bildung besitzt) oder Altdorfer wirken, deren Werke Indikatoren des gesellschaftlichen Umbruchs sind.

Hans Sachs, der Handwerker-Dichter ist eine Gegenfigur zu den »humanistischen Wandergelehrten« wie Celtis, Hutten oder auch Erasmus, deren »Unabhängigkeit vom Ort, von allen sozialen Ordnungen« sie zugleich aber auch finanziell in Schwierigkeiten bringt. Der Handwerker-Dichter Sachs ist ortsgebunden, gebunden an die mauerumgrenzte Stadt, er produziert dezidiert pädagogisch-didaktische Texte, sein Interesse als selbsternannter Sprecher der zünftigen Gemeinschaft ist die Schaffung von Ordnung. Mit Dramen und Belehrungen soll »der Instabilität des gesellschaftlichen und moralischen Ordnungssystems dauerhaft« entgegengewirkt werden.[203] Er schreibt »zu nutz und gut dem nechsten«, zur »aufferbawung guter sitten und tugent« und zur »ausreutung der laster«.[204] Er schreibt – auch unter den Bedingungen einer recht rigiden Nürnberger Zensur – Dramen und Meisterlieder, propagiert immer wieder die absolute Gewalt des Mannes im Familienverband[205] (seine rigide Ehemoral hindert ihn nicht daran, die »haimlich unehelich lieb« zu besingen und eine Reihe von Zoten zu verfassen),[206] er preist programmatisch angesichts des Zerfalls der tradierten Ordnung »Mediocritas, die gülden mittelmessigkeyt«, das »rechte mittel-mas«, die Einebnung der Extreme, eine »vernunftgeleitete Trieb- und Affektregelung«[207] (im Sinne der protestantisch propagierten permanenten Selbst-Kontrolle), und thematisiert die Bedrohung der ständischen Gesellschaft und ihrer tradierten Werte durch die Geldwirtschaft: »Wer gelt hat, stelt man an die spicz,/Man fragt nit, sey er redlich oder frueme,/[...] Der irdisch got ist

202 Vgl. ebda., S. 106.
203 Klein, Dorothea: Bildung und Belehrung. Untersuchungen zum Dramenwerk des Hans Sachs. Stuttgart: Heinz 1988, S. 236ff.
204 Zit. n. ebda., S. 245.
205 Vgl. Müller, Maria E.: Der Poet der Moralität. Untersuchungen zu Hans Sachs. Bern, Frankfurt/M, New York: Peter Lang 1985, S. 254.
206 Vgl. ebda., S. 53f.
207 Ebda., S. 213.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

icz das gelt/Auf dieser ganczen erden.«[208] Und er verfasst 1530 ein »Stadtlob«. Maria E. Müller zeigt, dass dieser »lobspruch der statt Nürnberg«, orientiert am »gemeynen nutz« und »so radikal von den städtischen Lebensbedingungen her gedacht« wie sonst nirgendwo, eine »Utopia« im Gewand einer vermeintlichen Zustandsbeschreibung ist.[209] In einem allegorischen Traum gelangt der Dichter »zur holden Maienzeit« nach seinem Lustwandeln durch Wald und Flur in einen ›locus ameonus‹. Die Stadt als ›hortus conclusus‹, als »paradeiß« ihrer Bürger, ein »edel gewerb-hauß«, dessen Früchte »nutz und kurtzweil« sind, Produkte der Händler, Handwerker, Kunsthandwerker. Darüber schwebt ein wehrhafter, seine Jungen fütternder Adler: Nürnberger Wappentier und zugleich Sinnbild des »ersam weysen rat« und der »gemein«. Umringt ist er von »vier mit allerlei Attributen ausgestattete[n] Fräulein«, den Allegorien tugendhafter Herrschaftsausübung: der »weißheyt« der Politik, der »streng gerechtigkeyt« einer jeweils standesgemäßen Rechtsprechung, der »warheyt« städtischer Bündnistreue besonders dem Kaiser gegenüber und dem »frewlein schutz«, das geharnischt die Verteidigungskraft signalisiert und seinen »stehelen hamer« einsetzt, wenn friedliche Mittel versagen.[210]

Zehn Jahre später beklagt Sachs dann, wie wenig diese ›Harmonie‹ mit der Nürnberger Realtität zu tun hat. Im replizierenden Spruchgedicht »Von dem teuffel, dem die hell will zu eng werden« erscheine, so Müller, »Nürnberg geradezu als Sündenbabel, das durch die völlige Abwesenheit der ihm zuvor zugesprochenen Tugenden gekennzeichnet ist«.[211] Hier trifft der Wanderer nachts im Wald plötzlich auf den Teufel, der »zur Anwerbung kunstreicher Werkleute zum Ausbau seines Reiches« unterwegs ist. Der Wanderer kann ihn nicht daran hindern, denn parallel zu Sodom und Gomorra findet er keine »zehn fromme[n] und tugendhafte[n] Nürnberger Seelen«, die das gottgefällige Leben beeiden können, sind die Bürger doch inzwischen bereit, »eygnem nutz« zustre-

208 Ebda., S. 51.

209 Vgl. ebda., S. 148. »Der aktuelle Anlaß« der Entstehung des Textes, so Müller weiter, »Sachs' Versuch, sich nach dem strengen Verweis [der zensierenden städtischen Obrigkeit, M. T.] von 1527 erneut das Wohlwollen des Rats zu sichern, ist bisher sicher überbewertet worden, und letztlich bekennen die Textinterpretationen dies ein: Sie verweisen auf eine eigenartige Mischung von Realität und Idealtopographie, als reale Stadt und ideales Gemeinwesen zugleich. Diese Ambivalenz betrifft den Gegenstand insgesamt. Der Lobpreis des Seienden ist die Darstellung dessen, was sein soll«.

210 Vgl. ebda.

211 Ebda., S. 151.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

bend selbst unsittliche Mittel anzuwenden.[212] In den »Clagspruech der stat Nürenberg ob der unpillich schweren pelegrung margraff Albrechtz anno 1552« schließlich trifft der Wanderer inzwischen als »alt« erneut im Mai auf die Lichtung im Wald (wie 1530 im »lobspruch«), am Bach auf ein dort melancholisch sitzendes »herrlich, scheinparliches weib«, das »frewlein« Nürnberg, einsam und verlassen, hilf- und hoffnungslos, verraten an die Feinde gar von »Teilen der Bürgerschaft«, hofft nur noch auf »ain klaine sumb/Meiner kinder ghorsam und frumb/Die helffen mir noch halten schuez/Und hanthaben gemainen nuetz«.[213] So sitzt ›frewlein‹ Nürnberg allein gelassen am Bach. Die anderen, die vier aktiven allegorischen ›frewlein‹ »weisheyt«, »gerechtigkeyt«, »warheyt« und »schutz« aber sind anscheinend Betrügerinnen.

Bei Sachs, dessen »restaurative Utopie« einer »topographisch wie moralisch [...] abgeschlossene[n], überschaubare[n] Welt« entsteht, indem er ein Idealbild abstraktiv von der Gegenwart abzieht »und in die Vergangenheit reprojiziert bzw. im Lobspruch als existent behauptet«, der eine mittelalterliche Stadtordnung restaurieren will, aber so, dass die »in ihr angelegten Widersprüche« – hervorgerufen von den Einzelnen –, »vom Ansatz her unmöglich« gemacht werden,[214] bei Sachs also, dem sesshaften zünftigen Stadtbürger und zugleich literarischen ›Entdecker‹ der Landschaft (allerdings der näheren Umgebung) ist die Stadt allegorische Frau, damit eigentlich positives Gegenstück zu ›Frau Welt‹, der lasterhaften, mit Evas Erbsünde korrelierenden. Die Stadt (Nürnberg) als Frau – das macht ihre positive Erscheinung (zumindest in der Utopie) aus – ist als züchtiges »frewlein‹ der zukünftig nährende, mütterliche Leib innerhalb der Mauern des ›hortus conclusus‹, sie ist eine abhängige Frau, die des Schutzes bedarf, die den ihr zugewiesenen Platz im ›Haus‹ des ›pater familias‹ einnimmt (womit sie der von Sachs selbstverständlich verlangten untergeordneten, reproduktiven Rolle realer Frauen entspricht). Dieser ›weibliche Leib‹ ist eben nicht der lockende des »abenthewer[s]« draußen vor der Mauer, der des »herrlich weib«, der Frau Welt, die eigentlich als Braut Gottes erwählt, begierig und eigennützig ins Jammertal verfällt.[215]

212 Vgl. ebda., S. 151f.
213 Ebda., S. 155ff.
214 Vgl. ebda., S. 153.
215 Vgl. ebda.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Die Hure Babylon

Die Stadt als züchtiges Fräulein und so als Gegenbild zur gefallenen Frau Welt (*natura lapsa*), der abtrünnigen Braut. Was bei Sachs so eindeutig als Gegenüberstellung zweier abhängiger weiblicher Figuren erscheint (und jeweils gängigen Mustern der weiblichen Allegorisierung entspricht), erscheint in der Sicht des deutschen Humanismus auch anders akzentuiert. Die ›Germania‹ ist weibliche Figurine, der Wald aber personifiziert männliche Ordnung und Tugenden. Er ist nicht mehr ›draußen‹, sondern ›innen‹.

Zur männlichen Wildnis, die nun zum geordnet-heroischen Wald mutiert ist, passt der »Panzer gegen die Frau« bzw. seine Entstehung in »der frühbürgerlichen Revolution etwa zwischen 1450 und 1550«.[216] Und wo die Ex-›Wildnis‹ heroisch-männlich-tugendhaft gedacht und entworfen wird, gerät das Gegenteil unweigerlich zur weiblich konnotierten Sündhaftigkeit. Wo also die ›Landschaft‹ vorgeblich seit bzw. schon vor ›Urzeiten‹ als zwar barbarisch, aber männlich konnotierte ›Wildnis‹ gilt, zeitgenössich nun die Grenzen eines beherrschten Lebens repräsentiert, da erscheint die feminisierte Stadt – in der »Imaginationsgeschichte der Stadt«[217] gehört deren ›Weiblichkeit‹ seit relativ langer Zeit zum festen Programm, zunächst mythisch, dann allegorisch als Abhängige: tugendhaft oder abtrünnig, Tochter, Braut oder Ehebrecherin, Hure, geschändet oder lasterhaft und dekadent[218] – in ihrer pejorativen Funktion womöglich als potentieller Widerpart. Und so, wie erst der Bürger die ›Landschaft‹ überhaupt entdecken kann (von der Stadt aus also – und die Humanisten sind in den Städten), wird diese ›Landschaft‹ zum Ort der (imaginären) Stadtflucht?

Luxuria und »Frau Venus« beherrschen die Welt (auch) für den deutschen Humanismus.[219] Das betrifft aber programmatisch nicht die eigenen Städte, die erscheinen ja als beherrschende Bestandteile der Kulturlandschaft. Der Widerpart, die ›Hure Babylon‹, ist Rom. Trotz

216 Theweleit: Männerphantasien 1, S. 388.
217 Weigel, Sigrid: Topographien der Geschlechter, S. 156.
218 Vgl. Weigel, ebda., S. 157ff., vgl. Häusl, Maria: Bilder der Not. Weiblichkeits- und Geschlechtermetaphorik im Buch Jeremia. Freiburg/Br u.a.: Herder 2003, Wischnowsky, Marc: Tochter Zion. Aufnahme und Überwindung der Stadtklage in den Prophetenschriften des Alten Testaments. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag 2001, Lorenz, Maren: Leibhaftige Geschichte, S. 110. Um im Zusammenhang des deutschen Humanismus zu bleiben, behandele ich an dieser Stelle zunächst nur dessen Feminisierung Roms. Ausführlicher beschäftige ich mich mit diesem Aspekt und seinen historischen Verläufen im Exkurs II.
219 Vgl. Riedel: Antikerezeption in der deutschen Literatur, S. 42f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

vielfältiger Klagen über ›verkehrte Welt‹ auch in »Teutschland«, trotz des Rechts von Frauen in hoch- und spätmittelalterlichen (auch deutschen) Städten, nach einer Frist von einem Jahr und einem Tag »frei« von grundherrlichen Ansprüchen zu sein, das Bürgerrecht (wenn sie denn die finanziellen Mittel aufbringen) zu erwerben (wobei politische Ämter aber verwehrt bleiben), privatrechtlicher Gleichberechtigung (allerdings überwiegend nicht vor Gericht), des Rechts auf eigenständige Erwerbstätigkeit – Möglichkeiten, die mit der bürgerlichen Konsolidierung am Ende des Mittelalters negiert werden: Allegorisch werden im deutschen Humanismus die ›bösen Frauen‹ per Stadtlob-Utopie offenbar innerhalb der eigenen »patria« neutralisiert und nach Rom verschoben.[220]

In den literarischen »teleologische[n] Reise[n]« von Asketen und Pilgern der frühen Neuzeit ist die Wildnis Sinnbild der »Gegnerschaft zur Welt«, Ort der »geistlichen Anfechtungen«, der Versuchungen und Prüfungen, nicht aber (oder fast nie) die Stadt.[221] Hier erscheint der »locus terribilis«, die Wildnis als »Realität der diesseitigen« Welt, der »locus amoenus«, die Idylle als »Schatten« einer »zukünftigen Welt«.[222] Was der deutsche Humanismus offenbar in eine vorgebliche Gegenwart verlegt. »Die frühneuzeitliche Stadt ist mit religiösem Vokabular ohne weiteres, möglicherweise erschöpfend beschreibbar: Sie hat Heilscharakter, sie ist Heilsinstitut [...], in ihr finden sich der bürgerliche Reformator und der reformierte Bürger, Martin Luther und Lukas Cranach.« Es leben erst ca. 10 Prozent der Menschen in rund 3000 vergleichsweise kleinen Städten im deutschen Raum. Aber, so Stephan Wyss, es beginnt der »masslose[] Prozess städtischen Wachstums«, der den Stadt-Land-Gegensatz sukzessiv aufhebt, den Gegensatz von Wildnis und »Heilsinstitut« – so lasse Cranach seinen »Hieronymus« aus der Wildnis ins »Gehäuse« ziehen und »alles, was den ersten noch umgeben hatte«, mit hineinnehmen. Die Stadt hat Brücken, Sinnbild des ›Zivilisationsprozesses‹, über die/den alles »mit Heilsnotwendigkeit in die Stadt« führe. Alles ist nun innen: »Domestikation des Raumes«.[223]

220 Überhaupt muss bei derartigen »Denkbildern« (Weigel: Topographie der Geschlechter, S. 156) grundsätzlich zwischen Frauen(-alltag) und dem (schon historisch divergierenden) diskursiven Frauenbild unterschieden werden. Zwar bestehen hier vielfältige Wechselwirkungen, aber nicht in jedem Fall Spiegelungen (Häusl, Maria: Bilder der Not, S. 4).

221 Vgl. Schilken, Dörthe: Die teleologische Reise. Von der christlichen Pilgerallegorie zu den Gegenwelten der Fantasyliteratur. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002, S. 62f.

222 Ebda., S. 58.

223 Wyss, Stephan, a.a.O., S. 182ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Abb. 8: Albrecht Dürer: Die Einlochung Satans und die Weisung der Hl. Stadt (Apk. 20, 1 3; 21, 1-2 und 9-14), 1496-1498

Die Wahrnehmung der (Groß-)Stadt als Dschungel, Wildnis, feminisierte Fremde in scharfem Gegensatz zur geordneten, heimatlichen Landschaft – jetzt umgekehrter Stadt-Land-Gegensatz – setzt systematisch erst im späten 19. Jahrhundert ein. Allerdings gibt es hier Vorläufer. Albrecht Dürer lässt die Wildnis in die Stadt eindringen, im Schlussbild seiner »Johannes-Apokalypse« (1496/98). Das Heilsinstitut kann auch zugrunde gerichtet sein. Diese Stadt – wahrlich kein ›Jerusalem‹ –

»ist eine ganz und gar irdische, in kunterbuntem Gewirr aus mittelalterlicher Kirche, Häusern und Türmen gewürfelte Stadt. Weit entfernt, in symmetri-

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

scher Vollendung dazustehen, erscheint sie im Gegenteil von Zerstörung und lange währendem Verfall gezeichnet. Ihre Ausfallstraßen enden im Dickicht, in ihrem Inneren wuchert, durch gewaltige Mauerbreschen eindringend, der Wald«.[224]

Die leblose, aber von Engeln bewachte Stadt – die Stadt versinnbildlicht nach gängiger Tradition auch den Staat – steht für das Heilige Römische Reich Deutscher Nation in seiner »Verwahrlosung«. Für dieses »damalige Gefühl« sei »Sebastian Brants langatmige Klage im 99. Kapitel seines *Narrenschyff*« von 1494 ein »beredtes Zeugnis«.[225] Dürer, der 1521 »den Papst als Antichrist und den römischen Stuhl als der ›höllen porten‹ apostrophierte« und Luther als »Nachfolger« des »wahren christlichen Glaubens« bezeichnet, sich selbst 1524 zu den »Ketzern« zählt,[226] der sich 1508 zusammen mit Celtis ins Zentrum des Gemäldes »Die Marter der Zehntausend« plaziert, um die notwendige Entscheidung zwischen den Tätern – hier dem Bischof und seinem Gefolge – und den Märtyrern zu dokumentieren,[227] lässt auch im Schlussbild der Apokalypse keinen Zweifel über die Urheberschaft der Reichs-Verlotterung. Dürers für die Johannesapokalypse einmalige Kombination der »Einlochung Satans« (hier kein siebenköpfiges Monster, sondern »ein echter, borstiger, hängebusiger Teufel«) mit der Weisung des Engels an Johannes, in die Stadt (Jerusalem) zu gehen, impliziert, dass nur über den Weg der Einlochung des Antichristen, der Abschaffung des Papstes die von Engeln geschützte Mission des Staats-Wiederaufbaus gelingen könne.[228]

Das Papsttum stellt Dürer im Kupferstich »Das Monsterschwein« (1496) als »Monstermacht« dar, als doppelzüngiges Doppelschwein, Symbol einer »erd- und himmelsbezogene[n] schweinische[n] Herr-

224 Perrig, Alexander: Albrecht Dürer oder: Die Heimlichkeit der deutschen Ketzerei, S. 23. Abweichend von der (bis dahin) gängigen Dürer-Forschung zeigt Perrig, dass Dürers Apokalypse-Holzschnitte keine getreuen Illustrationen des biblischen Textes sind, sie weichen signifikant davon ab, sind Klage gegen die Papstkirche, »implizierte[] Häresien« (ebda., S. 28).

225 Ebda. u. S. 109, Anm. 135.

226 Ebda., S. VII.

227 Vgl. ebda., S. 53f., S. 178, Abb. 26.

228 Vgl. ebda., S. 23. Als Kaiser Maximilian I. 1510 Jakob Wimpheling beauftragt, ein Gutachten über die kurialen Missstände und Möglichkeiten ihrer Abschaffung zu verfassen, reagiert Dürer u.a. mit einer Neuauflage seiner »Apokalypse«. Dürer muss das »vorsichtige« Gutachten (gedruckt erst 1517) nicht inhaltlich kennen, schreibt Perrig. Es zähle das Signal; vgl. ebda., S. 55

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schaft« und »Ausgeburt der Hölle«.[229] Das Doppelmonster steht für die geistliche und zugleich weltliche Herrschaft des Pontifex. Schon seit dem Hochmittelalter, so Perrig, kursieren (bis 1519 jedoch heimlich) Thesen, die allein dem Kaiser weltliche Herrschaft zubilligen, ihn zugleich als »rechtmäßige[n] Stellvertreter auf Erden« sehen, den weltliche Herrschaft sich anmaßenden Papst als »Monstrum« und somit »des Teufels«, zum Christusverräter aus Machtinteresse, Schuldigem am Tod Rechtgläubiger und somit zum »Antichristen« erklären. Aber auch dem Kaiser werde eine Mitschuld gegeben, da er seine Interessen und Pflichten (und die seines Volkes) dem Klerus opfere. Eine Mitschuld wird seit ca. 1490 häufig auch den »deutschen Großkaufleuten« vorgeworfen, die den Gemeinnutz missachtend Profite und sich so – wie schon Kaiser und Adel – »zu Kunden der ›Babylonischen Hure‹« machten.[230]

Monster und Hure:[231] Der »Papstesel«, diese 1496 in Rom aus dem Tiber angeschwemmte antike Skulptur, wird – wie 26 Jahre später die

229 Dürer wird durch einen Holzschnitt Brants zur Geburt einer »siamesischen Sau« in Lanser inspiriert. Brant informiert damit den Kaiser per Flugblatt über die »göttliche Warnung vor einer durch ›säuische Menschen‹ bewirkten Spaltung des Reiches«, wie es dies Prodigium zeige. Vgl. ebda., S. 36f. u. S. 174f., Abb. 22, 23.

230 Ebda., S. 28f. Vgl. Delumeau: Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts. 2 Bände. Reinbek: Rowohlt 1985 (Paris 1978), S. 330ff. Als Beispiel für die Flut von Publikationen Ulrich von Huttens sei hier sein 1578 in Straßburg gedrucktes Pamphlet »Clag und vormanung gegen dem übermässigen vnchristlichen gewalt des Bapsts zum Rom vnd der ungeistlichen geistlichen durch Herren Vlrichen von Hutten Poeten vnd Orator der gantzen Christenheit vnd zuuoran dem vatterland Teutscher Nation zu nutz vnd gut von wegen gemeiner beschwernuß vnd auch seiner eigen notturft in Reymens weyß beschrieben LACTA EST ALEA Ich habs gewagt« genannt. Vgl. Gülpen, Ilonka van: Der deutsche Humanismus und die frühe Reformations-Propaganda 1520-1526. Das Lutherporträt im Dienst der Bildpublizistik. Hildesheim u.a.: Olms 2002, S. 248.

231 Gemäß dieser Auffassungen erscheint der Papst auch in Dürers »Apokalypse« gewissermaßen als Hure. Im Bild der apokalyptischen Reiter bilde eine reale Dirne »das Bindeglied zwischen Obrigkeit und Volk«. In der »Racheaktion der vier Windengel« nehme als vorderster Teil des obrigkeitlichen »moralische[n] Abschaum[s]« ein Papst exakt die Kriechhaltung dieser Dirne an. »Ihm gilt der zornigste Hieb.« Perrig, a.a.O., S. 11. u. S. 158/162, Abb. 6/10. Selbstverständlich spricht auch Luther in dieser Weise vom Papsttum: »Es meynen wol etliche, man solle nu auffhören, das Bapsttum und geystlichen stand zu spotten [...]. Mit denen halt ichs nicht, sonder wie die Apocalypsis sagt: Man muß der roten huren [...] vol und wol eynschenken usw. Drumb, liebe freunde, last uns auch auffs new widder anfahren, schreiben, tichten, singen, malen und zeygen das edle

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Kalbs-›Missgeburt‹ in Sachsen – zum warnenden Zeichen gegen die Übel der römischen Kirche. Hierbei sind offenbar bei den deutschen Anti-Papisten wie Luther, Melanchton et al. die eschatologischen Ängste besonders groß gewesen.[232] Im von beiden 1523 publizierten und populären Text zu Holzschnitten aus der Cranach-Werkstatt wird nach seit 1500 gängiger Praxis, derartige Prodegien als eschatologische Zeichen für »die Korruption der Papstkirche« zu lesen,[233] der »scheusslich, häßlich, grewlich« Anblick, der die »ganze welt sich dafür entsetze und erzittern [lassen] muß«, zum Signum und Beweis des biblisch prophezeiten Antichristen: des Papstes, ebenso der Kleriker, Mönche, »die durch yhr fleyschlich lere den glauben vertilget und die wellt zu kalbfleisch gemacht haben«.[234] So wird das »Mönchskalb« zur »göttliche[n] Mißfallensäußerung am Mönchsstand«.[235]

Der »Papstesel« wird bei seinem Auftauchen allgemein als »Zeichen göttlichen Zorns«, 1497/98 aber schon als Zeichen des »lasterhaften« Alexander VI., von Waldensern und Hussiten als göttliche Papstkritik gesehen.[236] Der einzelne Körper als Analogon zum Staatskörper: So sieht auch Melanchton im Leib des Monsters den Leib der Kirche und seine Entartung. Der Widersinn eines menschlichen Oberhaupts der christlichen Gemeinde sei durch den Eselskopf auf dem menschlichen Leib sinnbildlich. Die rechte Hand als Elefantenfuß zeige die römische Unterdrückung der Seelen, die menschliche Linke den weltlichen Machtanspruch. Der rechte Ochsenfuß stehe für die geistliche Unterdrückung durch Papstdiener, der linke Greifenfuß für die Kanoniker. Fischschuppen bedecken die Figur an Hals, Armen und Beinen, symbolisieren nach Melanchton das »Meer Welt«, also die weltlichen Menschen, besonders Herrscher, die am Papst hängen (müssen), auch wenn sie ihn nicht unterstützen. Am Hintern hat der ›Esel‹ einen Altmännerkopf, was das »nahende Ende« zeige, »da ›das Angesicht kommen‹ oder ›der rucke oder hinderst‹« dies ausdrücke. Ebenso der »daraus hervor-

götzen geschlecht, wie sie verdient und wird sind. Unselig sey, der hier faul ist.« Zit. n. Gülpen: Der deutsche Humanismus, S. 324.

232 Vgl. Delumeau, a.a.O., S. 336ff.

233 Vgl. Ewinkel, Irene: De monstris, S. 39.

234 Zit. n. Gülpen, a.a.O., S. 325. Zu den Monstrositäten zählt für die Anti-Papisten bekanntlich auch die katholische Eucharistie: als Menschenfresserei. In Hans Sachs' Meisterlied »Die pfaffen frassen den doten pauren« etwa wird diesem Bauern ein christliches Begräbnis verweigert. Seine Leiche wird den Klerikern vielmehr als schmackhafte Mahlzeiten serviert, damit der Bauer so »ins gweicht pfaffen flaisch pegraben« werde; vgl. Müller, Maria E., a.a.O., S. 54.

235 Ewinkel, a.a.O., S. 40.

236 Vgl. ebda.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

gehende Drache« als »letztes Aufbäumen« des Episkopats. Bezüglich dieser männlichen Teile verweist Ewinkel auf Achim Aurnhammers These, dass insbesondere die Androgynie »als Bild der sexuellen Perversion« eine eminente Rolle »in der antipäpstlichen Polemik« spiele. Die »Mannweiblichkeit« des »Papstesels« ergibt sich daraus, dass sein Rumpf durch primäre und sekundäre Geschlechtsmerkmale ausgewiesen der einer Frau ist. »Der weibliche Bauch und die Brust bildeten den Körper des Papsttums ab, d.h. jene Kardinäle, Bischöfe, Pfaffen, Mönche etc., die ihr Leben ganz den sinnlichen Genüssen verschrieben.«[237] Den Päpsten, den Klerikern wird also vorgeworfen, ›wie die Weiber‹ zu sein, triebgeleitet und unersättlich; was der Eselskopf noch erweitert und verstärkt, denn der Esel gilt schon in der Antike als Sinnbild der »Geilheit«, als »Tier des Priapos und Dionysos«.[238]

Die Hure Babylon, die »grosse gemeyne sünderin«, die »da sitzt auff viel wassern«, deren Reittier mit den sieben Köpfen also offenbar eine lebendige Brücke über den Tiber bildet, ist Rom. »Die siben haupt sind siben berg auff den das weib sitzet« – die zeitgenössische Domitianische Siebenhügelstadt in Johannestext, bei Dürer ebenso zeitgenössisch das päpstliche Rom.[239] Die Hure ist gewandet in prächtige Venezianische Kleider und trägt einen Nürnberger Agleybecher, was »dem deutschen Betrachter als Inbegriff raffinierter Verführungskunst und Genußsucht erscheinen« muss.[240] Zugleich ist in christlicher Auffassung die Akelei Attribut von Maria, Jesus, heiliger Geist[241] – wobei hier der Becher Hohlheit und bloßen »äußerlichen Schein« nahelegt.[242] Die »Schwanenhalsfauna« ihres Tiers stattet Dürer mit Gestiken und Mimiken aus, »die unweigerlich höfisches Milieu signalisieren« und »Sinnbild zeitgenössischen kurialen Getriebes« sind. Da gibt es »das keuchende Ohrenblasen gegenüber dem bedächtig zuhörenden Oberziegenbock, das katzenhafte Schleichen um die Hälse der Höhergestellten herum, das aggressiv bürokratische Fauchen, das bedenkliche Halsverdrehen und aus dem

237 Ebda., S. 41. Vgl. Abb. 63, S. 351. Mönchskalb und Papstesel seien in der Folge im konfessionellen Streit von beiden Seiten lange rezipiert und je als »Warnung vor der Reformation« oder Endzeichen des Episkopats gedeutet worden (ebda., S. 42).

238 Seligmann, Siegfried: Die magischen Heil- und Schutzmittel aus der belebten Natur. Bd. 2. Das Tierreich, S. 64.

239 Vgl. Perrig, a.a.O., S. 20. u. S. 168, Abb. 16: »Die Kaufleute vor der Babylonischen Hure, der Fall von Babylon und der Ansturm des Heeres von Ritter ›Treu und Wahr‹«.

240 Ebda.

241 Vgl. Beuchert, Marianne: Symbolik der Pflanzen, S. 15.

242 Vgl. Perrig, a.a.O., S. 105, Anm. 122.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Mundwinkel Reden und das verständnisvolle Augenzwinkern und Schlucken«.[243] Audienz gewährt dies »Kurienmonster« einem vor ihm knieenden dürren Dominikaner (einem Vertreter der »Wachhunde des Herrn« bzw. Papstes, seit 1231 mit der Inquisition betraut[244]) und vor allem wohlhabenden Bürgern. Offenbar Vertreter vor allem deutscher Großkaufleute, deren intensive Blickkontakte mit den Monsterköpfen als Feilschen von Handelspartnern erscheint. Also als »Sinnbild jener Komplizenschaft von Kurie und Kapital, die zu den Machtpfeilern des damaligen Papsttums gehörte«.[245] Anders, als in den vorhergehenden Bildern der »Apokalypse« sind nun die Stunden des Tiers gezählt, sind Engel am Himmel und das »getreue und wahre Heer«, das bei Dürer aus den irdischen Märtyrern gebildet wird. Und im Hintergrund brennt schon die Stadt.[246] Ihr Fall ist Voraussetzung zum Wiederaufbau einer anderen.

Die Art von Wildnis, die Dürer den Verfall dieser ›Stadt‹, des Reichs markieren lässt, hat nichts mit Celtis' Herkynischem Wald gemein – sie ist monströse, gefallene Natur, Produkt der ›Hure‹. Wobei diese ›Hurerei‹ doppeldeutig erscheint. Die frühkapitalistischen deutschen Großkaufleute – aber auch Kaiser und Adel – treiben Handel mit der römischen ›Hure‹. Sie ›huren‹ selbst. Zwar führen Fall und Austreibung der »Hure Babylon« in den eschatologischen Schlachten zum Entstehen des »neuen Jerusalem«, der ›heiligen‹, ›reinen‹, ›jungfräulichen‹ Stadt (Apk. 17-21). Im AT aber ist das alte ›Jerusalem‹ (bzw. Israel) selbst des Ehebruchs, der ›Buhlschaft‹ schuldig. Da zürnt ›JHWH‹: statt »dienen« zu wollen, »legst du dich auf jedem ragenden Hügel und unter jedem grünen Baume hin, um zu buhlen. Und ich hatte dich doch als Edelrebe gepflanzt, als ganz echten Steckling. Wie hast du dich zum Wildling verwandelt, du entarteter Weinstock?« Eine »Kamelstute« sei sie, die brünstig in die Wüste läuft, hinter den »Baalim« her (Jer. 2,20ff.). Hosea 2 zeigt die Strafe (wenn auch anscheinend für Samaria bzw. deren Personifikation), vollstreckbar durch den ›Ehemann‹ (hier ›JHWH‹), der sie »nackt entkleide«, ihr die »Scham« entblöße und »ihre Torheit aufdecke vor den Augen ihrer Liebhaber«, den ›Baalim‹. Er werde sie »wie zur Wüste« machen, und »sie sterben lasse[n] an Durst«, »verwüsten ihren Weinstock und ihren Feigenbaum«, die sie glaubt, von ihren Liebhabern erhalten zu haben. »Und ich mache sie zum Gebüsch und die Tiere des Feldes werden sie fressen.«[247] Wegen ihrer ›Zügellosigkeit‹, der »leicht-

243 Ebda., S. 20.
244 Vgl. ebda., S. 4.
245 Ebda., S. 21.
246 Vgl. ebda. S. 21f.
247 Zit. n. Wischnowsky, Marc: Tochter Zion, S. 104.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

fertige[n] ›Geilheit‹« der an ihren Mann gebundenen Ehefrau, entzieht dieser ihr seine eigentliche Pflicht als Versorger.[248] Später, in »nachexilischer Zeit« dann wandelt sich das Bild völlig. »Jerusalems Schuld« ist mit dem »Strafdienst[] in Babel [...] abgegolten« und lasse sich »neu als Ort der endzeitlichen Theophanie Jahwes in Anspruch nehmen«.[249] Nun heißt es: »Komm zurück, Jungfrau Israel!«, wird – schon wegen der vorher ›endgültig gescheiterten Ehe‹ – eine völlig »neue Metaphorik notwendig«.[250]

Ein Perspektivenwechsel, der so vielleicht auch in Dürers Apokalypse(-Schlussbild) steckt. Zumal der zeitgenössischen deutschen Tacitus-Rezeption die Art zu strafen bekannt vorkommen dürfte. Dessen »Germania« beschreibt für die »Germanen« etwas ganz Ähnliches. Auch hier vollstrecke der Mann selbst die Strafe an seiner ›ehebrecherischen‹ Frau, schneide ihr das Haar ab, entblöße sie öffentlich und treibe sie per Peitsche durchs Dorf. Die so Stigmatisierte werde keinen weiteren Ernährer mehr finden.[251] Auch bei Dürer geht es um ›Buhlschaft‹, ›Entartung‹, ›Verwilderung‹ des eigenen ›Reichs‹. Dürers wieder aufzubauende Stadt ist ›Wüste‹: sowohl leblos, als auch von der Ödnis des wilden Waldes verwüstet. Sie ist großflächig von ihren Mauern entblößt. Auch hier soll völlig neu eine ›reine Jungfrau‹ entstehen.

Durch die explizite Nennung ›JHWHs‹ als Sprecher in Hosea 2 wird die geschlechtliche Metaphorik »aufgelöst und in Richtung kultischem Abfall vereindeutigt«, werden die »Liebhaber« zu »Baalim«. Es geht also um ›Götzendienst‹ bzw. »falsch verstandenen Jahwedienst«,[252] um »kultische Perversion«.[253] Das entspricht exakt dem Vorwurf der deutschen Humanisten, der ›Ketzer‹ und ›Reformatoren‹ gegen die Papstkirche.

Offenbar gibt es hier zwei Ebenen in der Argumentation des deutschen Humanismus. Einerseits die zu beendende ›Buhlschaft‹ des ›Hl. Römischen Reichs Dt. Nation‹, andererseits die positive Schilderung Deutschlands, um es »als den rechtmäßigen Nachfolger des römischen Reichs nachzuweisen«.[254] Hier, in der ›Germania‹ gibt es die wuchernde Wildnis der Unzucht nicht. Alles ist geordnet nach Maß und Zahl, schon wegen der damaligen allegorischen, literarischen, utopischen Stadtkonzepte. Hierbei berühren sich mittelalterlich die »Bildgeschichte der Stadt

248 Vgl. ebda., S. 107.
249 Ebda., S. 270.
250 Häusl, Maria: Bilder der Not, S. 353.
251 Vgl. Tacitus: Germania; übertr. v. Allan A. Lund, S. 85.
252 Wischnowsky, a.a.O., S. 109.
253 Ebda., S. 111.
254 Müller, Gernot Michael, a.a.O., S. 390.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

und des Weiblichen«, beide können eine allegorische Funktion übernehmen, liegen so »als figürliche Leitmotive *nebeneinander*«. ›Ecclesia‹ verkörpert die Kirche und die mauerumwehrte Stadt das ›Gottes reich‹. Die positive weibliche Personifizierung funktioniert per »Ent sexualisierung ihrer Bilder« zu »Reinheit und Jungfräulichkeit«.[255] Das betrifft ebenfalls noch die Renaissance. »Die Stadt ist ein großes Kloster«, sagt daher Erasmus.[256] Asketen aber sind ebenso wie Kaufleute und Mathematiker

»Agenten der Zahl, handeln im Auftrag, ihre Herrschaft zu errichten über den Markt, über die Wissenschaft, über den Leib. Gemeinsam ist allen die Zielsetzung, unterschieden sind nur die zu besetzenden, die zu beherrschenden Objekte, weshalb denn der eine ohne viel Umstände das Geschäft des andern übernehmen kann, wenn er nicht ohnehin zwei schon oder gar alle drei unter einen Hut gebracht hat«.[257]

Der ideale Ort, das ›Gehäuse‹ für dieses »Bezahlen, Zählen, Mässigen«[258] ist die Stadt:

»Die Zahl ist Herrschaft; wen wundert es, dass der höchste Gott mit der Zahl gekennzeichnet wird, mit der Zahl schlechthin, denn die Drei ist das Eine wie das Viele, die Einheit der unteilbaren Vielheit. Das Dogma der Drei oder der Eins, das die *Una sancta* gestiftet hatte, erlebt im europäischen 15. Jahrhundert eine spektakuläre Neuauflage, indem über Stadt und Land, über Natur und Ökonomie, über den gesamten Erdkreis die Zahl als einzige Herrschaft eingesetzt und verehrt wird, die Zahl, in der endlich ›alle eins‹ sind, wie der Wunsch im alten Zentrum der Welt, im Rund der Peterskuppel sich äußerte: ›*Ut unum sint!*‹ In der Zahl findet die wahre Orthodoxie und Ökumene der ganzen Menschheit ihr Ziel, die Objektivität von Naturwissenschaft und Kapital markiert das Ende aller Religionskriege. Als einzige Ketzerei wird das Verhalten übrig bleiben, auf das man nicht zählen kann, das man nicht messen kann, weil es verrückt ist.«[259]

Drei und Eins ist Vier. Die Zahl Vier erscheint als Zeichen von Herrschaft und Perfektion. Das gilt für den menschlichen und entsprechend den politischen Körper. Seit dem 15. Jahrhundert ist in Deutschland die »Quaternionentheorie« verbreitet. So in den Rechtstraktaten Peters von Andlau und Felix Hemmerlins, ebenso in Hartmann Schedels Weltchro-

255 Weigel: Topographien, S. 162.
256 Zit. n. ebda.
257 Wyss, Stephan: AskeSe, S. 188.
258 Ebda.
259 Ebda., S. 184.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

nik etc.[260] Demnach ist »das Reich auf je vier Vertretern von insgesamt zehn Reichsständen, sieben adligen und drei bürgerlich-bäuerlichen, gebaut«. Politisch reale Relevanz hat die Theorie nach Müller aber nicht gehabt, vielmehr symbolische. Sie entstamme der mittelalterlichen Zahlensymbolik – die Vier als Zahl des Kosmos«, vor allem als »Abfolge der vier Weltreiche. Bei Schedel erhält letzteres eminente Bedeutung, er bringt die Quaternionen »mit der *Translatio imperii* in Verbindung«. Hier werden »die einzelnen Vierergruppen« (erweitert um sieben Kurfürsten zur »Erweiterung der Reichspräsenz«), »nur noch deutsche Vertreter« zu Säulen des Imperiums, was die zeitgenössisch wachsende Betonung der »deutschen Nation« des Reiches zeige.[261]

Körperbild und -kunst der Renaissance entstammen »dem Geist der Geometrie«, der »ideale Körper ist konstruiert als »Konfiguration« seine Teile »im Verhältnis absoluter Harmonie«. Da Vinci und Dürer studieren »mit gleichem Eifer« die »vitruvianische Figur«, wie auch Sebastian Serlio.[262] Vitruvs Abhandlung über Symmetrie bei Menschen und Tempeln läuft auf eine wechselseitige Entsprechung hinaus. Da die Natur die Gliedmaßen des Menschen passend zum Gesamtkörper proportioniert habe, habe der Architekt dem nachzueifern, »mittels der Beziehung von Kreis und Quadrat«. Nach Vitruv ist der Körper »ein Quadrat einem Kreis eingeschrieben«, Arme und Beine sind verbunden durch den Nabel (die ›Quelle des Lebens‹), in dem sich auch die verlängerten geraden Linien der Gliedmaßen treffen, während Finger- und Zehenspitzen die Quadrateckpunkte bilden.[263]

›Delikat‹ nennt Belting Dürers Darstellung des »idealen Menschen«, weil der – jenseits »einer bloß pädagogischen Geometrie« – dafür Adam und Eva nimmt, was ihn zwinge, »ihren Sündenfall« zu thematisieren. Das »wahre Thema« des Doppeltafelbilds (1507) seien »die paradiesisch schönen Körper, [...] nicht die biblische Geschichte«. Die »Distanzperspektive des verlorenen Paradieses« setze diese Körper »in das Licht einer Idealität, die in einem Leben mit Alter und Tod nach dem Sündenfall nur mehr als Prinzip erinnert werden kann«.[264] Das aber ist nicht alles. Dürers »neuerliche Erschaffung einer Welt, die nach Maß,

260 Dies in der Folge von Quaternionenfresken im Kaisersaal des Frankfurter Römers, die um 1415 im Auftrag König Siegmunds angebracht werden. Vgl. Müller, Gernot Michael, a.a.O., S. 389.

261 Vgl. ebda., S. 389f.

262 Vgl. Belting, Hans: Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft. München: Wilhelm Fink Verlag 2001, S. 100ff.; Sennett, Richard: Fleisch und Stein, S. 131ff.

263 Vgl. Sennett, a.a.O., S. 135.

264 Belting, a.a.O., S. 102.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Zahl und Gewicht entstand und deren erste Menschen nach dem Ebenbild Gottes waren«, strebe – so Christian Schoen – »nach geistiger Durchdringung von Perspektive und Proportion«.[265] Genauer: Er zeige in seiner Proportionenlehre ein »Bewußtsein der eigenen Geschichte und das Bemühen, auf die nationale Zukunft prägend zu wirken«, es gehe ihm darum, sich »allein vnsern Tewczschen jünglingen« zuzuwenden;[266] ebenso jedoch den hiesigen ›Weibern‹. Seine erste maßstäbliche Figur ist weiblich, die »Gfisyrte Nymphe« (1501). 1502 entsteht der »Nemesis«-Akt, kaum »italienisch-antike[m] Ideal« verpflichtet, sondern »vielmehr eine ›Stellungnahme Dürers für das Autochthone, das ‘Heimische’‹«.[267] Für Adam kann Dürer zwischen ›herkulischem‹ und ›apollinischem‹ Typ (für den er sich entscheidet) auswählen. Für Eva hingegen ist die Suche schwieriger, Vitruv hat schließlich nur Angaben zu männlichen Proportionen gemacht. Aus eigenen Umrechnungen von Vitruvs Angaben und den Überlegungen Barbaris entsteht ein »stämmige[r] Venus-Typ«.[268]

Schoen vergleicht Dürers Doppeltafelbild mit dem Kupferstich von 1504.[269] Der Stich[270] zeigt den ›Garten Eden‹ weder als biblischen ›locus voluptatis‹, noch als ›locus amoenus‹, sondern als »dichte[n], finstere[n] Wald«, eine Natur, die man nach Schoen als »ungebändigte, bedrohliche und chaotische« empfinden könnte. Er geht dabei von einem Naturverhältnis des »Ersten Paares« aus, das von einem »dialektischen Gegensatz geprägt zu sein« scheine. Die beiden seien vor dem Wald platziert, »nicht Teil der Natur« und »von hellem Licht beschienen«.[271] Was allerdings bedeuten würde, dass Dürer die ›natura lapsa‹ bereits antizipiert. Schoen aber betont einen »Gegensatz zwischen vernunftbegabtem Menschen und negativ konnotiertem Wald«, sei das doch »der Ort, an dem Luxuria und Zügellosigkeit regieren«. Er verweist auf Dürers »Satyrfamilie« und den »Sündenfall« der »Kleinen Holzschnittpassion«

265 Schoen, Christian: Albrecht Dürer: Adam und Eva. Die Gemälde, ihre Geschichte und Rezeption bei Lucas Cranach d.Ä. und Hans Baldung Grien. Berlin: Reimer 2001, S. 20.

266 Ebda., S. 59f.

267 Ebda., S. 61 (vgl. ebda., S. 69, Abb. 14). Das Binnenzitat stammt von Anne-Marie Bonnet, die die »Nemesis« als »eigene deutsche Antwort« auf die »importierte Klassik« sieht (vgl. Bonnet: »Akt« bei Dürer. Köln: König 2001, S. 144-149).

268 Ebda., S. 61.

269 Vgl. ebda., S. 54.

270 »Der ›Adam und Eva‹-Stich ist neben der ›Nemesis‹ das einzige ›öffentliche Beispiel, bei dem Dürer den ideal gestalteten Leib so präsentiert, daß dieser gleichsam als Paradigma stehen soll.« Ebda., S. 69.

271 Ebda., S. 112.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

(1510) und schließt aus all dem, dass Dürer ein bereits im Paradies existierendes Böses thematisiere, oder »den nordalpinen, dichten Wald als Garten Eden nobilitiert«. Darin bestehe kein Widerspruch, denn so, wie sich die beiden vorm Sündenfall ihrer – unerkannten – Nacktheit nicht schämten, sei auch dieser Wald noch nicht bedrohlich. »Erst für den postlapsaristischen Menschen lauert im Dickicht die Gefahr und in der Nacktheit die Sünde. Hinter beiden lauert schließlich der Tod als primäres Resultat der Ursünde.«[272] Plausibel ist das *so* nicht. Laut Genesis ist auch die äußere Natur (auch wenn Fauna und Flora nach platonischer und scholastischer Auffassung unter dem Menschen rangieren[273]) nach Maß und Zahl in Harmonie geschaffen und wird erst per »Ursünde« mit herabgerissen. Auch Dürers Stich funktioniert als diaphane Konstruktion: Wenn der idealschöne Körper ein »heimischer« sein soll, muss der Gegensatz zur »antikisch (italienisch) anmutenden« Landschaft sichtbar werden. Der ›wilde‹ Wald zeigt, es ist der ›Herkynische‹. Dafür sorgen – neben dem allegorischen Gehalt – Eschen oder Elch und Steinbock; darauf verweist Schoen ja selbst.[274] Erst in dieser Weise kann eine ›Gefahrlosigkeit‹ der Wildnis vor Eintritt des ›Sündenfalls‹ konstruiert werden. Seit dem Sündenfall aber besteht die Notwendigkeit der Zivilisierung.

Der menschliche Körper als »Meisterwerk« der Natur, »als Maß der Welt« und damit zugleich »der Mensch in den Grenzen seines Körpers«.[275] Das sind auch die »Grenzen des beherrschten Lebens«. Zwar entspringt Celtis' Vierstrukturierung der »Germania« nach Müller nicht der Quaternionentheorie, da er nirgendwo Aussagen zur politischen Ordnung mache.[276] Dafür entspricht sie der verbreiteten, mittelalterlich überlieferten »Imago mundi«-Darstellung. Hier bildet das (in der Draufsicht quadratische) Jerusalem »den geographischen und heilsgeschichtlichen Mittelpunkt« den »Nabel« der Welt, jener »kreisförmigen Scheibe«.[277] Zugleich ist die Vitruvsche Figur erkennbar. ›Germania‹ hat vier Seiten, denn Celtis schildert vier Grenzen – Alpen, Rhein, Ostsee, Weichsel –, die nur höchst ungenau (schon gar in der behaupteten ›ethnischen Reinheit‹) mit der damaligen Realität übereinstimmen, aber wegen des Ordnungsschemas können die Grenzen nicht verschoben wer-

272 Ebda.
273 Vgl. ebda., S. 113 u. 260, Anm. 233.
274 Vgl. ebda., S. 113.
275 Belting, a.a.O., S. 102.
276 Vgl. Müller, Gernot Michael, a.a.O., S. 390f.
277 Ebda., S. 373f. Die absolute Perfektion des ›neuen Jerusalem‹ drückt sich – schon bei Johannes – in der Würfelförmigkeit der Stadt aus; vgl. Weigel, a.a.O., S. 161.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

den, denn dann verschöbe sich auch der Mittelpunkt.[278] Den nimmt in der »Norimberga« gemäß der »gebaute[n] Ordnung« die Stadt Nürnberg ein, in der »Germania generalis« hingegen herrscht die »kosmische Ordnung« des »Imago mundi«.[279] Mittelpunkt ist der »pinifer mons«, ein zwischen Franken, Thüringen und Böhmen angesiedelter Berg. Hier entspringen in dieser Konstruktion vier Flüsse in jede Himmelsrichtung.[280] Damit »wird ein Mittelpunkt etabliert, der nicht vom Menschen gesetzt ist, sondern der von Natur aus da ist. Die Ordnung der *Germania* ist eine von der Natur, näherhin von Gott, so geschaffene«.[281] Und damit ist auch die Ordnung des Waldes eine so beschaffene, geordnet nach Maß und Zahl, ein harmonischer Körper in seinen Grenzen.

Der Wald als ›reckenhafter‹ Ort ist ein späteres Produkt

Der Wald der frühneuzeitlichen ›Hochkultur‹ ist (in Distinktion zur ›Volkskultur‹) fiktionalisiert. Er ist in der geschilderten Weise fiktionalisierter Träger männlicher Tugenden. Wie beim Wilden Mann wird so mythisches Grauen aufgelöst und das ehedem bedrohliche Äußere nach Innen geholt – auf dem Papier, mit dem realen Wald hat das noch nichts zu tun.

Die direkte Wahrnehmung des realen Waldes selbst als ›Recke‹, ›Heer‹ oder ›Kirche‹ entsteht erst später. Dazu bedarf es – gemäß seiner Rolle als sozialer Projektionsfläche – seiner ›Umwandlung‹ in eine ›absolutistische Gesellschaft‹. Strammstehen am vorgegeben Platz, das sowohl Vor-Bild als auch Widerspruch der Waldempfindung sein kann – wobei Vor- und Gegen-Bild sehr wohl ineinander fallen können.[282] Und es bedarf damit in Wechselwirkung der Aneignung des geordneten, nun als ›innen‹ wahrgenommenen Waldes, der Aneignung als Forschungsraum, als Ort der ›Schönheit der Schöpfung‹ oder der ›Erhabenheit‹ bzw. als Ort des Plaisiers, des Wanderns aus Lust. Frühneuzeitlich wird

278 Vgl. Müller, Gernot Michael, a.a.O., S. 386. Die Bestimmung des Mittelpunkts entspringe einem tradierten Modell, das auch die italienischen Humanisten anwenden; ebda., S. 375.

279 Müller bezieht sich hier auf Hartmut Kugler: Die Vorstellung der Stadt; ebda.

280 Vgl. ebda., S. 372f.

281 Ebda., S. 373f.

282 So etwa bei ›Heimatschützern‹ und konservativen Naturschützern, für die Waldbäume sich als ›Recken‹ im permanenten »Daseinskampf« befinden, denen eben dies als vorbildliche ›Wildnis‹ gilt, wohingegen der geregelte Forst in Reih und Glied als ›rein rechnerisch‹ aufgebaute Gebilde einer ›überfremdeten‹ Gesellschaft beklagt wird. Vgl. Kap. Der Wald als kämpferische Volksgemeinschaft.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

der Wald noch nicht obligatorisch von Gelehrten, Reisenden, gar Spaziergängern aufgesucht. Er ist noch (Jagd-)Ort der Könige, Fürsten, aber auch Ort niederer Berufe, ebenso der Ausgeschlossenen, Vogelfreien usw. Erst unter Bedingungen der bürgerlichen Gesellschaft kann es zur Kolonisierung des eigenen Raums kommen, zur ›subjektiven‹ und nicht mehr teleologischen Beurteilung des ›Naturschönen‹, kann der Wald (die Landschaft) zum Projektionsort idealer Bildkonzeptionen in Reaktion auf eine negativ empfundene soziale Realität werden, zum Objekt des zunächst romantischen, später touristischen Blicks, Ort der Entdeckungen und neuer Wahrnehmungsformen, später der beruhigenden Selbstversicherung.[283]

In der Idealisierung ›germanischer Wildnis‹ seit dem 19. Jahrhundert mischen sich Erhabenheitskonzepte, Malthusianismus/Sozialdarwinismus und andererseits spezifische, in der Romantik ›bewahrte‹ »Natura«-Konzepte.[284] Die Konstruktion einer die ›Rasse‹ und/oder ›Volksgemeinschaft‹ prägenden ›Urlandschaft‹ beruft sich u.a. auf antike Texte wie den von Tacitus, aber auch auf Plinius (s.u.). Dabei ist die Ende des 18. Jahrhunderts einsetzende ›Selbstversicherung‹ anhand von Ur-Volk, -Sprache, -Landschaft usw. weder auf Deutschland beschränkt (sondern auch in Skandinavien oder Großbritannien beheimatet),[285] noch muss sie zwingend ins Reaktionäre und Nationalistische der Heimatschutzbewegung münden. ›Neuheidentum‹ findet sich bei Aufklärern, antiklerikalen Republikanern, später selbst bei der »Naturfreundejugend«.[286]

Der Wald als ›reckenhafter‹ Ort – der Wald selbst als ›Recke‹. Die propagierte bzw. ersehnte ›rauhe Sittsamkeit‹ lässt sich ebenso als ›soldatische Tugend‹ lesen. Der Wald wird zum Symbol des Heeres: unverrückbar und festgewurzelt die Bäume. Und selbst da, wo sie den festen

283 Vgl. Groh, Ruth u. Dieter: Die Außenwelt der Innenwelt. Zur Kulturgeschichte der Natur 2. Frankfurt/M: Suhrkamp 1996, S. 119; Kleinspehn, Thomas: Der flüchtige Blick. Sehen und Identität in der Kultur der Neuzeit. Reinbek: Rowohlt 1989, S. 212; Eichberg, Henning: Stimmung über der Heide, in: Großklaus, Götz/Oldemeyer, Ernst (Hg.): Natur als Gegenwelt. Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur. Karlsruhe: von Loeper 1983, S. 216ff.; Großklaus, Götz: Der Naturraum des Kulturbürgers, in: Ebda., S. 195.

284 Vgl. Bovenschen, Silvia: Die Hexe: Subjekt der Naturaneignung und Objekt der Naturbeherrschung, in: Becker Gabriele et al. (Hg.): Aus der Zeit der Verzweiflung, S. 299f.; Theweleit: Männerphantasien Bd. 1, S. 458.

285 Vgl. Eichberg, a.a.O., S. 207; Best, Otto F.: Die blaue Blume im englischen Garten, S. 241f.

286 Eichberg, a.a.O., S. 207f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Grund verloren haben, sind sie noch immer verwurzelt und stellen sich in den Weg. So werden dann in bürgerlich-nationaler Rückschau antike Texte wie die Schilderung Plinius d.Ä. vom römischen Feldzug gegen die Chauken im Jahr 47 u.Z. zu ›Zeugnissen‹ einer vorgeblichen Kontinuität.

Zwischen Emsmündung und Elbe, heißt es bei Plinius, stünden die überall in Germanien wachsenden und dem Land die »Schatten der Kälte« hinzufügenden Eichenwälder am höchsten: »Die Küste besetzt von mit größter Üppigkeit wachsenden Eichen« – besetzt wie von den feindlichen Kriegern, wie es hier aus gegnerischer Position heißt. Und so greifen die Eichen auch an, selbst als ›Seestreitmacht‹ (wobei sie trotzdem ihre Verwurzelung nicht aufgeben). Denn,

»unterspült von den Fluten und vom Wind geschoben, nehmen sie große Inseln mit, die sie mit ihren Wurzeln umklammern, und schwimmen so aufrecht im Gleichgewicht. Riesige Äste, die wie Takelwerk aussehen, haben unsere Flotten oft erschreckt, wenn die Woge sie wie absichtlich auf den Bug der nachts vor Anker liegenden Schiffe zuschoben und diese, nicht wissend, wie sie sich helfen könnten, eine Seeschlacht gegen die Bäume anfingen«.[287]

In diesem nördlichen Territorium »übertreffen die Eichen die des Herzynischen Waldes (im westlichen Germanien)«, die unberührt von der Zeit noch vom Ursprung der Welt stammten, »jede ein Wunder, da sie fast unsterblich sind«. Zu den unzähligen Besonderheiten der Bäume gehöre insbesondere, dass die Wurzeln, die einander begegnen und stoßen, richtige kleine Hügel aufwerfen oder, wenn die Erde ihnen nicht behagt, sich wie Ringer empor stemmen und Bögen bilden, die so hoch sind wie die Äste und aussehen wie riesige Tore, durch die ganze Schwadronen reiten können«.[288] ›Recken‹ zwar, aber barbarische. Monströse Monumente der Urzeit. Von einer ungefähren Gleichheit der Stämme, wie sie zum Wald als Heeres-Symbol bei Canetti gehört, ist bei Plinius keine Rede.[289] Zumal der ein diszipliniertes Heer auf eigener römischer Seite und kaum bei den Barbaren verorten sollte. Die Symbolik der Stamm-Gleichheit entstammt erst der Abstraktion eines ›ursprünglichen‹ Waldes, heroisch wie seine Bewohner – die schon bei Caesar neben Wildheit auch Keuschheit und Gemeineigentum auszeichnet[290] –, dessen tat-

287 Naturalis historia XVI, II, zit. n. Beuchert: Symbolik der Pflanzen, S. 71.
288 Ebda.
289 Vgl. a.a.O.
290 Vgl. Schama, a.a.O., S. 99.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sächliches Aussehen nahezu unbekannt ist; der Plinius-Text, schreibt Beuchert, sei hier der einzige »Augenzeugenbericht«.[291]

Eichenwälder: Die Eiche, Attribut von »Donner- und Blitzgöttern« wie Zeus und Wotan, sei »bei fast allen Völkern Sinnbild der Dauerhaftigkeit, Zähigkeit und kraftvollen Männlichkeit« (gewesen), wie Beuchert übergreifend formuliert.[292] Symbol des Schwurs sei die Eiche, des Sieges und der Treue, »besonders der Fürstentreue«, schon in der griechischen Antike. Seit etwa dem 16. Jahrhundert v.u.Z. habe die Eichenverehrung aus dem Ostseeraum »kommend« Britannien erreicht, wo dann die »druidische Religion in einem Eichenkult gipfelte«.[293] Seit dem 16. Jahrhundert wird die Eiche als »Nationalsymbol der Engländer« reklamiert. Diese »English Oak« steht in der Folge als »König der Bäume« wegen ihrer »Stärke und Erdverbundenheit« und der Haltbarkeit ihres Holzes beim Schiffsbau für den »standhaften britischen Nationalcharakter.[294] Die »›teutsche‹ Eiche«, schreibt Klaus Lindemann, sei eigentlich »schon zwischen 725 und 731 erledigt« gewesen, und spielt damit auf die Legende vom »hl. Bonifatius« an, der in Fritzlar die Donar-Eiche fällt und daraus eine Kapelle macht.[295] In der mittelalterlichen Literatur habe der Baum daher nur eine marginale Rolle gespielt. Lindemann verweist auf die nur »schmalen Belege« in Grimms »Deutschem Wörterbuch«, nennt die deutsche Übersetzung der lateinischen »Emblemata« im 16. Jahundert, worin Eichen als Träger unterschiedlicher Bedeutungen fungieren: »als gefällte oder gefallene repräsentiert« die Eiche »gefährliche Bürgerkriege, als aufrecht stehende die Festigkeit Karls V. im Türkenkrieg«.[296] Der kämpfende Recke als ›Baum‹ taucht auf im »Walthari-Lied«, der »erste[n] bedeutende[n] lateinische[n] Bear-

291 Beuchert, a.a.O., S. 71.

292 Ebda., S. 69f. Sie begründet das damit, dass »man Eichenholz lange Zeit für unverweslich hielt und die Kraft bewunderte, mit der die Bäume Stürmen widerstanden« und mit den Empfindungen des hohen Alters, »mit dem die langsam wachsenden Bäume das Menschenleben begleiten«.

293 Ebda., S. 70 u. 72.

294 Vgl. Lehmann, Albrecht: Von Menschen und Bäumen. Die Deutschen und ihr Wald. Reinbek: Rowohlt 1999, S. 41.

295 Vgl. Lindemann: In den frischen Eichenhainen webt und rauscht der deutsche Gott, in: Semmler, Josef (Hg.): Der Wald in Mittelalter und Renaissance, S. 200. Vgl. Schama, a.a.O., S. 239f. Auch Bonifatius selbst ist erst im 19. Jahrhundert heroisiert, nämlich »während des sogenannten Kulturkampfes zum Apostel der Deutschen hochstilisiert« worden; Köhler, Joachim: Heilige und unheilige Bäume, in: Schweizer, Harald (Hg.): »... Bäume braucht man doch!«. Das Symbol des Baumes zwischen Hoffnung und Zerstörung. Sigmaringen: Thorbecke 1986, S. 150.

296 Lindemann, a.a.O., S. 201ff u. Fn. 7.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

beitung eines germanischen Stoffes« aus dem 9./10. Jahrhundert, die Ekkehard von St. Gallen zugeschrieben wird.[297] Hier kann der aquitanische Königssohn Walthari im Kampf gegen den burgundischen König Gunther und dessen ›Mannen‹ seine »Mannheit beweisen«: »Unerschüttert« steht er gegen die Gegner, allerdings »wie der Eschbaum«[298] – der »Weltenbaum« der germanischen Mythologie, insbesondere der »erste Mann« und zugleich »der Speer«.[299] Ganze Wälder als kämpfende Heere gibt es im altkeltischen »Câd Caddeu«, der »Schlacht der Bäume«, offenbar jedoch in anderem Sinn. Zwar sei meist behauptet worden, das Versepos schriebe »den Druiden die magische Macht« zu, »Bäume in Krieger zu verzaubern und sie in die Schlacht zu schicken«, kommentiert Ranke-Graves. Aber, wie schon Robert Davies 1809 entdeckt habe, gehe es hier nicht um »physische Auseinandersetzung«, sondern um einen »Kampf, der geistig in den Köpfen und in der Sprache der Weisen geführt wird«.[300] Ein ›richtig‹ angreifendes Wald-Heer hingegen marschiert bekanntlich am Ende von »Macbeth« auf. Shakespeares Werke zeigten, zumindest teilweise resultierend aus der rapiden Umgestaltung der Landschaft, »eine bemerkenswerte thematische Umkehrung«, sagt Robert Harrison. Wildheit lauere nicht mehr länger in den Wäldern, sondern nun »in den Herzen der Menschen – der Stadtmenschen. Die Gefahren liegen innen, nicht außen«. So werde »die Stadt unheimlich«, der Wald zugleich »unschuldig, pastoral, unterhaltend, komisch« – in den Komödien Shakespeares (die dann auch weiterhin die traditionellen Identitätswechsel und Umkehrungen beinhalten). Die »Dramen städtischer Barbarei« hingegen behandeln diese »als gottlose Auflehnung in der natürlichen Auflehnung der Dinge, das heißt der *gesetzlichen* Ord-

297 Heimann, Sabine: Waltharius, in: Bräuer, Rolf (Hg.): Dichtung des europäischen Mittelalters. Ein Führer durch die erzählende Literatur. München: C.H. Beck 1990, S. 117ff. Vgl. Stichw. »Waltharius« in: Lexikon Literatur des Mittelalters, Bd. 2: Autoren und Werke. Zusammenstellung der Artikel und Redaktion: Charlotte Bretscher-Gisiger. Stuttgart, Weimar: Metzler 2002, S. 443f.

298 Zit. n. der Übersetzung der Grimms von 1813 in: Walthari=Lied – Der arme Heinrich – Lieder der alten Edda. Hamburg: Gutenberg-Verlag 1905, S. 27. Zur ›nationalen Begeisterung‹ der Grimms vgl. Kap. ›Heilige Hallen‹ II.

299 Beuchert, a.a.O., S. 85ff.

300 Dafür spreche schon, »daß in allen keltischen Sprachen Bäume für Buchstaben standen; daß die druidischen Akademien in Wäldern oder Hainen begründet wurden; daß es beim Großteil der druidischen Mysterien um verschiedene Arten von Zweigen ging; und daß das älteste irische Alphabet, das Beth-Luis-Nion (›Birke-Eberesche-Esche‹)« sei. Ranke-Graves, Robert von: Die weiße Göttin, S. 41.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

nung der Dinge«. Shakespeare, schreibt Harrison, schildere die allmählichen Auflösungen der »christlichen Ära« als »grobe Verletzungen des Naturrechts«.[301]

»Die Gesetzlosigkeit, die [Giambattista] Vico mit den ›ruchlosen Wäldern‹ verband, hat hier in Macbeths städtischer Barbarei eine Zuflucht gefunden, aber am Ende des Stücks symbolisiert dann der wandernde Birnams-Wald die Kräfte des Naturrechts, das seine Gerechtigkeit gegen die moralische Wüste von Macbeths Natur mobilisiert. Unter diesem mächtigen Bild erscheint das Recht in seiner natürlichen Grundlage.«[302]

Das Anti-Urbane ist hierbei aber mehrfach ironisch gebrochen. Die Prophezeiung der drei Hexen im »wüste[n] Land« – der topographischen Entsprechung der Verbrechen Macbeths und der »Unfruchtbarkeit« der Lady Macbeth –, Macbeth werde nie besiegt, bis der Wald zum Schloss heraufsteige, bezieht »sich auf den optischen Eindruck eines sich bewegenden Waldes«. Der permanent von Halluzinationen Geplagte nimmt das wörtlich. Tatsächlich aber rücken Soldaten, die sich mit den Zweigen des Waldes tarnen, an.[303]

Die Auffassung vom Wald als Ort des ›Heiligen‹ und ›Heroischen‹ wird zwar in der Malerei des ›deutschen Humanismus‹ und insbesondere bei Altdorfer bereits sichtbar.[304] Erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – in Deutschland, bei Kloppstock – aber wird dies systematisch Objekt gesellschaftlicher und künstlerischer Beschwörung inklusive der pathetischen Konstruktion eines historisch-heroischen Nationalcharakters, symbolisiert durch die »deutsche Eiche«. Erst seitdem gilt: Die Bilder des ›Wehrhaften‹ – prototypisch der Eichenwald – und des ›Transzendenten‹ – prototypisch der Buchenwald – ergänzen einander. Beide reklamieren eine strikte Ordnung, wobei die ›Wildnis‹ des ›Wehrhaften‹ den dezidierten Gegenort zum Urbanen und seiner ›Dekadenz‹ bezeichnet. Einem Urbanen, das seit dem späten 19. Jahrhundert zum Ort des ›Chaos‹, zum ›Dschungel‹ erklärt werden wird, mit dem nun als Hort verwurzelter Ordnung reklamierten Wald als Widerpart. Diese ›Wildnis‹ ist kein ›Chaos‹, sondern Enthusiasmus und heroisch-aggressive Energie. Es geht in diesen Auffassungen darum, »nur innerhalb der Grenzen eines beherrschten Lebens« zu bleiben, wie schon Celtis das formuliert hat.

301 Harrison: Wälder, S. 126f.
302 Ebda., S. 130.
303 Vgl. ebda., S. 128ff.
304 Vgl. Schama, a.a.O., S. 116.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

›Deutscher Wald‹ und ›Deutscher Wald‹

Aber: der ›deutsche Wald‹ ist auch und vor allem der *geordnete*. Und so oszilliert dieser ›deutsche Wald‹ zwischen ›germanischem Urort‹ und strikter Ordnung, zusammengehalten vom ›Wehrhaften‹ (denn auch der geregelte Forst bekämpft unerwünschten Wildwuchs radikal). Es ist der Wald als Massen-Symbol nach Canetti, als Symbol der geordneten Masse, des unverrückbaren Heers, der ›heiligen Hallen‹ – mithin Ort ›ewiger Werte‹ (auch der geregelte Forst erscheint als ›ewig‹, denn hier ist der Baum-Tod nicht mehr vorgesehen).

Massen und Hallen und steinerner Wald: In der (national-)konservativen Kunstgeschichte in Deutschland – mit fließenden Grenzen zu Nazi-Theoretikern – werden romanische Kirchen als Kampfburgen, gotische als ›Wald‹ aufgefasst. Das geschieht in Reklamation des ›Germanischen‹, des Waldes in seiner heroisch-antizivilisatorischen Gestalt, eines ›Ur-Orts‹ derart ehernen Gefüges offenbar, dass hier auch Wald-Ordnung im forstlich-bäuerlichen Sinn erwartet wird. So hält der ›großdeutsche‹ Naturschützer Walther Schoenichen die Existenz von Prototypen einer geregelten Forstwirtschaft aus Eichenhainen, gepflanzt in Reih und Glied, bei den ›Germanen‹ für wahrscheinlich.[305] Der Wald als Dom bzw. der Dom als Wald sind allerdings Vorstellungen, die in positiver Auffassung systematisch im »Sturm und Drang« entstehen (und sich dabei teils auf Renaissance-Theorien stützen). Der Gemeinplatz vom ›Waldesdom‹ ist dabei vordergründig nicht ideologisch festgelegt. »Heilige Hallen« gehören bis heute zum selbstverständlichen Wahrnehmungsmuster von Wald.[306]

Im ›männlichen Wald‹ erscheinen die Übergänge zwischen ›Wildnis‹ und ›Ordnung‹ fließend, da in dieser Konstruktion keine Widersprüche angelegt sein sollen. Entweder diese Ordnung (›rauh‹, ›hart‹, nicht ›verweichlicht‹ usw., kurz: hierarchisch und viril) wird als bestehende – als *ewige* – propagiert, dann erscheint ein Widerspruch zur Wildnis inexistent, oder die Ordnung ist geschaffen worden bzw. noch zu schaffen. Der geordnete Wald wird als Forst organisiert, wobei ›geordnet‹ meint: gesetzlich geregelt. Das Gesetz erscheint zunächst vor allem als königlicher Jagdbann. Dieser Wald kann Wildnis sein.

305 Vgl. Kap. Der Wald als kämpferische Volksgemeinschaft.
306 Vgl. Kap. Die Schönheit der Ruinen.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Forst I: Der Wald als Körper des Königs

Forst: Wald, der bereits lange im Besitz des Herrschers und nach dessen Vorstellungen umgestaltet ist. Das seit der Merowingerzeit verbreitete »unklare lateinische Verb *forestare* bedeutete ›fernhalten, den Zutritt verwehren, ausschließen‹«. Der Wald ist ›draußen‹ (›foris‹), denn er liegt, anders als der königliche Garten, der manchmal »*silva* oder Wald« genannt wird, außerhalb der Mauern: »*forestis silva*«. Draußen fürs gewöhnliche Volk, dem der Zutritt verwehrt wird, das hier nichts antasten, verändern, nutzen darf bei Androhung gesonderter Strafen von Geldbußen bis hin zu Kastration oder Tod. Davor sind im hochmittelalterlichen England trotz ihres »privilegium canonis« auch Kleriker nicht geschützt.[307] Bis zum 6. bzw. 7. Jahrhundert »war das Jagen das allgemeine Recht der Bevölkerung«. Dann kommt es zur »Inforestation« durch die erstarkten königlichen Grundherrn.[308] Forst ist also außerhalb der gewöhnlichen Öffentlichkeit und normaler Gesetzbarkeit. Innen ist er exklusiv für den König. Zwar stellt die Jagd eine »bedeutsame Nahrungsquelle dar«,[309] ihre herrschaftliche Ausübung aber läuft auf etwas anderes hinaus. So werden große Areale zu Bannwäldern erklärt, zum Schutz des Wildes, denn das dient einem »fundamentalen königlichen Ritual[]«, dem Privileg der Jagd.[310]

»Die Wildnis jenseits der Mauern seines Hofes gehörte ganz genauso zu seiner Natur wie die zivilisierte Welt innerhalb eben dieser Mauern. [...] Die Jagd ritualisiert und bestätigt die alte Natur des Königs als Zivilisator und Eroberer des Landes. Seine Forste sind Schutzgebiete, in denen die königliche Jagd in rein symbolischer Weise die historische Eroberung der Wildnis wiederholen darf. Der König kann dieses Symbolismus nicht beraubt werden, denn dieser gehört ebenso wie seine Souveränität zu seiner Natur. Der König verkörpert und repräsentiert in seiner Person die zivilisierende Kraft der Geschichte, aber andererseits hegt er in seiner Souveränität eine Wildheit, die größer und mächtiger ist als die Wildnis selbst. Besäße er nicht diese urtümliche Natur, könnte er weder Beschützer noch Herrscher seines Reiches sein. Als Souverän des Landes überwindet der König die Wildnis, weil er von Natur aus der Aller-

307 Vgl. Harrison: Wälder, S. 90; Semmler, Josef: Der Forst des Königs, in: Ders. (Hg.): Der Wald in Mittelalter und Renaissance, S. 133f. u. 143f.
308 Vgl. Bode, Wilhelm/Hohnhorst, Martin v.: Waldwende. Vom Försterwald zum Naturwald. München: C.H. Beck 1994, S. 41, Semmler, a.a.O., S. 144f.
309 Fumagalli, Vito: Wenn der Himmel sich verdunkelt, S. 60.
310 Vgl. Harrison, a.a.O.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

wildeste ist. Eine Doppelnatur verknüpft daher den König mit dem Forst nicht weniger als mit dem Hof.«[311]

Dieser Wald ist der Ort des Herrschers – über Mensch und Natur –, weil er wild, wüst, weil er die mittelalterliche Wüste ist (die Rolle des Waldes als Rohstofflieferanten ist hier nebensächlich); und nur der Herrscher hat das Recht und die Macht, hier seine Herrschaft auszuüben.

»Der König ist dort – wie der Löwe – bei sich zu Hause.«[312]

Hier, am Ort der ›Versuchungen‹, der »Buße und Offenbarung« muss die ›Heiligkeit‹ gesucht werden. Häufiger in der mittelalterlichen Literatur suchen Könige ›heilige Männer‹, Eremiten in oft fließendem Übergang zu ›wilden Männern‹ in der ›Wüste‹ auf, um Rat zu erhalten. Beide sind sie »Männer[] des Waldes«, »Herr[en] über die Natur«. Auch der König erhält den Nimbus, schöpft er doch – »durch die Jagd oder den Umgang mit den Einsiedlern« – aus dem Wald »Heiligkeit und Legitimität«.[313]

Harrison beschreibt die Entstehung der Königs-Wälder anhand der »Abhandlung über die Gesetze des Forstes«, die 1592 von einem englischen Juristen, Richter und Wildhüter mit dem beredten Namen John Manwood verfasst worden ist. Dieser Manwood schildert dann auch eine wesentliche Voraussetzung der königlichen Jagd: die Ausrottung »räuberische[r] Tiere«, der Wölfe vor allem, wie sie Ende des 10. Jahrhunderts etwa der sächsische König Edgar betrieben habe. Übrig bleibt das Jagdwild. Erst kommt die Vernichtung, dann der Schutz.[314] Das gilt besonders für Hirsche, die zum derart bevorzugten Jagdobjekt nobilitiert werden, dass mit der Zeit »Tier« europaweit zum Synonym für Hirsch wird.[315] Das rigorose Forstrecht aber führen im 11. Jahrhundert die nor-

311 Ebda., S. 96.
312 Le Goff, Jacques: Phantasie und Realität des Mittelalters, S. 94.
313 Ebda., S. 94ff.
314 Vgl. Harrison, a.a.O., S. 96.
315 »Der sich verändernde Status der Hirsche schlug sich erstmals um das Jahr 1000 in neuen Bedeutungen nieder, die verschiedene Tier- und Jagdbezeichnungen in mehreren europäischen Sprachen annahmen. Im Englischen, Deutschen, Französischen und Irischen kam es während dieser Zeit dazu, daß Worte, die vorher für ›Tier‹ oder ›wildes Tier‹ gestanden hatten (altenglisch *deor*, althochdeutsch *wilt* und *tior*, altirisch *fiad*, lateinisch *bestia*), sich auf die Bedeutung ›Hirsch(familie)‹ (englisch *deer*, deutsch *Wild*, irisch *fiadh*) oder ›Hinde, Dammhirschkuh‹ verengten (in der mittelhochdeutschen Jägersprache *tier*, französisch *biche*). Kurzum für Sprecher dieser Sprachen gewann ›Tier‹ im allgemeinen die Bedeutung von

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

mannischen Eroberer unter dem kommenden König Wilhelm ein. »Wilhelms Passion für die Eroberung wurde nur von seiner Passion für die Jagd übertroffen. ›Er liebte die Hirsche so sehr/als ob er ihr Vater wär‹«, heißt es in der Chronik von Petersborough. So erklärt der Herrscher große Teile Englands zum Forst. Für den »New Forest« werden reihenweise Dörfer »abgerissen und ihre Bewohner vom Land vertrieben«.[316]

Der Souverän bestimmt, welche Lebewesen im Forst existieren dürfen. Dazu braucht es auch eine Forstbeamtenschaft. Die entsteht bereits in den karolingischen Gütern und Pfalzen. Diese Ebene der Forsthierarchie ist zunächst zweistufig – die dem Vorsteher unterstellten »forestarii« beschäftigen Forstknechte –, seit dem Spätmittelalter, mit der Einführung von »Magister forestarii« in großen Klostergütern dreistufig.[317]

In seiner »foresta regis« entscheidet der Souverän über Leben und Tod. Hier

»ist die Privatsphäre der Könige zu suchen; dort empfinden die Herrscher ihre höchste Wonne. Denn dorthin pflegen sie sich von den Staatsgeschäften zur Entspannung zurückzuziehen, um, unbehelligt vom Trubel des Hofes, die freie Luft des persönlich-privaten Bereichs zu atmen«,

heißt es im »Dialogus de scaccario«, den Richard von Ely, bischöflicher Finanzsachverständiger und Schatzmeister Heinrichs II. von England 1178 verfasst. Dieser Königsforst, fährt er fort, sei »der sichere Aufenthaltsort des Wildes«.[318] Die in der Übersetzung Semmlers anklingende Trennung in Öffentlichkeit (die des Hofes) und Privatheit (im Königsforst) ist missverständlich. Denn in einer Gesellschaft, in der »jede Person Exemplar ihrer Gattung, ihres Standes oder ihrer Gruppe ist«, die jeweils unterschiedlicher *Natur* sind,[319] in der vorbürgerlichen »Kom-

›Hirsch‹ im besonderen, so daß die Hirsche zu Tieren schlechthin wurden, Verkörperungen des Tierseins überhaupt.« Cartmill, Matt: Tod im Morgengrauen, S. 88. So wird der Hirsch im gesamten Westeuropa zum begehrtesten und semantisch zum eigentlichen Jagdobjekt, wenn etwa im modernen Spanisch das Wort für Hirsch (venado) eigentlich »der Gejagte«, der neuirische Begriff für jagen (fiadhachaim) eigentlich »hirschen«, und im modernen Englisch »vesion« zwar im Ursprung das Fleisch des gejagten Tieres, das »Wildbret« im allgemeinen, tatsächlich nun aber insbesondere das Fleisch des Hirschs bezeichnet. Vgl. ebda., S. 89. Auch im heutigen Deutschen bezeichnet »Wildbret« wohl vor allem Hirschfleisch oder zumindest das Fleisch des Schalenwilds.

316 Harrison, a.a.O., S. 97.

317 Vgl. Bode/Hohnhorst, a.a.O.

318 Zit. n. Semmler, a.a.O., S. 130.

319 Vgl. Sonntag: »Das Verborgene des Herzens«, S. 78.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

munikation eindeutiger Körper«,[320] hier insbesondere ›hochadeliger Körper‹, kann es diese Trennung (im bürgerlichen Sinn) gar nicht geben. So zeigt Czerwinski, wie etwa Gottfrieds »Tristan und Isolde« in der »*minne*Grotte« inmitten der ›Wildnis‹ kein ›privates Liebesnest‹ gegen die öffentliche Ordnung errichten, sondern sie »sind nach Rang und Stand einander so unvergleichlich angemessen, daß sie – vom gemeinen Adel des Hofes dadurch abgetrennt – für sich eine eigene soziale Schicht, einen eigenen Hof bilden«.[321]

In ähnlicher Weise ist auch der König vom gemeinen Adel abgetrennt und nimmt in seinem Forst den seiner ›Natur‹ gemäßen Ort ein. Zugleich ist hier der »sichere Aufenthaltsort des Wildes«. Der König schützt die Tiere in seinem Wald – und er tötet sie. Beides als exklusives Vorrecht. Mit Vorliebe Hirsche. Interessanterweise erinnert das an pagane Mythen. Artemis und Diana als griechische bzw. römische ›Herrin der Tiere‹ sind deren Jägerin und Beschützerin, zugleich »Göttin der Geburt«[322] und der Fruchtbarkeit. Ihre Kulttiere sind Hirsche (bzw. Stiere, s.u.). Auch die »Waldungen« dieser ›Tierherrinnen‹ sind ›draußen‹, ›außerhalb‹, allerdings in anderen Dimensionen. »[J]enseits der Polis« heißt hier in »unberührte[n] Wälder[n]« und dass sie den Menschen »niemals erscheint«.[323] ›Herren‹, ›Beschützer‹ und ›Jäger‹ der Tiere sind auch der keltisch-gallische und der irische Hirschgott: Cernunnos und Herne.[324]

In der mittelalterlichen Realität wird der Herrscher zum ›Beschützer‹ und ›Jäger‹ der Tiere. Mit dem Exklusivrecht über ›seinen‹ Wald wird auch das Hauptziel seines Jagdrituals, der Hirsch »geadelt«. Der werde seit dem 9. Jahrhundert zunehmend in der Literatur zur »edlen und numinosen« Figur, zum »mit erotischer und übernatürlicher Bedeutung aufgeladenen vorbildlichen Tier[]«, zum Helden »erotischer Jagden«, gar zum Abbild von Christus oder der katholischen Kirche.[325] Diesen überragenden, vornehmen Status hält Cartmill für das Ergebnis eines Bedeutungswandels:

»Im mittelalterlichen Deutsch ist *edel wilt* ein gebräuchlicher Ausdruck für den Hirsch. In ganz Westeuropa kam der Hirsch während des Mittelalters zu symbolischen Adelsehren. Das war neu. Im klassischen Altertum war der Hirsch das Symbol der Feigheit gewesen, so wie heute der Hase. Im Altgriechischen war ›hirschhaft‹ (*elapheios*) gleichbedeutend mit ›feige‹. Achilleus

320 Czerwinski: Der Glanz der Abstraktion, S. 318
321 Ebda., S. 314.
322 Harrison, a.a.O., S. 47.
323 Ebda. u. S. 40.
324 Vgl. Cartmill, a.a.O., S. 76f.
325 Vgl. ebda., S. 96 u. 93.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

verhöhnt in der *Ilias* Agamemnons Feigheit, indem er ihm das ›Herz eines Hirschs‹ nachsagt. Gestalten in der klassischen Literatur, die mit Hirschen und Hinden verglichen werden, sind entweder Feiglinge und Versager (Turnus in der *Aeneis*, Penelopes Freier in der *Odyssee*) oder unschuldige Opfer (Vergils Dido). Doch in der mittelalterlichen Literatur wurde dem Hirsch erstmals eine Aura des Adels, ja sogar übernatürlicher Hoheit angedichtet.«[326]

Der Hirsch als antiker ›Feigling‹ ist aber nur die halbe Wahrheit. Cartmill, der dessen ›Nobilitierung‹ zum Teil auch keltischer Verehrungstradition zuschreibt,[327] referiert zwar die Aktaion-Geschichte,[328] übersieht aber anscheinend wesentliche Zusammenhänge. Ranke-Graves zeigt, dass die Geschichte vom Jäger, der in den Hirsch verwandelt und von seiner eigenen Hundemeute zerrissen wird, weil er Artemis beobachtet bei »ihrer jährlichen Wiederkehr, da sie ihre Jungfräulichkeit erneuerte, indem sie nackt in einer heiligen Quelle badete; wonach sie einen neuen Liebhaber nahm«, in gleicher oder ähnlicher Weise oft im irischen, aber auch keltischen Mythos zu finden ist. Es ist eine Erzählung vom Hirschkönig als betrogenem, ›gehörntem‹ König. Geweih und Gehörn aber symbolisieren ebenso die Krone. Der Hirsch ist auch »das königliche Tier der irischen Danaer«. Das ›Hirschkönig‹-Motiv lässt sich zurückverfolgen bis in die Praktiken sibirischer Schamanen, den elysischen Orakelkult, die Höhlenzeichnungen von Çatal Hüyük, Altamira, Arièges usw.[329] Zudem ist der Hirsch schon »in vorchristlicher Zeit [...] Lichtsymbol, Bote eines Sonnengottes [...] des gewaltig ausstrahlenden Geweihes wegen«.[330] Mit der »Konstantinischen Wende« im frühen 4. Jahrhundert wird daraus die Epiphanie des Christus, so in der Eustachius-Legende, die später »auf den fränkischen Heiligen Hubertus übertragen wird«.[331] Der Hirsch ist in paganen Mythen und Kulten Opfertier ›Großer Göttinnen‹, frühchristlich ist er als Gejagter eine Variante des Gekreuzigten und lässt Eustachius zum ›Märtyrer‹ werden.

Neu ist also nicht der ›Hirschkönig‹, sondern vielmehr, dass der Hirsch nun dem König ›geopfert‹ wird. Dazu wird, ab dem 13. Jahrhundert, beginnend offenbar in Frankreich, die Etikette immer bedeutender

326 Ebda., S. 89.
327 Vgl. ebda. u. S. 76.
328 Vgl. ebda., S. 51f.
329 Vgl. Ranke-Graves: Die weiße Göttin, S. 254f. Vgl. Burkert, Walter: Homo Necans. Interpretationen altgriechischer Opferriten. Berlin, New York: de Gruyter 1972, S. 22f u. 128f. Vgl. Ginzburg: Hexensabbat, S. 140ff.
330 Wyss, Stephan: AskeSe, S. 174.
331 Ebda., S. 208.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

– wichtiger »als das praktische Ziel, Wild zu erlegen«. So wird die Jagd »zum Zeichen eines hohen Standes, und die Jagdbräuche« – etwa die komplizierten Details des richtigen »Aufbrechens« und »Zerwirkens« der erlegten Tiere – »erstarrten in einem höfischen Zeremoniell, das die Vornehmheit der Teilnehmer [...] demonstrieren (oder ihre Unwürdigkeit bloßstellen) sollte«, so wird auch der spezifische Sprachgebrauch – etwa die korrekte Benennung des Kots der unterschiedlichen Tiere – zum standesgemäßen Distinktionsinstrument; essentiell ist es hier, dem Herrscher den Kot der Hirsche zu präsentieren, um deren Qualität zu beweisen.[332] Bereits im Jagdtraktat »La chace dou cerf« (13. Jahrhundert) ist erwähnt, wie der hohen Jagdgesellschaft ein ihr gemäßer, möglichst prächtiger (»jagdbarer«) Hirsch anzuzeigen sei. Ein einzelner Jäger zu Fuß begibt sich auf Fährtensuche und sammelt die »Losung«, deren »Qualität« ihm Auskunft »über das Alter und den Status des Hirsches« gibt, in seinem »Horn« oder unter seiner Bluse. Zurück im Lager, wo die Herrschaft frühstückt, legt er sie dem Lehnsherrn zur Feststellung der Jagdbarkeit des Tieres vor.[333]

»Die Jagd auf Hochwild erschien wegen des Waffengebrauchs auch in enger Analogie zum Waffentragen überhaupt, d.h. sie wurde von der bloßen Folge des königlichen Friedensrechtes zum davon abgelösten, eigenständigen Symbol der politisch-kriegerischen Macht eines Fürsten oder Königs.«[334]

Der Forst des Königs (oder Fürsten) ist der Ort des – abgesehen vom Krieg – »wichtigste[n] Blutritual[s], durch das die Hierarchie von Status und Ehre in der Umgebung des Königs geordnet« wird. Der Forst ist sozusagen ein »zweite[r] Hof«, an dem die Konkurrenz der einzelnen »Clans von Adeligen« um Gunst und Nähe des Herrschers »frei von der Herrschaft der regulären Verwaltung« stattfindet. Etwa um die Ämter der Ritt- und Jagdmeister. So dient die Jagd auch der Ausbildung junger Adeliger in »kriegerischer Reitkunst. Seit Xenophons *Kynegetikos* (›Der Jäger‹), der ersten Abhandlung über die Jagd, war das Jagen zu Pferde das empfohlene Verfahren gewesen, mit dem sich angehende Ritter ihre Sporen verdienten«. Der Forst ist »ein Staat im Staate«, in dem eigene Beamte jenseits herkömmlich gültigen Rechts ein eigenes Recht prak-

332 Vgl. Cartmill, a.a.O., S. 82f., Schama, a.a.O., S. 163f.

333 Vgl. Wolter-von dem Knesebeck, Harald: Aspekte der höfischen Jagd und ihrer Kritik in Bildzeugnissen des Hochmittelalters, in: Rösener, Werner (Hg.): Jagd und höfische Kultur im Mittelalter. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1997, S. 535f.

334 Spehr, Christoph: Jagd nach Natur, S. 61.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

tizieren, in dem komplizierte und detaillierte Initiationsriten und Zeremonien herrschen.[335]

»Von Anfang bis Ende war also die Jagd nicht nur ein Töten, das der Aura des königlichen Kriegsherrn Macht und Autorität verlieh, sie war auch eine rituelle Demonstration der Disziplin und Ordnung an seinem Hof. Kein Wunder, daß es als Verrat betrachtet wurde, dem König das Ziel zu verderben.«[336]

Die königliche Hirschjagd ist ein kultisches Ritual: Beim »Zerwirken« des Opfers muss der dafür bestimmte Jäger dieses »mit einer bestimmten Anzahl von Schnitten an bestimmten Stellen des Körpers abhäute[n] und es dann zerleg[en] und bestimmte Stücke an Personen verteil[en], denen sie nach dem Brauch« zukommen. Das Ritual scheint in verschiedenen Jahrhunderten und Gegenden Unterschiede aufzuweisen. »Im England des 16. Jahrhunderts« etwa »gingen die Zunge, die Hoden, der Mastdarm und andere hochgeschätzte Leckerbissen an den ranghöchsten Edelmann«.[337] Grundsätzlich stammt das Zeremoniell, wie auch die wichtigsten Lehrbücher seit dem Mittelalter, aus Frankreich (wo Louis XV. in 50 Jahren angeblich »10000 Stück Rotwild« getötet hat) und wird zum Vorbild für Westeuropa.[338] Der ranghöchste Edelmann erhält, neben Zunge und Mastdarm, die Hoden des Opfertiers. Diese Symbole männlicher Potenz gehen nun an den männlichen Herrscher. Es sind die Symbole seiner eigenen Macht und Potenz, derer er sich per Jagd versichert.

Eines der wichtigsten paganen Blutrituale ist das der Diana von Ephesos, der »vor allem Stiere, die Männlichkeit und Kraft symbolisierten und die – soweit sich das nachverfolgen läßt – an vielen Stellen männliche Menschenopfer« ersetzen, geopfert werden. »Bei den Feierlichkeiten wurden den geopferten Stieren die Hoden abgetrennt und der Göttin angeheftet«, um sie zu ›befruchten‹.[339] (Stier- und Hirschkult sind hierbei konvergent, denn in im Irland, Kreta, Griechenland der Bronzezeit sind »sowohl Hirsch als Stier der Großen Göttin heilig«.[340] Auch

335 Vgl. Schama, a.a.O., S. 163f.
336 Ebda., S. 164.
337 Cartmill, a.a.O., S. 83.
338 Vgl. ebda., S. 87. George Turbeviles elisabethanisches »Booke of Hunting« (1575) sei eine freie Übersetzung von Jacques du Fouilloux' »La Vénerie« (1561).
339 Braun, Christina von: Die zwei Körper der Königin, in: Schulte, Regina (Hg.): Der Körper der Königin, S. 340. Zu den sich opfernden Männern gehören die »*galloi*, Eunuchenpriester, die sich zu Ehren der Muttergöttin selbst entmannten« (ebda.).
340 Ranke-Graves, a.a.O., S. 253.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Jagd- und Opferbräuche sind in paganen Gesellschaften konvergent, die Rituale zeigen jeweils klare Übereinstimmungen.[341]) Der Kult weicht zunehmend den hellenistischen »Stier*tötungs*ritualen« für die Götter Attis und Kybele, wobei Initianden in einer Grube (als ›Mutterschoß‹) vom Stierblut überströmt werden (›Bluttaufe‹ als ›Wiedergeburt‹). Ähnlich, allerdings gegensätzlich intendiert, verläuft der Mytraskult. Die ›Großen Mütter‹ sind hier abgeschafft, Frauen überhaupt ausgeschlossen, »kriegerische Männlichkeit« verdrängt »alles Sexuell-Weibliche«. Die diesbezüglichen Kultreliefs zeigen einen Samenerguss des sterbenden, von einem Skorpion kastrierten Stiers in einen Krater, die Verwandlung seines Schwanzes in Ähren, »Metamorphose der Zeugung nach dem Tode« und »Besessenheit von Sexualität im Negativbild«.[342] Christina von Braun sieht das im Zusammenhang mit »der Durchsetzung des vollen phonetischen Alphabets im Hellenismus« mit dem »alpha« bzw. »aleph« – das »in allen semitischen Sprachen« ›Stier‹ oder ›Ochse‹, damit ›höchstes Opfertier‹, ›Männlichkeit‹, ›Fruchtbarkeit‹ bedeutet – als erstem und wichtigstem Buchstaben, mit der beginnenden Gleichsetzung von »*geistige*[r] Fruchtbarkeit« und Männlichkeit bzw. von Weiblichkeit, Leiblichkeit und Sterblichkeit.[343]

Die herrschaftliche Hirschjagd seit dem Mittelalter transportiert fleischliche männliche Potenz (die sich ebenso spezifisch umdeuten lässt ins literarische Spiel der ›erotischen Jagd‹, in der der Mann zum ›Opfer‹ werden kann) ebenso wie den ›asketischen Eros‹, den Kult ›geistiger Fruchtbarkeit‹, zugleich auch des ›Tötens des Tiers‹, der Begierde. Der Hirsch ist Spiegel des Herrschers, für den er sich opfern lassen muss. Das Opfer bezeichnet die Wiedergeburt des Herrschers, seine Selbst-Erhöhung.[344] Und somit die rituelle aber handgreifliche Selbstvergewis-

341 Vgl. Burkert: Homo Necans, S. 23f. Burkerts Ausführungen zumindest in diesem Werk von 1972 sind aus anderen Gründen problematisch. Er beruft sich auf die ›Jagdhypothese‹ (in ihrer pessimistischen Grundierung nach 1945), den Wissenschafts-Mythos, der die ›Geburt‹ des Menschen – und damit der patriarchalen Gesellschaft – mit der Jagdausübung erklärt. Vgl. Cartmill, a.a.O., S. 13ff.; Haraway, Donna: Im Streit um die Natur der Primaten. Auftritt der Töchter im Feld des Jägers 1960-1980, in: Dies.: Die Neuerfindung der Natur; S. 123-159.

342 Burkert: Antike Mysterien. Funktionen und Gehalt. München 1990, S. 90; zit. n. Braun, Christina von, a.a.O., S. 344.

343 Vgl. Braun, Christina von, ebda., S. 342ff.

344 Eine interessante Parallele hierzu zeigt der spanische Stierkampf. In Spanien ist die Christianisierung der ›Jungfrau‹ und ›Mutter‹ Artemis/Diana zur Maria besonders konsequent. Schon frühneuzeitlich gilt hier das Dogma der »unbefleckten Empfängnis« und damit die Fast-Ebenbürtigkeit mit dem Gottes-Sohn. Eine Christianisierung führt zur nächsten: der des Stier-

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

serung von ›Unsterblichkeit‹, denn der König ist – als »body politic« – unsterblich.[345] In gewisser Weise fällt dem Hirsch damit ebenso ein ›body politic‹ zu, spiegelt sich im Geweih (der ›Krone‹) des Hirschen, des christianisierten Sonnengottboten, auch der »Heiligenschein der Ewigkeit«, der Nimbus, wie ihn der »normannische Anonymus« als Zeichen des »rex christus«, der ›göttlichen Gnade‹ des Königs beschreibt (in der frühmittelalterlichen Legende erhält auch der Palmsonntags-Esel einen Heiligenschein, einen »unsterbliche[n] ›politische[n] Körper‹«).[346]

Der König selbst ist der Hirsch. Er ist es in der ›erotischen Jagd‹ – hier im 16. Jahrhundert Heinrich II. von Frankreich – in den »Darstellungen der Diane de Poitiers z.B., auf denen sie ohne Scham als Geliebte des Königs verherrlicht wird«,[347] so in der Statue der »Diane d'Anet«, die Poitiers »im Hof ihres Landschlößchens« aufstellen lässt. Sie zeigt eine »gebieterische Diana mit entspanntem Bogen«, an den Hirsch gelehnt: Sieg »einer göttlichen Jägerin über ein edles Tier«.[348] Die ›erotische Jagd‹ wird auch schon früher dargestellt. Eine Marginalillustration des »Flämischen Stundenbuchs« aus dem frühen 14. Jahrhundert zeigt einen jungen Höfling, der mit entblößtem Hintern in eine Schüssel kotet. Ein anderer Höfling überbringt die Schüssel einer hohen Dame, die sie

kampfs, den die Kirche zuerst als heidnisch bekämpft, der heute aber stets an Festtagen ›Mariens‹ oder lokaler weiblicher Heiliger stattfindet (Braun, Christina von, a.a.O., S. 340f.). Die moderne »Corrida« in der Arena beginnt mit einem »effeminiert[en]« Torero und einem »Stier als männliche[s] Wesen schlechthin. Während der Faena kehrt sich dieses Verhältnis um: der Stier endet, seiner Kraft beraubt, mit weiblichen Zuschreibungen, der Torero triumphiert als der Super-Macho« (Braun, Karl: Der Tod des Stiers. Fest und Ritual in Spanien. München 1997, S. 216).

345 Vgl. Kantorowicz: Die zwei Körper des Königs, S. 317ff.

346 Vgl. ebda., S. 98f. u. 103f.

347 Wind, Edgar: Heidnische Mysterien in der Renaissance, S. 94f. Wind sieht in dieser Figur allerdings »eine verkleidete Venus«, was für die Renaissance typisch sei, so auch im François Clouet zugeschriebenen »Bad der Diana«, das »in eine *toilette de Vénus* verwandelt« sei, »mit all dem für die Göttin der Liebe typischen Beiwerk, einschließlich einer Szene im Hintergrund, die direkt von Tizians *Venus von Urbino* übernommen ist«. Die »Venus-Virgo aus der *Aeneis*« sei die »bedeutendste« der »zusammengesetzten Figuren«. »In ihr glaubten die Renaissance-Platoniker eine hervorragende poetische Bestätigung für ihre Theorie der Einheit von Keuschheit und Liebe gefunden zu haben. Obgleich es durchaus fraglich ist, ob Vergil mit diesem Bild überhaupt ein Mysterium solcher Art vermitteln wollte, entwickelten sie daraus einen halb keuschen, halb wollüstigen Venuskult, in dem die Doppelnatur der Göttin zum höchsten Grad von Ehrfurcht oder Frivolität oder beidem zugleich gesteigert werden konnte« (ebda., S. 93f.).

348 Cartmill, a.a.O., S. 93.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

gern entgegennimmt.[349] Wolter-von dem Knesebeck vermutet eine »derbe Satire« auf die in »La chace dou cerf« gezeigte Jagdzeremonie (s.o.) bzw. »auf die Minne und ihre Darstellung in Form der Jagdallegorie«.[350] Denn die Produkte des Höflings gleichen in Form und Anzahl nicht menschlichen Ausscheidungen, sondern denen eines Hirsches. Es geht um die zeremonielle, respektvolle Überreichung der »Losung« an eine hohe Dame, in der sich der Absender als ›jagdbar‹ anzeigt. Eine regelrechte »Minne-Jagd« ist etwa »Jagd« von Hadamar von Laber, entstanden Mitte des 14. Jahrhunderts im Umfeld des bayerischen Hofs. Bei den Abenteuern des »Minnejäger[s]« werden die Gefühle der Dame üblicherweise »ausgeblendet«. »[D]as Wild/die Dame« kann »sich freiwillig den Hunden« stellen oder »selbst den Hund Genâde« hetzen, oder der »Jäger mit dem Hund Troume auch im Schlaf den Wiedergängen der Geliebten« nachspüren usw.[351]

Andererseits ist der »Hirschkönig« auch eine streng asketische Figur. »Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir«, heißt es im Psalm 42,2.[352] Was für die christliche Zeit eindeutige »Taufsymbolik« ist, wie schon der »Physiologus« im 2. (im griechischen Original) bzw. 4. Jahrhundert (in lateinischer Übersetzung) bestätigt. Darin heißt es,

»der Hirsch stöbere Schlangen in ihren Schlupflöchern auf – schlangenfeindlich sind alle Lichtträger, denn Schlangen lieben das Dunkel –, er ziehe die Schlangen durch seine Nasenlöcher in den Magen, müsse dann aber innert drei Stunde zu trinken bekommen, ansonsten ihn das Gift töte. [...] Das giftige Reptil im Magen ist die Sünde in der Seele, die drei Stunden sind die Frist der Erlösung, drei Tage Grabesruhe Christi, drei Tage Blindheit des Saulus, das Wasser aber ist die Taufe«.[353]

Stephan Wyss hält es für möglich, dass die acht Hirsche auf der Waldlichtung (und neun Kraniche am Himmel) in Cranachs d.Ä. »Heiligem Hieronymus als Büsser in der Wildnis« (1525) mit der Zahlensymbolik der Taufe und »Luthers zwei Schwerter[n]« (dem »Reich Gottes auf

349 Vgl. Wolter-von dem Knesebeck, a.a.O., S. 570, Abb. 27.
350 Ebda., S. 535 u. 537.
351 Steckelburg, Ulrich: Hadamars von Laber »Jagd«. Untersuchungen zu Überlieferung, Textstruktur und allegorischen Sinnbildungsverfahren. Tübingen: Niemeyer 1998, S. 153ff.
352 Zit. n. Wyss, a.a.O., S. 174.
353 Wyss, a.a.O., S. 174f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Erden« und den »himmlische[n] Engelschöre[n]«) verbunden sind.[354] Cranachs Stich »Sündenfall« (1509) zeigt das Paar in Eden umgeben von zahmen Tieren: einem Löwen, einem Wildschwein, je einem Pferde- und Schafpaar, vor allem einem ganzen Rudel Hirschen. In seiner Paradieszeichnung von 1530 »sitzt Eva gar auf einem ruhenden Hirschen, während sie Adam den Apfel reicht. Zu Füssen zwei Rebhühner. Das sind Mensch und Tier vor dem Fall, zahmes Wild, genügsamer Geist«.[355] Als Attribut christlicher Heiliger ist der Hirsch unter den wilden Tieren am häufigsten vertreten (29 mal), unter allen Tieren insgesamt (276) liegt er an zweiter Stelle hinter der Hauskuh (26) – insbesondere bei Walderemiten. Wilde Hirsche suchen sie,

»angezogen von ihrer Aura der Heiligkeit, [...] in ihren Klausen im Wald [auf]. Hinden geben ihnen Milch oder bringen ihnen Speise (Ägidius, Goar), Hirsche mit wundersam flammendem Geweih leuchten ihnen den Weg durch den Wald (Ida), und gehetzte Hirsche wenden sich um Rettung an die Heiligen (Neot, Chat, Ägidius und Blasius). Ägidius, der Schutzpatron der Bettler wird traditionell mit pfeildurchbohrter Hand dargestellt, die er vor eine gejagte Hirschkuh hält, um sie vor der Verfolgung durch den Gotenkönig Wamba zu beschützen. Das traditionelle irische Gebet ›Fáeth Fiada‹ (Des Rotwilds Schrei) soll vom hl. Patrick verfaßt worden sein, als er selbst wunderbarerweise die Gestalt eines Hirsches annahm«.[356]

Es ist allerdings

»die Fähigkeit des Einsiedlers, die Wildnis zu zähmen – die rebellische Natur wieder unter menschliche Herrschaft zu bringen –, die seine Heiligkeit bewies. Die wilden Vögel und Tiere, die in so vielen christlichen Legenden dem Heiligen in seiner Klause Speise bringen, tun dies, weil der Heilige gut ist, nicht weil die Tiere gut wären«.[357]

Wenn die »Heiligen und Märtyrer – Nachfolger des gemarterten Christus – « in die Einsamkeit der Wald-Wüste fliehen, »erscheint der innere Feind, die Phantasien körperlicher Lust«, die »Versuchung« als »Versuche, den Heiligen« von seiner inneren Integrität als Repräsentanz »des göttlichen Geistes« zu trennen. Die Askesephantasien wimmeln von

354 Denn die Zahl Acht stehe für die Taufe, »Christus ist am siebten Tage der Woche auferstanden; am achten beginnt der neue Äon seiner Kirche. So wollte es die Patristik, so baute die alte Kirche die Taufkapelle als Oktagon«. Ebda. Vgl. Abb. 64.
355 Ebda. Vgl. Abb. 50 u. 51. Zur »Dornauszieherin« Diana vgl. Exkurs I.
356 Cartmill, a.a.O., S. 77.
357 Le Goff, a.a.O., S. 94.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Verstümmelungen der ›Heiligen‹ durch Feinde oder sich selbst und von zerrissenen und wieder zusammengesetzten Körpern.

»Die Dämonen bestehen aus Menschenteilen, die mit Teilen niederer Tiere zusammengesetzt oder verschmolzen sind. Die tierische, unterhalb des Nabels angesiedelte Natur des Menschen, die die Heiligen von sich abzutrennen trachten, wird bei den Dämonen deutlich sichtbar. Es gibt gewissermaßen zwei Möglichkeiten der Verminderung des menschlichen Körpers, eine heilige und eine sündige. Der Märtyrer verstümmelt sich, um von der Begierde nicht mehr berührt werden zu können, in welcher Gestalt auch immer. Der Sünder läßt sich berühren, gibt der Begierde nach, läßt das Tier in sich zu Fleisch werden. Das beiden Möglichkeiten Gemeinsame ist die Zertrennung des Körpers, ob er sich nun in den Geist Gottes auflöst oder mit Tierischem neu zusammengestückt wird.«[358]

Der Hirsch ist auch »das gejagte Tier«, und in der mittelalterlichen Allegorese der Jagd als Kampf Gut gegen Böse sind sich die Patristen durchaus nicht immer einig, ob Jäger oder Gejagte gut oder böse sind.[359] Dass in der »ziellose[n] Wucherung« der zerrissenen Waldlandschaft und ihrer Geisterwesen in Mathis ›Grünewalds‹ »Versuchung des Hl. Antonius« (1512/15), in der »das Menschliche ins Tierische« und »das Tierische ins Pflanzliche« übergeht, ein Dämon das Geweih eines »Dreienders« trägt, wo sowieso »Klauen [...] zu Wurzeln, Äste zu Geweihen« werden,[360] passt ins Bild. Hieronymus Bosch wird in seinen »Versuchungen« noch deutlicher. Da wird im Triptychon (um 1500) der ›Ketzerbischof‹, »ein hohenpriesterlicher Magus«, durch Vierfingrigkeit als Dämon ausgewiesen, von einem »kapitale[n] Hirsch« im »Mantel eines Kardinals« begleitet.[361] In der späteren (›Madrider‹) Version malt er »Antonius« am Bachufer unter einer notdürftig strohgedeckten »Baumhöhle« sitzend, in Kontemplation versunken und so dem »Ansturm« verdrängter Begierden ausgesetzt.

»Bosch stellte dieses Grenzerlebnis durch die tückische Verwandlung dar, worin der Baumstamm überm Haupt des Eremiten sich zu dem Schädel eines Hirsches auszuwachsen scheint, dessen weit ausgespreitetes Geweih das ganze Mittelfeld beherrscht.«

358 Gendolla, Peter: Phantasien der Askese, S. 76f.
359 Vgl. Wyss, a.a.O., S. 174.
360 Gendolla, a.a.O., S. 87.
361 Fraenger, Wilhelm: Hieronymus Bosch, S. 405, vgl. Abb. 135.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Der ›innere Feind‹: Das »Unbewußte[]« wird als »Brunst des Hirsches rege«:

»Ist doch der Hirsch seit alters her Symbol unbändiger Geschlechtskraft und Geschlechtsbegierde. Demgegenüber ist der morsche Baumstamm als vegetatives Gleichnis des Antonius zu betrachten, der durch freiwillentliche Abtötung des Trieb- und Sinnenlebens für die Welt erstarb, doch nun erlebt, daß ihm bei seinem Eintritt in die tiefste geistliche Versenkung ein Unwesen von Wollust in die Krone steigt.«[362]

Der Hirsch als ›Christus‹, als Attribut der Askese, als Attribut des Dämonischen, Symbol der Wollust, Held ›erotischer Jagden‹, exklusive Beute des Herrschers und dessen Spiegelung als ›König der Wälder‹. Was für die bürgerliche Wahrnehmung vollkommen widersprüchlich oder »zerstückelt« erscheint, entspricht einer »transzendent bestimmten Ordnung der Welt«.[363] Zumal die Zusammenhänge durchaus sichtbar sind. Die Figur des Herrschers vereint ›Potenz‹ und ›Heiligkeit‹ in sich, derer sie sich rituell per Jagd versichern kann. Ebenso bedeutet ›Askese‹, das ›Tier zu töten‹. Für diesen Akt braucht es allerdings die Existenz des ›Tieres‹.

In gewisser Weise geriert sich der Herrscher in seinem »forestis« als Herr über Fruchtbarkeit und Geburt, als Neuschöpfer. Mit der Ausrottung der Raubtiere und der zumindest mittelbaren Vermehrung der bevorzugten Beute kommt es zu einer Neuordnung der Fauna. Der Herrscher ›schafft‹ sich einen Raum, der seiner ›Natur‹, seinem ›vollen Körper‹ gemäß ist, mit (wiederkehrenden) Zeremonien, die seiner ›Natur‹ gemäß sind. Die Neuordnung gehorcht nicht irgend gearteten ›ökonomischen‹ oder ›rationalen‹ Grundsätzen. Auch daraus resultieren sehr viel spätere Klagen über die ›Unvollkommenheit‹ und ›Inkonsequenz‹ derartiger Neuordnung des Waldes. Aber, der Forst ist die Schaffung eines spezifischen Herrschaftsraumes (über die ›äußere Natur‹), dessen ›ritueller‹ Zuschnitt später ›rationalen‹ und ›planerischen‹ Zugriffen, Re-Formationen des Waldes, weichen kann.[364] Zudem werden im deutschsprachigen Raum, wo zwischen 1350 und 1500 die Fürsten ein je »eigenes Inforestationsrecht bzw. landesherrliches Jagdregal« durchsetzen und ab 1530 die Volksjagd vollständig abgeschafft wird[365] – offenbar ei-

362 Ebda., S. 304ff.
363 Sonntag, a.a.O., S. 76.
364 Und in dieser Weise werden retrospektiv immer wieder die königlichen und fürstlichen Bannwälder als erste Naturschutzgebiete bezeichnet. Vgl. Ausleitung.
365 Vgl. Spehr, a.a.O., S. 39.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ne Reaktion auf die Bauernkriege –, in den Jagdordnungen bereits Begriffe wie »Schadentiere«, »Schad- und Raubwild«, »schadhafter Vogel« etc. benutzt, also »alle sich vom Fleisch oder den Eiern anderer Tiere ernährende und damit den Jagdertrag [bzw.] Viehbestand mindernde« Tiere bezeichnet. Dazu zählen in Kursachsen Füchse, Geier (= Raubvögel), Luchse, und Wölfe, während Bären zeitweise als Hochwild gelten. In Bayern »sind ausdrücklich Wölfe, Bären, Luchse, Otter, Iltisse und Wildkatzen genannt«, in Tirol und Salzburg Bären, Luchse, Wölfe, in Braunschweig Füchse, Luchse, Wölfe. Praktisch überall werden alle Arten Rabenvögel und – mit Ausnahme von Falken, Habichten, Sperbern, wohl als ›Jagdgehilfen‹ – Greifvögel (oft aber auch Sperlinge und Finken) dazu gezählt.[366] In den folgenden Jahrhunderten sind zumindest ansatzweise bewusste Neuordnungen der Flora zu beobachten. Genauer: Sowohl ›Erscheinungsbild‹ als auch Artenzusammensetzung und -anzahl werden verändert.

Zum einen gemäß des Hauptzwecks. Überall dort, wo sie »nicht ohnehin vorhanden« sind, lassen schon »die karolingischen Fürsten Wälder anlegen, um dort zu jagen«.[367] Viele Forsten werden »so gestaltet, daß man optimal darin jagen« kann. Es entstehen eingehegte Tiergärten, »um den Wildbestand besser zu schützen«, bzw. um ihn aus anderen Waldungen zusammenzutreiben, »bevor man ihn im Verlauf der großen Jagdspektakel abschoß«. Um das Fangen zu erleichtern, werden Heckengänge vor allem aus Hainbuchen geschaffen, durch die man die Beutetiere in Gruben, Netze, Schlingen oder Weiher treibt. Zunehmend lassen die Grundherren Jagdschlösser bauen, die oft Grundlage späterer absolutistischer Großanlagen sind.[368]

Im Zusammenhang mit der Übertragung vieler Forste in städtischen Besitz – hier ist der Verbrauch von Holz besonders hoch – kommt es bereits im 14. Jahrhundert zu bewussten Gründungen von Kunstwäldern, dem »Tannensäen«.[369] Das als frühbürgerlicher Akt, zunächst im Nürnberger Reichswald, wo 1368 der »Unternehmer« Peter Stromer erfolgreich »künstlich Kiefernsaat« ausbringt, weshalb dieses Verfahren ständig wiederholt und von hier aus auch in andere Gegenden exportiert wird. So Anfang des 15. Jahrhunderts in den Frankfurter Stadtwald oder

366 Vgl. Roosen, Rolf: Jagdsprachlicher Sachwortschatz. in gedruckten Landes-, Polizei-, Jagd- und Forstverordnungen des 15. und 16. Jahrhunderts – eine bibliographische, philologische und jagdhistorische Studie. Frankfurt/M u.a.: Peter Lang 1993, S. 147ff.

367 Eine »Gewohnheit, die die Gonzaga und Este in Italien bis in die moderne Zeit hinein und bis heute pflegen«; Fumagalli, a.a.O., S. 60.

368 Vgl. Küster, Hansjörg: Geschichte des Waldes, S. 128.

369 Vgl. ebda., S. 129.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

im 16. Jahrhundert nach Mecklenburg und Oberschwaben, wo allerdings Fichtensamen verwendet wird. Auch diese Schonungen werden »gebannt«, die »forestarii« verbieten im Auftrag der Grundherren die Beweidung (vor allem durch Schafe und Ziegen) des jeweiligen »Geheges, Sunders oder Sondergebietes« durch Einzäunen oder »Verkehrszeichen«.[370] Solche Markierungszeichen, »Hege- oder Jagdsäulen« werden ebenfalls für Jagdgebiete errichtet.[371]

»Wie sich das Bild der Forsten wandelte, bestimmte der Grundherr. Die Forsten entwickelten sich unterschiedlich – in Abhängigkeit von Nutzung und Unterschutzstellung. Ihr Aussehen wurde immer weniger durch natürliche Parameter wie Klima und Boden bestimmt, sondern mehr und mehr durch die Nutzungsinteressen. Ganz allgemein nahm in den Forsten die Bedeutung des Laubholzes ab. Nadelholz wurde wichtiger, wobei diese Entwicklung durch Aussaat und Aufforstung unterstützt wurde. Forsten wurden immer mehr zu Nadelwäldern, während die als Niederwälder genutzten bäuerlichen Gehölze von Laubbäumen bestanden blieben. Dieser Gegensatz prägte sich immer stärker heraus, so daß im 19. Jahrhundert sogar darüber spekuliert wurde, ein ›Wald‹ sei aus sprachlicher Sicht ein Laubwald, ein ›Forst‹ ein Nadelwald.«

So stehe es im »Deutschen Wörterbuch« der Grimms.[372]

»[K]ennzeichnend für den Beginn einer Forstwirtschaft« aber ist das *Durchforsten*, das Entfernen störenden Unterwuchses und des sogenannten »Schwach-« und »Stangenholzes«.[373] Ziel ist es, die Wuchsbedingungen der verbleibenden Jungbäume zu optimieren. Schon um 1300 verlangt Petrus de Crescentiis in seinem sich auf antike Grundlagen berufenden Werk, »daß man, wo die Wälder zu dick stehen, die ›ungeschickten‹ Stämme aushauen solle, damit die anderen ›desto baß‹ und ›schöner werden zu jrem ampt‹«, wie es in der späteren deutschen Übersetzung heißt. Systematisch werden Durchforstungsmaßnahmen im Bereich des heutigen Deutschland in den frühen Forstordnungen des 15. und 16. Jahrhunderts verlangt, die sich auf Crescentiis beziehen.[374]

Wie schon angedeutet, nach spätantikem Verständnis ist der »salus«, »der Domanialwald, der in Gallien dem merowingischen Herrscher als Rechtsnachfolger des römischen Kaisers zufiel«, für »jedermann« zur Jagd und anderen Nutzungen frei. Frühmittelalterliche »germanische[]

370 Ebda., S. 129ff.
371 Vgl. Roosen, a.a.O., S. 263.
372 Küster, a.a.O., S. 131f.
373 Mantel, Kurt: Wald und Forst in der Geschichte. Ein Lehr- und Handbuch. Alfeld b. Hannover: Schaper 1990, S. 356.
374 Vgl. ebda.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Rechtsordnungen« führen dann zur »Patrimonialisierung«, binden diese Nutzungen an den Besitz. So beim fränkischen und langobardischen König, aber auch bei Fürsten und anderen Grundherren. Im 8. Jahrhundert wird »der karolingische Herrscher der Eigentümer des ausgedehntesten Forstbesitzes«, zum Besitzer »nicht nur des *saltus*, sondern auch des herrenlosen, des öden Landes, das schon die Merowinger sowie andere Fürsten innerhalb des Frankenreiches und außerhalb seiner merowingischen Grenzen einzuforsten begannen«.[375] Forstrecht- und hoheit der fränkischen Herrscher im 8./9. Jahrhundert gleichen denen der normannischen Herrscher Englands weitgehend (s.o.). Dieser Forstrechtsimport aus der Normandie entstammt zunächst »expliziter oder impliziter Verleihung seitens des karolingischen Königs«, besitzen doch zunächst die Herzöge der Normandie oder die Grafen von Anjou »die Forsthoheit« nicht »als autogenes Recht«. Infolge des »Rückzugs der Königsgewalt aus seinem Einflußbereich« wächst aber dem normannischen Herrscher seit dem 10. Jahrhundert »eine vizekönigliche Stellung zu«.[376] Sowohl hier als auch in Anjou wird eine »Monopolisierung« der Forsthoheit »in der Hand der Fürsten« durchgesetzt.[377]

In dieser Zeit kommt nicht nur das Lehnwesen, kommen auch die ›Genealogien‹, die ›Stammbäume‹ auf.

»Das sind Abstammungsaufzeichnungen und oft -erfindungen, die sich dem Übergang von kognatischen auf agnatische Verwandtschaftskriterien verdanken. Bis zu den Karolingern dominiert das kognatische System mit entsprechenden Rechtsformen, wie der Realteilung im Erbgang. Zeitgleich mit dem Aufkommen des Lehnswesens beginnt im 9. und vor allem 10. Jahrhundert die agnatische Verschiebung auf den Mannesstamm. Von nun an bilden sich die ›Geschlechter‹ heraus, meist benannt nach dem an Bedeutung gewinnenden Zentrum ihrer Herrschaft, einer Burg, eines Guts usw.«[378]

Zwar bedeutet auch zuvor unter kognatischen Bedingungen »eine geschickte Heiratspolitik«, wobei stets die Frau in die Familie der Mannes »einheiratet«, für die ›aufnehmende‹ Sippe einen materiellen und/oder ideellen Zugewinn, eine Erweiterung des ›Verwandtschaftskreises‹, damit der politisch enorm wichtigen Unterstützung. Zugleich aber bringen die herkömmlichen Sippen – konstituiert etwa über die »Verehrung vornehmer Ahnen« – im hochmittelalterlichen Prozess von »Herrschaftsbildung« und »Besitzsicherung« wachsende Probleme aufgrund »unkla-

375 Semmler, a.a.O., S. 144f.
376 Ebda., S. 140ff.
377 Ebda., S. 146f.
378 Sonntag, a.a.O., S. 35.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

rer Rang- und Erbfolge« und diversifizierter Verpflichtungen eines »verheiratete[n] Mann[es]«, nämlich mindestens gegenüber der eigenen Sippe, der seiner Gattin und der seiner Mutter, was häufig zu Auseinandersetzungen führt. Abhilfe soll hier die Herausbildung des ›Geschlechts‹ bringen. »Das bedeutendste und am schärfsten ausgeprägte ›Geschlecht‹ sind die Karolinger selbst.« Deren »Organisationsmodell« auf Basis einer »agnatische[n] Zentrierung um das Hausmeieramt« ist gewissermaßen eine Vorwegnahme des Adelsgeschlechts im Hochmittelalter und dessen agnatischer Tradierung von Amt und Besitz.[379]

Die Zentrierung auf ein »Geschlecht«, das der männlichen Linie, und die Zentrierung der Waldungen zum Forst sind anscheinend strukturell verwandt. Beides schafft einen festgesetzten Rechtsraum, einen vom jeweiligen ›Adelsgeschlecht‹ genealogisch zurückverfolg- und reklamierbaren Ort. Zudem: »Immer wieder zeigt sich ein enger geographischer Zusammenhang zwischen einer Burg, einem Schloß« – aber auch »einem Kloster« – »einerseits und dem Forst andererseits. Manche Forsten sind wohl erst nach der Errichtung der Bauten ihrer Besitzer entstanden, doch meist wird das Gegenteil der Fall gewesen sein: Burg und Kloster wurden im wilden Wald errichtet«, oft als Schenkung des Königs oder Kaisers – so habe Friedrich II. »zahlreiche Forsten« Adligen vermacht –, »ihre Besitzer erhielten auf diese Weise Land, kolonisierten und verwalteten, sicherten es«.[380]

Christoph Spehr sieht »die Etablierung der Jagd als eigenständige[s] soziale[s] Privileg und Attribut fürstlicher und königlicher Macht« um 1200 als »abgeschlossen«. Da im »deutschen Rechtsraum« der Wildbann »den Anspruch des Königs auf Unterordnung und Waffenfolge der Fürsten« ausdrücke, betreiben ihrerseits »alle weltlichen und geistlichen Fürsten ihre eigene Inforestation«.[381] Schon »der karolingische Herrscher« im 8. Jahrhundert, so Josef Semmler, habe es nicht vermocht, seine Forsthoheit »zu exklusiver Jurisdiktion über die Forsten zu steigern, noch sie in seiner Hand zu behalten. Seine Stellvertreter im zerfallenden Reich zogen sie Kraft ihres Amtes an sich; er selber und seine Rechtsnachfolger statteten damit Abteien und Hochstifte aus«. Folge sei die »Zersplitterung der Forsthoheit in einzelne determinierte Nutzungsrechte«. Übrig bleibe im 10./11. Jahrhundert der »Wildbann als Jagdrecht, Fisch- und Vogelfang, Aufsicht über Eichelmast, Weide, Holzeinschlag und -verarbeitung, Imkerei, Schürfen und Metallverhüttung sowie Rodung«. Der Wildbann wird in Deutschland zum letztlich kö-

379 Vgl. ebda. , S. 35f.
380 Küster, a.a.O., S. 125.
381 Spehr, a.a.O., S. 61f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

niglich verliehenen »Regal«, das bis zum 13. Jahrhundert »zum territorialen Aufbau« der (geistlichen) Fürstentümer beiträgt, insbesondere dort, »wo das Hochstift oder das weltliche Lehen eine starke Position als Grundherr besaßen«. Demgegenüber profitieren die französischen Könige »als Grund- und Territorialherr[en]« zur gleichen Zeit enorm vom normannischen Forstrecht.[382] »Neben der herrschaftlichen Jagd existieren« in Westeuropa zunächst zwar auch »weiterhin Elemente der Volksjagd auf Niederwild und Raubwild«. In England aber führt die »Charta de foresta« 1217 zur Restauration der alten Jagdrechte der Grundbesitzer und bindet sie an ein bestimmtes Einkommen,[383] 1390 verschärft das »Staue Book« diese Bestimmungen unter Verweis auf Land- und Vermögensbesitz mit dem strengen Verbot des »Gentlemen's Game«, »Deer, Hares nor Conies« zu jagen. In Italien beginnen die »Signori« bzw. »Vollbürger eine Stadt« das Jagdrecht für sich zu monopolisieren und »die besonders hartnäckigen Volksrechte auf freie Jagd zurückzudrängen«. Auch in den deutschen Fürstentümern verdrängen bis Ende des 14. Jahrhunderts die Territorialherren tradierte königliche »Vorbehaltsrechte«, andererseits die »Volksjagden«, sichern sich die Fürsten die »Jagdhoheit« und verleihen dem niederen Adel das kostenpflichtige und vorbehaltliche »Jagdrecht«. Im Umkreis der Höfe entstehen die Gruppen der professionalen Jäger und Wildhüter.[384]

Eine Verwechslung mit modernen Naturschutzvorstellungen und Zeitkonzepten, möglicherweise auch eine Synchronisierung scheint vorzuliegen, wenn Harrison meint, die königliche Inforestation deklariere den Wald »als unzugänglich für die Übergriffe der Geschichte. Schon der Raum der Geschichte muß eingedämmt, beschränkt, in Schach gehalten werden, und die gefräßige Welt der gesellschaftlichen Menschheit muß daran gehindert werden, das Land völlig ihren Zielen anzupassen«.[385] Herrschaftlicher Wald-Bann in der frühen Neuzeit ist als Versuch von Geschichts-Eindämmung nachvollziehbar, da sicher auch Reaktion auf gesellschaftliche Umbrüche und ›Anmaßungen‹. Die mittelalterliche Inforestation hingegen schafft erst ›Geschichte‹, indem sie ›Null-Land‹ und auch das Wild als ›res nullius‹, als »herrenlose Sache«[386] dem ›Nichts‹ entreißt, oder den Besitz niederer Stände einverleibt und ›nobilitiert‹. Diese ›Geschichte‹ ist jedoch noch nicht linear, sie folgt dem zyklischen Ritual. Erst gemäß dieses Rituals kommt es zu

382 Vgl. Semmler, a.a.O., S. 145f.
383 Vgl. Spehr, a.a.O., S. 62.
384 Vgl. ebda., S. 65. Zur weiteren Entwicklung s. Kap. Forst II.
385 Harrison, a.a.O., S. 96.
386 Spehr, a.a.O., S. 61.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

einem ›Stillstand‹ – der in Wiederholungen besteht, die aber nicht ›bloßes‹ Symbol, »kein Verweis auf anderes, sondern die Sache selbst«[387] sind, damit stets erneut ›real‹ –, weil nichts verändert werden darf; außer vom Herrscher oder in seinem Auftrag. Erst der geregelte Forst seit dem späten 18. Jahrhundert behauptet das Zugleich einer Transformation in lineare Zeit – linearen Geschichtsverlauf, ›Fortschritt‹ zur Disziplinierung und exkludierenden ›Normalität‹ des Wuchsverhaltens – und einer Transformation in ›Unsterblichkeit‹ (das Herausnehmen aus der Geschichte), weil die Bäume nicht mehr ›sterben‹, sondern als ›schlagreif‹ geerntet werden, weil ein einheitliches Forstbild entsteht.[388]

Diese Disziplinierung und Optimierung entsteht woanders, im Bemühen, »den Lauf des [...] Lebens der Zahl zu unterwerfen, der gemeinsamen Wurzel mönchischer Askese und kapitalistischer Produktion. Zunächst in den Klöstern also, wo die Glocke »achtmal in vierundzwanzig Stunden« zum Gebet ruft. Askese nach Maß und Zahl unterliegt selbst der Maßlosigkeit und verlangt eine permanente »Vervollkommnung ihrer Übungen«. Seit dem 12. Jahrhundert gibt es erste »Schlaguhren mit Räderwerk« in Klöstern, 200 Jahre später in Bürgerhaushalten.[389] Martin Burckhardt beschreibt die buchstäblich ›dunkle‹ Herkunft der mechanischen Uhr als »Wechselbalg«, als »Apokryphe der Geschichte« im »*saeculum obscurum*«. Sie wird von der Forschung gleichwohl versuchsweise dem Archidiakon Pacificus von Verona (gest. 846), Gerbert von Aurillac (ca. 945-1002), schließlich dem Abt Wilhelm von Hirsau (gest. 1091) zugeschrieben. Für Gerbert, der nach Kontakten mit arabischer Kultur in Spanien arabische Ziffern in die okzidentale Mathematik brachte, neue Musiknotationen erwirkte und als Silvester II. erster fränkischer Papst wird, sei das denkbar, da der sich mit Uhren und astronomischen Geräten befasst habe – zumal sich diese frühmittelalterlich-untypische »faustische« Legende vom Teufelspakt um ihn ranke. Immerhin aber sei »die *Geburt der Maschine*« – in Uhr und Orgel – im Mittelalter kein »nüchternes Ding«, sondern fast noch in einem »frühen, animistischen Stadium: ein beseeltes Ding. Halb Tier, halb Maschine«.[390] Trotzdem ein »Zeitriß«,[391] denn die »Zeit, die bislang durch die Finger rann, wird gewissermaßen handgreiflich: zur kleinen Münze«, damit aber auch »Zahlen*kontinuum*[]« und derart abstrahiert und transzendiert zur »Himmelsuhr«, dem »gigantischen Räderwerk« der Ideen. Was wie-

387 Sonntag, a.a.O., S. 77.
388 Vgl. Kap. Das Verschwinden von Werden und Vergehen.
389 Vgl. Wyss, Stephan, a.a.O., S. 206.
390 Burckhardt, Martin: Metamorphosen von Raum und Zeit, S. 45ff.
391 Ebda., S. 51.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

derum einen »Wandel der Gestalt« bedeute, sei doch der transzendierte Zeitbegriff nun nicht mehr »Kreisfigur«, vielmehr »zur reinen Anschauung«, zur »*Linie* begradigt, genauer, zu einem Vektor, der in die Zukunft pfeilt«, geworden.[392]

»Mechanische Taschenuhren, die dem bürgerlichen Individuum die Verfügung über die Zeit unmittelbar in die Hand geben, kommen in der Reformationszeit zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Mode. Unmittelbar bevor die Wissenschaft mit Galileo Galilei erstmals beginnt, von sozialen Bedürfnissen unabhängig prozesshaftes Geschehen in der Natur zu messen, [...] um ihrer vermittels einer Norm habhaft zu werden; [was] in der Behauptung einer absoluten Zeit durch Isaac Newton gipfelte.«[393]

Dieser rein mathematische, homogene und von allem unabhängige Zeitfluss ist im mittelalterlichen Forst noch undenkbar. Hier ist alles abhängig vom Herrscher und seiner ›Natur‹. Gleichwohl ist der Forst von Beginn an eine ›Korporation‹ (und damit im historischen Prozess ›rationalisierbar‹) und in der Renaissance kommt es buchstäblich zur Wiedergeburt des mathematisch-geometrischen Körperkanons, im Absolutismus zur Zentralisierung/Totalisierung des mathematischen Zugiffs im ›Herrschersubjekt‹.

Forst ist offenbar der Wald als *Königs-Körper*.[394] Wenn der Staat als »corpus mysticum« der Leib ist, mit dem der König ›vermählt‹, dessen ›Haupt‹ er ist,[395] gehört dann nicht der Forst zu seinem *eigenen mystischen Leib*, da er (anders als Hof, Staat) allein zu *seiner Natur* gehört, was hier exklusiv mit der Souveränität der Jagd bezeichnet, ritualisiert wird? Der Forst also als männlicher Körper (und männliche Korporation, die schon daher eigenen Gesetzen gehorcht)? Zumal hier das zweitwichtigste »Blutritual« auch zur Vorbereitung des wichtigsten, dem Krieg, dient und zugleich der Ordnung der Hierarchien im »Staat im Staate«,[396] wobei das wichtigste Beutetier der Hirsch ist. Zugleich ist die Jagd rituelle Wiederkehr der Eroberung und Unterwerfung der Wildnis durch den »Allerwildeste[n]«, der einzig diese »zivilisierende Kraft« besitzt.[397] Ist das nicht doch eine gewaltförmige ›Vermählung‹, die ihn zum Oberhaupt einer Wildnis macht, die so nicht sein ›eigener‹ Körper ist, aber der, den er unumschränkt besitzt? Das lässt sich hier letztlich

392 Ebda., S. 60f.
393 Wyss, a.a.O.
394 Bzw. Fürsten-Körper.
395 Vgl. Kantorowicz, a.a.O., S. 226.
396 Schama, a.a.O., S. 163f.
397 Vgl. Harrison, a.a.O., S. 96.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

nicht entscheiden.[398] Schon, weil »der ›politische Körper‹ des Königs kein[em] kohärente[n], einheitliche[n] Konzept« im ›Abendland‹ folgt, sondern in »viele[n] Versionen« auftaucht.[399] So ist die englische Konstruktion des »Fürsten als *corporation sole*, als Einmann-Körperschaft, ein[] hybride[r] Begriff komplizierter Abstammung, der den auch vom Parlament repräsentierten ›politischen Körper‹ in sich schloß«, ebenso »eine[] Reihe von Königen in der Zeit« bezeichnet, kontinental unbekannt.[400]

Im 16. Jahrhundert ist der König in England Queen Elizabeth I. (und vorher Mary I.). Dass der Forst auch zu *ihrer* Natur gehört, entspricht ihrem unsterblichen, männlich definierten ›politischen Körper‹, der untrennbar mit ihrem ›natürlichen Körper‹ verbunden ist, dessen Schwäche aber aufhebt.

Elizabeth erscheint in ihrem Forst als ›Herrin der Jagd‹, portraitiert als solche in George Turbeviles »Booke of Hunting«, wo ihr ein Jäger die Losung des zu jagenden Hirschen präsentiert (S. 95) und ihr später neben dem auf dem Rücken liegenden Hirsch das Weidmesser reicht (»The Queen at the kill«, S. 133).[401] Ihr stehen die besten Stücke des Hirsches – Zunge, Hoden, Mastdarm – zu. Zeichen ihrer Macht und Potenz, wie beim männlichen Herrscher, zumal dann, wenn sie explizit als ›Jungfrau‹ regiert? Auch wenn der Ephesos-Kult hier sicher unbekannt ist, erscheint das doch als eine historische Ironie. Aber, Elizabeth ist, auch wenn die Königswürde männlich ist, stets König und Königin in einer Figur, ihre Weiblichkeit dient oft ideologischem, politischem Kalkül.[402] So im umfangreichen und vielschichtigen Kult um sie als ›jungfräuliche Königin‹, der in ihren letzten Regierungsjahren bis zur Entwicklung einer »säkularisierten Jungfrau Maria« geht, deren Gatte das Königreich sei;[403] offenbar eine ›Josefs-Ehe‹. Was liegt da näher als – auf der anderen Seite des Zuschreibungsspektrums – die ›Herrin der Jagd‹ als ›Diana‹ zu verehren? Edgar Wind vermutet dahinter, wie schon

398 Zu den Schwierigkeiten – schon infolge historischer Unterschiede – eindeutige Zuschreibung ›weiblicher‹ und ›männlicher‹ Eigenschaften vorzufinden vgl. Kap. ›Weiblicher Wald‹ – ›männlicher Wald‹.

399 Weil, Rachel: Der königliche Leib, sein Geschlecht und die Konstruktion der Monarchie, in Schulte, Regina (Hg.): Der Körper der Königin, S. 103.

400 Vgl. Kantorowicz, a.a.O., S. 44, Weil, a.a.O., S. 102.

401 Vgl. Strong, Roy C.: Portraits of Queen Elizabeth I, S. 122f.

402 Vgl. Weil, Rachel: Der königliche Leib, sein Geschlecht und die Konstruktion der Monarchie, in Schulte, Regina (Hg.): Der Körper der Königin, S. 104.

403 Vgl. Schulte, Regina: Der Körper der Königin, in: Ebda., S. 14f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

bei Diane de Poitiers, einen maskierten Venus-Kult.[404] Strong erklärt zwar ein Portait »Elizabeth as Diana at Hatfield« als falsche Zuschreibung,[405] hat dafür aber einen satirischen Stich Pieter van de Heydens (1585) im Katalog, der Elizabeth als Diana über den Papst Gregor XIII. zu Gericht sitzen lässt.[406]

John Manwoods eingangs erwähnte »Abhandlung über die Gesetze des Forstes« erscheint 17 Jahre nach Turbeviles 1575 veröffentlichter Jagdbuch-Huldigung der Königin, also in der Endphase ihrer Regentschaft. In weiten Teilen ist Manwoods Text die Beschreibung eines Systems,

»das nur auf dem Papier existierte. Er [...] nahm an, daß in vergangenen Jahrhunderten die Vorschriften der Forstgesetze rigoros durchgesetzt worden und erst in neuester Zeit in Vergessenheit geraten seien«.

Auch, wenn davon nach Schama keine Rede sein kann,[407] stellt sich doch die Frage, ob Manwoods Auffassung nicht auf den ›natürlichen Körper‹ der Regentin abzielen. So schildert Louis Montrose das »elisabethanische Regime« auch als 40 Jahre währende »Herausforderung [...] zu gewährleisten, dass das Prestige der Königin nicht durch ihr Ge-

404 Er verweist dazu auf einen Stich Crispin van de Passes (1592 nach einem Portrait Isaac Olivers), dessen Inschrift sich »eindeutig auf Vergils Vers« beziehe: »Virgins os habitumque geris, divina virago«. Desgleichen auf den Holzschnitt Edmund Spensers im »Shepheardes Calender« (1579), der anspiele auf die Begegnung des Aeneas mit seiner Mutter Venus, die ihm als eine »der Jungfrauen Dianas« erscheint, »mit welch göttlicher Erscheinung Hobbinoll Elizas Vortrefflichkeit vergleicht«, wie es im »Calender« heißt; Wind, a.a.O., S. 94f.; vgl. Strong, a.a.O., S. 125, W. 14 u. S. 124: »Elizabeth is hymned as Venus-Virgo crowned with flowers and attended by the Graces, Muses and other nymphs«.

405 A.a.O., S. 48. Vielmehr handele es sich um eine »version of a Netherlandish allegorical piece attributed to Frans Floris or Martin de Vos«. Die meisten Falschzuschreibungen stammten aus dem 18. Jahrhundert, »when almost any elaborately attired sixteenth-century English court lady was renamed Queen Elizabeth.

406 Vgl. ebda., S. 112, E. 14. Der Stich adaptiere Tizians »Diana und Callisto«. Elizabeth-Diana wird flankiert von den Figurinen der Provinzen Holland, Gelderland, Zeeland und Friesland. Die allegorischen Gestalten von Zeit und Wahrheit entschleiern den Papst, der einige Eier ausbrütet. Ihnen entschlüpfen der Drache (sein Wappen), die Inquisition, das St. Bartholomäus-Massaker, das Attentat auf Wilhelm von Oranien. Weil es sich um einen holländischen Druck handele, verkörpere er eine Heftigkeit, die in englischen Elizabeth-Portraits kaum anzutreffen sei (vgl. ebda., S. 109).

407 Vgl. Schama, a.a.O., S. 165.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schlecht beeinträchtigt wurde«.[408] Das vor allem gegenüber der ausländischen Konkurrenz, die – nach ›salischem Recht‹ – Regentinnen nur als Gattinnen oder Mütter zulassen.[409] Aber in den letzten 15 Jahren ihrer sogenannten »zweite[n] Regentschaft« auch innenpolitisch. So zwingen »potentiell destabilisierende« Faktoren wie politische und religiöse Auseinandersetzung sowie eine wachsende »sozio-ökonomische Unzufriedenheit« beim Regime zu Konsolidierungsbemühungen gegenüber der Bevölkerung, so in Darstellungen Elizabeths »als Ausnahme von hinderlichen Geschlechternormen [...], deren unverletzliche Sexualität und selbstaufopfernde mütterliche Sorge eine quasi sakramentale Quelle der nationalen Wohlfahrt« sei.[410] Insbesondere nach dem Tod der Monarchin kursieren Erzählungen, die »sich durch eine ebenso durchgängige wie beiläufige Misogynie« auszeichnen, über die »zügellose Unkeuschheit« der »Jungfrau« und den Verfall hinter den Masken.[411]

Möglich ist demnach, dass Manwood Elizabeth-Diana implizit für den vorgeblichen Verfall der Forst-Ordnung verantwortlich macht. Die Figur der ›Jagdgöttin‹ ist anderweitig längst – so sie denn nicht für inquisitorische Zuschreibungen herhält – ikonographisch in eine dienende Funktion gepresst.

Exkurs I: Diana im Blumentopf

Die Bändigung des Schrecknisses der Natur erscheint als Umkehrung eines Gewaltverhältnisses. Die Einnahme der *unberührten* bzw. ›gefallenen‹ Natur erschließt sich über den Wechsel des Paradigmas von der ungebundenen ›Herrin der Natur‹ zum abhängigen Ausführungsorgan ihrer Okkupanten.

›Diana‹ ist bei Lucas Cranach d.Ä. zur »Dornauszieherin« (1530) geworden.[412] Sie sitzt auf einem Hirschen, wie ›Eva‹ auf der Zeichnung aus dem selben Jahr. Was hier Kennzeichen des ›Paradieses‹ vor dem ›Fall‹ ist, wird bei ›Diana‹ Kennzeichen seiner Reetablierung durch Askese. Sie zieht den ›tödlichen Stachel des Begehrens‹, den sich das ›sündige Urpaar‹ eingetreten hatte, aus ihrem eigenen Fleisch. Und das Tier, der Hirsch liegt unter ihr, »besessen vom Menschen«: Wiederherstellung

408 Montrose, Louis: Elizabeth hinter dem Spiegel: Die Ein-Bildung der zwei Körper der Königin, in Schulte, Regina (Hg.): Der Körper der Königin, S. 95.
409 Vgl. Weil, in: Ebda., S. 101.
410 Vgl. Montrose, a.a.O., S. 83f.
411 Vgl. ebda., S. 96f.
412 Vgl. Wyss, a.a.O., S. 175, vgl. Abb. 12, S. 244.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

der »paradiesische[n] Ordnung«, die »das Tier in die Schranken« weist, »wo es so heisst, wie der Mann es nennen will«.[413] So steht es in Genesis 2,19. Erst werden die Tiere geschaffen, dann das Weib – als Gehilfin.

»Wie Gerasimos/Hironymus« ziehe ›Diana‹ den Stachel, schreibt Wyss.[414] Das ist nicht richtig, denn der zieht den Dorn dem Löwen aus, um das ›Tier‹ zu zähmen. ›Diana‹ zähmt sich selbst, indem sie den Dorn, »der das Fleisch wild gemacht hat« entfernt, sie schafft sich als aktive Figur ab (und unterwirft das Tier in sich). Selbstdisziplinierung und Unterordnung der ehedem wilden Jungfrau, die niemandem Untertan ist, zur Jungfrau gemäß des reformatorischen Programms. Sie wird »flankiert vom Schützen Apoll« dem »Antitypus zum Sündenfall, d[er] heidnische[n] Allegorie auf die christliche Erlösung«,[415] der den Pfeil auf dem gespannten Bogen liegen hat.

›Diana‹ hat ihre Waffen, »*virginis arma*, wie Vergil sagt«,[416] – ganz offensichtlich mit dem Ausziehen des Dorns – an ›Apoll‹ abgetreten. Der Unterwerfung des Tiers geschieht mittels dieses Dorns. Er

»wird zum Pfeil des Jägers, der Sog des Triebes zum Druck des Asketen auf das Fleisch. Dem Löwen des Hieronymus ist der Hirsch Cranachs verschwistert. Was der Löwe dem antiken Asketen, ist der Hirsch dem deutschen Jäger; hatte Herakles sein Haupt mit der leuchtenden Mähne des nemeischen Löwen geschmückt, so schmückt Cranach das Haupt seines Kardinals mit der leuchtenden Hirschhorntrophäe«.[417]

Dieser Kardinal ist Albrecht von Brandenburg, den Cranach 1526 als »heilige[n] Hieronymus im Gehäuse« malt. Dieser asketische »Hirschkönig«, thront im Arbeitszimmer unter einem Leuchter aus Hirschgeweih, der »im Bild [...] auratisch den Mann« glorifiziert,[418] der einen Rehbock, einen Biber, den gezähmten Löwen, eine Fasanenfamilie, Rebhühner, einen Papagei, einen furchtsamen Hasen unter sich hat. Der Papagei dient dem Christentum als Sinnbild der »unbefleckten Empfängnis Mariens«, er kann »Ave« sagen »wie der Engel«, und dieses »Ave« ist Umkehrung von »Eva«, also »die Erlösungstat Mariens«.[419] Die Rebhühner sind »überwundene Begierde«, nach antikem Verständnis emp-

413 Ebda.
414 Vgl. ebda.
415 Ebda.
416 Wind, a.a.O., S. 95.
417 Wyss, a.a.O.
418 Ebda., S. 208, vgl. Abb. 65.
419 Ebda., S. 92.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

fangen sie »durch die Luft«, ebenso Marienvögel, weil die Jungen immer zur Mutter fänden. Der Rehbock gilt – im Gegensatz zum Hirsch – als »monogam«.[420] Der Biber erscheint als »castratio«, Sinnbild des Asketen, der sich lieber selbst entmannt, als der Versuchung nachzugeben. Das anscheinend infolge eines Irrtums im »Physiologus«, der erzählt, ein Biber habe sich selbst die Hoden abgebissen, um den Jägern nach seinem ›Bibergeil‹ zu entkommen und sei daraufhin sanft und friedfertig geworden.[421]

Cranach ist hier Experte – über Leben und Tod. Er ist Apotheker und Jäger.[422] Leidenschaftlicher Jäger ist auch Kardinal Albrecht. In seinem »Gehäuse« dient das versammelte Bestiarium als Berufungsinstanz für »die Hierarchie eines christlich gottgewollten Geschlechtslebens«: der aufopferungsvoll enthaltsame Biber, der monogame Rehbock, die Fasanenfamilie.[423] Hier ist kein Ringen mehr, wie im »Heiligen Hieronymus als Büsser in der Wildnis« (1525). Der Kampf mit der Wildnis ist gewonnen. Apoll und Diana weisen den Weg:

»Das Fleisch, das den Asketen bedrängt, bringt der Jäger am Tier zum Schweigen. Nicht die jungfräuliche Diana allein betreibt das Geschäft der Erlösung, sondern sie im Verband mit dem machtvollen Apoll, der den Dorn in die Sehne spannt, um ihn gegen die Kreatur zu schiessen, die ihn bedrängt, ihresgleichen zu sein. Der Pfeil ist die machtvolle und tödliche Penetranz des jungfräulichen Mannes; der Asket hat Erlösung von seinem quälenden Wunsch in der Rüstung gegen andere gefunden.«[424]

Beide halten sich die Natur von Leibe. Für ›Diana‹ ist es eine Selbstdistanzierung.

Distanzierung und Selbstdistanzierung als Maximen einer neuen, bürgerlichen Gesellschaftsordnung. Bei Francis Bacon fungiert »die keusche Ehe [...] als Ordnungsfaktor«. Ihr Zweck sei »nicht allein die Fortpflanzung, sondern ebenso die Disziplinierung der Leidenschaften« und Sinne. Ein Absehen vom Fleisch, »Herrschaft und Kontrolle«, die desgleichen in der Wissenschaft zu gelten haben, sei doch auch hier das Streben nach Befriedigung »lasterhaft und unproduktiv«,[425] ein derarti-

420 Ebda., S. 201f.
421 Vgl. ebda., S. 46.
422 Vgl. ebda., S. 44f.
423 Vgl. ebda., S. 202.
424 Ebda., S. 175.
425 Braun/Kremer: Asketischer Eros, S. 13f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

ges Wissen »nichts als eine Kurtisane, die nur dem Vergnügen und nicht der Fruchtbarkeit und Fortpflanzung dient«.[426]

»Das unfruchtbare Glück aus Erkenntnis ist lasziv für Bacon wie für Luther«, notieren Horkheimer/Adorno dazu. Ihnen komme es »auf ›operation‹, das wirksame Verfahren« an – und: »Es soll kein Geheimnis geben, aber auch nicht den Wunsch nach seiner Offenbarung.«[427] Um die Durchsetzung eines distanzierten Naturverhältnisses geht es, per Induktion und Experiment, »d.h. sich mit Natur zu befassen, ohne sich darin zu verlieren oder durch die Berührung mit ihr schuldig zu werden«. Denn die Natur ist weiblich gedacht und das Verhältnis zu ihr ist wie das »zur Frau [...] ein Gewaltverhältnis«. Die Konsequenz ist also eine »Ehe zwischen Verstand und Natur«.[428]

In Bacons Staat »Nova Atlantis« ist das Volk derart keusch, dass es »Jungfrau der Welt« genannt werden könne.[429] Eine »Jungfrau der Welt«, die im Herrschaftsinstitut der keuschen Ehe diszipliniert und distanziert zur wohlverstandenen Fruchtbarkeit gebracht wird, präsentiert ein anderer Großbändiger der Natur, Carl von Linné. Damit zurück zur ehemaligen ›Herrin der Tiere‹ und ›Göttin der Fruchtbarkeit‹.

Das Titelbild zu Linnés 1746 erschienener »Fauna Svevica« zeigt Diana als Frau ohne Unterleib.

»Nicht zufällig hat Linné als Titelbild für seine *Fauna Svevica*, in der er erstmals für die Integration des Menschen in die Klasse der Vierfüßler eintritt, das uralte Fruchtbarkeitssymbol der vielbrüstigen Diana von Ephesos gewählt.«[430]

Als des Rätsels Lösung, was das Bindeglied zwischen Mensch und Tier ausmache, erkannte er die weiblichen Brüste. Allerdings übersieht Schiebinger, dass die ›reale‹ »Diana von Ephesos«, obwohl sie im 17./18. Jahrhundert so dargestellt (und auch später so verstanden) wird, eben nicht vielbrüstig ist, sondern mit den Hoden der geopferten Stiere behängt.[431] Darauf aber kommt es an. Zwar geht – so ist anzunehmen – auch Linné von der Vielbrüstigkeit der Diana-Figuren aus, real aber

426 Bacon, Francis: Valerius Terminus. Von der Interpretation der Natur; zit. n. ebda.
427 Horkheimer/Adorno: Dialektik der Aufklärung, S. 10f.
428 Braun/Kremer, a.a.O., S. 6f.
429 Vgl. ebda., S. 13.
430 Schiebinger, Londa: Am Busen der Natur, S. 90.
431 Dass es sich um Stierhoden handelt, hat Gérard Seiterle nachgewiesen und das Rätsel ihrer ›Vielbrüstigkeit‹ damit gelöst. Vgl. Seiterle: Artemis – Die große Göttin von Ephesos, in: Antike Welt, 10 (1979), Heft 3, S. 3-14.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

wird hier eine ›Große Göttin‹, der in der Vorzeit fleischliche Zeichen männlicher Kraft und Potenz geopfert werden, zur bloß reproduzierenden »Nährmutter«. Aus den angeeigneten Hoden werden Brüste.

Braun/Kremer zeigen dieselbe Illustration einer stillenden ›Frau Welt‹ – »Sein Säugmutter ist die Erden«, »Emblema II« aus Michael Maiers alchemistischem Lehrbuch »Atalanta Fugiens« (1618) –, wie Schiebinger,[432] sie zeigen aber auch den Zusammenhang, »Emblema I«. Hier wird der »Alchemist als Erzeuger und Gebärer vorgestellt, wogegen die Frau bzw. die Erde zur Nährmutter reduziert ist«.[433] Schiebinger zeigt eine weitere zeitgenössische Illustration der Natur als Jungfrau, deren Nacktheit »die Schlichtheit ihres Wesens« dokumentiere, umgeben von Hirsch und Löwe als »Keuschheitssymbol«, sowie einer vielbrüstigen Dianastatue. Aus den Brüsten der Jungfrau rinnt Muttermilch.[434] Eine Art ›Maria lactans‹ also. »Das ganze Mittelalter hindurch verehrten die Gläubigen in kleinen Phiolen die Milch der Jungfrau Maria als Heilbalsam, Symbol der Gnade und ewiges Mysterium.« Das aber wegen der ›Jungfräulichkeit‹, wie Schiebinger selbst schreibt, weil »Maria nie die mit der Geburt assoziierten Lüste und Schmerzen (Menstruation, Sexualverkehr, Schwangerschaft oder Wehen) – ausgenommen das Stillen« – erlebt habe, weshalb sie auch die »metaphysische Verkörperung der mütterlich-nährenden Kirche« sei.[435]

Derartige Bildproduktionen geschehen auch in polemischer Absicht, so in England anlässlich der Vermählung Marys, der katholischen Tochter Heinrich VIII., mit dem Habsburgerprinzen Philipp: »Laut David Loades zirkulierten während Marys Regentschaft ›krude Holzschnitte [...], die [Mary als] vielbrüstige Königin portraitierten, die Bischöfe, Priester und Spanier säugte‹.«[436] Sie nährt die Feinde an ihrem Busen. Auch die ›Sapentia‹[437] hat eine entscheidende Eigenschaft: Die weibliche Figurine säugt die Philosophen mit Weisheit, aber die Frau selbst denkt nicht. Ihre Personifikation in der Allegorie korreliert mit der Verdrängung des weiblichen Subjekts. Die Frau in der Allegorie wird als bloßer Hilfs-Körper zur starren Systemstütze.[438] Hier wie da wird nicht Aktivität, sondern passive Reproduktionsleistung thematisiert.

Beim Begründer der neuzeitlichen botanischen Nomenklatur geht es noch weiter:

432 Vgl. Schiebinger, a.a.O.., S. 91, Abb. 2.2.
433 Braun/Kremer, a.a.O., S. 8f.
434 Vgl. Schiebinger, a.a.O., S. 92.
435 Ebda., S. 93.
436 Montrose, a.a.O., S. 82 u. 74.
437 Vgl. Schiebinger, a.a.O., S. 96.
438 Vgl. Weigel: Topographie der Geschlechter, S. 168ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

»Linnés Diana ragt nur zur Hälfte aus der fruchtbaren Erde und zeigt dem Betrachter ihren Mutterleib, das Zentrum des Lebens, und ihre nährenden Brüste. In dieser klassischen Darstellung ist ihre sonderbar eingezwängt untere Körperhälfte umgeben von Symbolen der Fruchtbarkeit (Bienen, Eicheln, Stieren, Krebsen) und der Keuschheit (Hirschen, Löwen, Rosen). Ihre hängenden, milchgefüllten Brüste versinnbildlichen die lebensspendende Kraft der Natur, der Mutter und Amme alles Lebenden.«[439]

Wo aber befindet sich die »fruchtbare Erde«, in die Diana so »sonderbar eingezwängt« ist? Sie steckt mitsamt der Göttin in einem Rokoko-Kübel. Diese Diana ist also mitnichten mit dem tatsächlichen Erdboden selbst verbunden, sondern ausdrücklich entfernt von ihm in einer Art kunstvoll verziertem Blumentopf. Sie ist *kultiviert* wie eine aus der Natur selektierte Pflanze. Aus dem ehedem Ungebundenheit bedeutenden Begriff »Jungfräulichkeit« ist *Keuschheit* geworden. Allerdings nicht im Sinne völliger Entsagung, sondern als abhängige, lustfreie Reproduktionsrolle innerhalb männlich gesteuerter Fortpflanzung. Diana präsentiert ihren fruchtbaren Mutterleib, nicht aber ihren Unterleib. Ihr Geschlecht ist verschwunden, dem Blick für immer entzogen, verborgen in der dunklen Erde. Von ihm bleibt nur eine dunkle Ahnung. Aber es ist (so) auch kultiviert (im Kübel), und wenn es noch benötigt wird, dann nur innerhalb dieser Schranken. Paradigmenwechsel auch der patriarchalen Auffassung des (Natur-)Geheimnisses: Vom unerklärlichen, offensiven, abgründigen Schrecknis zu dem, was man nicht sehen darf und worüber man nicht spricht. Das Geschlecht der Diana (der Natur, der Frau) ist nicht nur den Blicken der Öffentlichkeit entzogen, sondern auch ihrem eigenen Blick, ihrer Handlungskompetenz, dem »Gebrauch« nach ihrem eigenen Willen. Das Wissen um die vormalige Macht ihres Geschlechts geraten in Vergessenheit. Sein »Gebrauch« geschieht nur noch nach den Maßgaben und Wünschen ihres neuen Herren. Seine Gedanken werden zu den ihrigen.

Der präsentierte fruchtbare Mutterleib ist nur noch eine nach den Naturgesetzen (denen sich die ehemalige Herrin nun zu beugen hat) funktionierende Gebärmaschine: Gefäß zur Aufnahme und Austragung des befruchtenden männlichen Samens. Die zwei Paar Brüste dienen der nährenden Aufzucht der dann in die Welt gebrachten männlichen Frucht. Sie ist nun ausführendes Organ des Vaters – zumal des himmlischen, dessen göttlicher Geist als Stern über ihr schwebt, dessen Strahlen sie treffen, endlich erleuchten.

439 Schiebinger, a.a.O., S. 91.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Abb. 9: Titelbild zu Linnés „Fauna Svevica“, 1746

Die ehemals autonome Natur reproduziert nur noch. Nichts anderes ist mehr möglich. Die ›Herrin der Tiere‹ und der Vegetation streift nicht mehr umher nach eigenem Willen. Sie ist gefangen. Im Blumentopf. Sklavin des kultivierenden Gärtners. Des Demiurgen, der vorgefundenes Material zum Kunstwerk gestaltet. Und nur in dieser Gestalt ist das vorgefundene Material statthaft, ist Natur akzeptiert. Auch die ›Herrin der Natur‹ ist vorgefundenes Material; auf der Ebene des zu transformierenden Sinnbilds. Das gebändigte Schrecknis wird zum Spiegel der Erhabenheit des Bändigers. Der hält sie ebenso gefangen in seiner Erkenntnis ihrer Gesetze. Indem er so ihr Geheimnis enttarnt, unterwirft er sie seinem Willen.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

»Die Aufklärung verhält sich zu den Dingen wie der Diktator zu den Menschen. Er kennt sie, insofern er sie manipulieren kann. Der Mann der Wissenschaft kennt die Dinge, insofern er sie machen kann. Dadurch wird ihr An sich Für ihn. In der Verwandlung enthüllt sich das Wesen der Dinge immer mehr als je dasselbe, als Substrat von Herrschaft. Diese Identität konstituiert die Einheit der Natur. Sie so wenig wie die Einheit des Subjekts war von der magischen Beschwörung vorausgesetzt.«[440]

Francis Bacon dringt tief in den Schoß der Natur ein, um dort die Maschine zu finden.[441] Der Bändiger Linné geht diesen Weg konsequent weiter und entdeckt die Herrschaftsmaschinerie Sexualität. Die Sexualisierung der Pflanzen ist eine Erfüllung des asketischen Eros. Sie bringt die Ordnung der gesellschaftlichen Geschlechterhierarchie ins zuvor Ungeordnete, Unbändige.

Das folgt den von Foucault beschriebenen Transformationen von Herrschaft und Symbolik, von der Herrschaft über den Tod zur Herrschaft über das Leben, von der Macht des Blutes oder des Geblütes (vom ›Adelsgeschlecht‹ zum ›biologischen Geschlecht‹) zur Analytik des Sexes. Der Wandel zur ›politischen Technologie des Lebens‹ wird aber auch an anderer Stelle deutlich: in der Transformation des Strafsystems. Und hier ist eine strukturelle Übereinstimmung im Umgang mit dem Forst nicht zu übersehen.

Forst II: Der Wald als absolutistische Staats-Maschine

»[Die] politische Besetzung des Körpers ist mittels komplexer und wechselseitiger Beziehungen an seine ökonomische Nutzung gebunden; zu einem Gutteil ist der Körper als Produktionskraft von Macht- und Herrschaftsbeziehungen besetzt; auf der anderen Seite ist seine Konstituierung als Arbeitskraft nur innerhalb eines Unterwerfungssystems möglich (in welchem das Bedürfnis auch ein sorgfältig gepflegtes, kalkuliertes und ausgenutztes politisches Instrument ist); zu einer ausnutzbaren Kraft wird der Körper nur, wenn er sowohl produktiver wie unterworfener Körper ist.«[442]

Der Forst ist ein Körper, ein Gesellschaftskörper. Die Transformationen betreffen zwangsläufig auch ihn. Der Forst ist zunächst der Ort des Blutrituals, er wird sich wandeln zum Ort der Disziplinierung seiner selbst;

440 Horkheimer/Adorno, a.a.O., S. 15.
441 Vgl. Braun/Kremer, a.a.O., S. 2.
442 Foucault, Michel: Überwachen und Strafen, S. 37.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

vom Ort der rituellen Einschreibung ›voller Körper‹ über eine weitgehend hohle, gar schadhafte Kulisse im barocken Jagdpomp[443] zum Ort der Kalkulation; vom dezidiert exklusiven Hof über die absolutistische Stände- zur autoritären Bürger-Gesellschaft.

»Wir haben jetzt eine Forstwissenschaft, weil es uns am Holze fehlt«, zitieren Wilhelm Bode und Martin von Hohnhorst Heinrich Cotta, einen der »forstliche[n] Klassiker am Beginn der Waldbauzeit« und geben ihm Recht: »Damit hatte er eben so knapp wie treffend die Aufgabe der Forstleute seiner Zeit beschrieben. Wo keine Bäume sind, also auf Heide-, Öd-, Kahlflächen und in verlichteten, verbuschten und überalterten Wäldern, war der Wald durch Saat und Pflanzung aufzubauen. Nichts lag näher.«[444] Der geregelte Forst, die »Holzzucht«, wie sie treffend in der deutschen Forstfachliteratur des 19. Jahrhunderts genannt werde,[445] als Ergebnis rein ökonomischer Notwendigkeit? Selbst, wenn das so wäre, gehorcht der Aufbau sozialen und ideologischen Bedingungen. Der Forst ist von Beginn an eine definierte Körperschaft, ein spezifischer Bedeutungsraum, eine Spiegelung menschlicher Vergesellschaftung in ihrer historischen Veränderung. Zudem dienen die neuen Forste explizit ästhetischen Ansprüchen. Bode/Hohnhorst übersehen die Mehrdeutigkeit von ›Zucht‹, und sie übersehen noch etwas, wenn sie kritisieren, dass »der Pflanzakt des Försters bis heute zur ›grünen Wohltat‹ hochstilisiert«, werde, noch immer »Leitmotiv« sei, aber eine vorherige flächenhafte und gründliche Entwaldung schlicht verdrängt werde.[446] Die Herrschaft von Maß und Zahl ist das gemeinsame Grundprinzip von Askese und Kapitalismus und Naturwissenschaft. Herrschaft und Ordnung in der Forstlandschaft bedeutet nicht nur Wiederbestockung devastierter Flächen, sondern auch, dass noch vorhandener ›Wildwuchs‹ ebenso wie nicht mehr geduldete materielle wie mentale Nutzung etwa in bäuerlichen Waldungen bekämpft und beseitigt wird. Der Wald wird behandelt als »gelehrige[r] Körper«, der ›Bauer‹ wird ihm ausgetrieben, er wird zum ›Soldaten‹ »fabriziert«[447] – und wenigstens in Deutschland wird der Wald seit dem Ende des 18. Jahrhunderts zum ›stehenden Heer‹, werden die Bäume ›Recken‹, ›Soldaten‹[448] –, bzw. zum funktionierenden Untertan.

443 Vgl. Bode/Hohnhorst: Waldwende, S. 43f.
444 Ebda., S. 54.
445 Vgl. ebda., S. 55.
446 Vgl. ebda.
447 Foucault, a.a.O., S. 173ff.
448 Vgl. Kap. Der Aufmarsch der Soldaten.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Der Forst ist ein Rechtssystem. Wie im Strafsystem der peinlichen Halsgerichtsordnungen die Marter- und Hinrichtungsrituale in einem sozialen Kontext ablaufen, in dem die »menschliche[n] Körper nicht die Nützlichkeit und den Marktwert haben, wie später in einer industriellen Ökonomie«,[449] hat auch der vormoderne Forst mit derartiger Nützlichkeit noch nichts zu tun. Auch im Forst entfaltet sich die »physische, materielle, furchterregende Gewalt des Souveräns«. Auch hier gibt es nur »Kampf und Sieg« wie im Krieg und bei der öffentlichen Hinrichtung,[450] schreibt sich der Souverän nach genau fest geschriebenen Regeln in Körper ein – die strukturelle Übereinstimmung wird deutlich. Der neue Forst der »Waldbauzeit«[451] hingegen gleicht dem »Verwaltungsapparat« und seiner »Technik des Einzwängens der Individuen«, seiner Arbeit »mit Dressurmethoden, die am Körper nicht Zeichen, sondern Spuren hinterlassen: die Gewohnheiten des Verhaltens«.[452]

Im ausgehenden Mittelalter, so Spehr, weicht der »Optimismus« des »Glaubens an scholastische Rationalität und pragmatische Naturbeherrschung« der »Krise des 14. Jahrhunderts«, Entwaldung, Devastierung der Böden, Agrarkrisen, Hungersnöten, der Pest. Habe dies vereinzelt zu vor allem städtischen Nutzungsbeschränkungen etwa bei weiteren Rodungen geführt,[453] seien hingegen »Wildtiernutzung« und »kulturelle Symbolik der Jagd« dem »Haupttrend der Zeitwende zur Neuzeit« gefolgt: »dem Revanchismus der herrschenden Gruppen, die ihre Superiorität durch die ökologische und gesellschaftliche Krise in vielfältiger Weise bedroht« sehen. So forciere ein Bündnis aus »alten Zentralgewalten« und »neuen, dynamischen Sozialschichten« im Bemühen einer Reetablierung ihrer Herrschaft den radikalen »Bruch mit einem regenerativen Naturverhältnis und seinen Spiegelungen in der Volkskultur«, dem »Ausstieg aus dem ›ökologischen Haus‹, Aufkündigung traditioneller sozialer Systeme, Militarisierung des männlichen Sozialcharakters« zwischen 1450 und 1640.[454] Spehr spricht dabei von »der künstlichen Mythologie der herrschaftlichen Jagd« im Gegensatz zum »kulturelle[n] Wildbezug«, der in der »bäuerlichen Lebenswelt [...] einen bedeutsamen Platz« einnehme. »Wildtiere waren, wie bejagt oder lästig

449 Foucault, a.a.O., S. 72.
450 Vgl. ebda., S. 67.
451 Bode/Hohnhorst, a.a.O., S. 44.
452 Foucault, a.a.O., S. 170.
453 Vgl. Spehr, a.a.O., S. 63f. Er beruft sich dabei auf Bowlus, Charles R.: Die Umweltkrise im Europa des 14. Jahrhunderts, in: Sieferle (Hg.): Fortschritte der Naturzerstörung; S. 13ff.
454 Vgl. ebda., S. 64f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

auch immer, ein kulturell besetztes Phänomen, wie es in der Tradition von Fabeln, Sagen und Bauernregeln zum Ausdruck kommt. Sie spielten auch eine (medizinische, symbolische, kulturelle) Rolle im Bereich der weiblich kontrollierten Gesundheits- und Sozialwissenschaft, die von den Exponenten der neuen patriarchalen Sozialtechnologien als Hexenwissen dämonisiert und vernichtet wurde«.[455] Abgesehen davon, dass magische oder heilkundliche Praktiken in vorbürgerlichen Sozialsystemen als ›Wissenschaften‹ zu bezeichnen einen Anachronismus darstellt, nennt Spehr keine Quellen für »kulturelle Wildbez[üge]«, obwohl es sie gibt.[456] Wie »regenerativ« diese Praktiken[457] und traditionelle Naturnutzungen überhaupt sind, wird nicht diskutiert.[458] Von diesen Bezügen »entkleidet« komme es zur Reduktion auf Schädlingsbeseitigung, der Ausrottung von Raubtieren, die herrschaftliche Jagdstrecken oder Wollschafe, sowie von »Huftieren, die den Anbau« bedrohten. »In allen Untersuchungsländern verschwanden zwischen 1500 und 1650 Wolf und Bär nahezu restlos, in England wurden Wildschweine ganz ausgerottet.«[459] Kurz zuvor jedoch betont er »die zügige Ausrottung von Schädlingen und Nutzungskonkurrenten« bereits Jahrhunderte zuvor – »Bär,

455 Ebda., S. 67.

456 Siegfried Seligmann zählt für ganz Europa und (andere Kontinente) derartige Nutzungen auf. Ich beschränke mich hier auf die drei großen Raubtiere. Bären schützen vorm bösen Blick oder Behexung, wenn man sie im Stall hält oder ihn um den Stall herum oder durchs Dorf führt, auf ihm neun Schritte reiten hilft gegen neun Krankheiten (Frankreich 15. Jh.); seine Zähne sind Amulette usw. (Die magischen Heil- und Schutzmittel aus der belebten Natur. Das Tierreich, S. 35ff.). Die Asche verbrannter Luchshaut und -krallen heilt in der Antike Hautjucken. Krallen werden seit der Bronzezeit als Amulett getragen. Noch im frühen 19. Jahrhundert wird in Bayern Luchsfleisch gegen Schwindel verordnet (ebda., S. 191). Der Wolf – oder seine Teile – gelten als Talisman, die dessen Eigenschaften (»Stärke, Mut, Verwegenheit usw.«) übertragen, oder als Amulett gegen böse Tiere, Geister oder Zauber: insbesondere Fell von bestimmten Stellen, Haare, Augen dienen diesem Zweck (ebda., S. 304ff.).

457 ›Mitgefühl‹ zeigen derartige vorbürgerliche Sinnproduktionen jedenfalls nicht. Da werden lebende schwarze Katzen verbrannt, um Hexen zu bannen, lebende Kätzchen eingegraben, um Felder zu entzaubern (vgl. Seligmann, a.a.O., S. 166f.), lebendige Igel in Töpfen verbrannt und das daraus gemachte Pulver gegen Epilepsie verabreicht (vgl. ebda., S. 162), Fledermäuse an Stalltüren genagelt, um vor Behexung zu schützen (vgl. ebda., S. 87) etc.

458 Und nur an zwei Stellen belegt, wenn auch ohne Quellenangabe. So für »Murmelgenossenschaften«, in denen in den Alpen Bauern gemeinsam festlegen, wieviel Murmeltiere erbeutet werden, und für die »Urwechselwirtschaft« (vgl. Spehr, a.a.O., S. 62f.).

459 Ebda., S. 68.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Wolf und Luchs wurden in weiten Gebieten ausgerottet, auf der britischen Insel war bis zum Ende des 12. Jahrhunderts auch der Biber vernichtet« – und schreibt das einem »relativ hemmungslose[n] Pragmatismus der Pioniere« zu.[460] Diese »Pioniere« dürften sich aber wohl überwiegend aus den bäuerlichen Unterschichten rekrutieren, wie das für die gewaltigen Rodungen in dieser Zeit ebenso gilt.[461]

Insgesamt argumentiert Spehr zu schlagwortartig. Er spricht vom »machiavellistischen« und »inquisitorische[n] Naturverhältnis«. Das Erste sei charakterisiert durch ein »zweckrationale[s] Unmittelbarkeitskalkül«, das Bodenareale und Lebewesen »gewaltförmig« einzig nach Kriterien des Herrschaftserhalts zu behandelnden »planerische[n] Größen« unterwerfe,[462] das Zweite »addiert zum Kalkül den Haß«. Er beruft sich auf Hartmut Böhme: »Die Natur ist in diesem Konzept nur noch das Fremde und Sündige, dessen Macht es zu brechen gilt«, und Carolyn Merchants Darstellung Baconscher Analogisierung von inquisitorischer Praxis und wissenschaftlicher Naturerkenntnis. Daraus folge, »Gewalt und Kontrolle« gegen/über ›Natur‹ werde »zur Selbstbestätigung eigener Identität, zum Bedürfnis, auch jenseits des direkten rationalen Kalküls«. Das »Beherrschte soll sagen, daß es nicht mehr in der Lage ist, noch Rache zu nehmen«.[463] Das ist richtig, aber nur zur Hälfte. Wenn Bacons Theorien als »ideologischer Überbau über ein gesellschaftliches Programm«[464] angeführt werden, kann dessen Credo einer Reetablierung menschlicher Naturbeherrschung mittels Befolgung ihrer Gesetze nicht unerwähnt bleiben. Denn es geht hier zwar um Zerstörung, aber nicht einfach nur um »ein Ritual der verbrannten Erde«,[465] sondern eben auch um Herrschaft durch Neuschöpfung (selbst, wenn derartige Pläne noch lange ihrer realen Umsetzung harren sollten).[466]

Zurück aber zunächst zum Jagdprimat im Forst.

»An der Schwelle zur Waldbauzeit war der Förster [...] zuallererst Jäger. Ein Jäger, der vor die Reste und Kulissen eines Waldes gestellt war, der jegliche Natürlichkeit seit Menschengenerationen verloren hatte.«[467]

460 Ebda., S. 63.
461 Vgl. Bowlus, a.a.O., S. 18 u. 22.
462 Vgl. Spehr, a.a.O., S. 66.
463 Ebda., S. 69. Das Böhme-Zitat aus: Natur und Subjekt. Frankfurt/M 1988.
464 Ebda.
465 Ebda.
466 Ich gehe weiter unten näher darauf ein.
467 Bode/Hohnhorst, a.a.O.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Das – neben den Auswirkungen der Waldweide – offensichtlich auch als Folge der herrschaftlichen Jagd: der Überhege des Wilds und der daraus resultierenden Schäden und der Vernachlässigung der »eigentlichen Aufgabe« durch Förster, die völlig im »aufgeblähten Jagdbetrieb[]« eingespannt sind, wo Herrenjagden monatelange Vorbereitungen verlangen, gigantische ›Jagdstrecken‹ erzielt und Kosten verursacht werden, wie etwa »eine der letzten großen Prachtjagden Friedrichs I.« von Württemberg 1812.[468]

»Spätestens seit dem 16. Jahrhundert ist bekannt«, schreibt Rolf Roosen, »daß eine ›erödigung vnd außreutung der Först vnd anderer Gehültz‹, also die übermäßige Nutzung des Waldes sowohl in forstlicher als auch in jagdlicher Hinsicht ausgesprochen nachteilig ist«.[469] Aber für die frühe Neuzeit gelte in den Forsten noch das Primat der Jagd, führen »überhegte[] Wildbestände« zu »recht enorm[en]« (Fraß-)Schäden in den Forsten aber auch den landwirtschaftlichen Flächen. Hier ist

»nicht die geordnete Forstwirtschaft, sondern vielmehr die Jagd vorrangig [gewesen]. Denn die geordnete Forstwirtschaft wurde kurzerhand auf wildarme Regionen verwiesen. Und das Wild ist nicht so reduziert worden, daß die Eicheln ohne Schaden wachsen konnten. Dies ist symptomatisch. Im 15. und 16. Jahrhundert rangierte die Jagd vor der Forstwirtschaft«.[470]

Zwar seien den damaligen »Weid- und Forstleute[n]« unter der Bezeichnung »Beschädigung« die »Verbiß-, Schäl- und Fegeschäden« durch Wild bekannt, gebe es mitunter Verordnungen zum Schutz »junge[r] Bäume mithilfe von ›Stökken‹ oder ›Dörnen‹«,[471] mit Wildschutzzäunen oder »lebendige[n] Hecken«, aber alles nur so weit, dass die Jagd nicht beeinträchtigt wird, oft müssen solche Zäune um Agrarflächen für die Pirsch eigens entfernt werden, andernorts sind sie ganz untersagt und sollen »Wildwächter« oder -hüter das Wild von den Äckern und Feldern vertreiben. Vereinzelt werden auch Entschädigungen in Aussicht gestellt.[472]

Das ist die gängige Darstellung von ›Forstgeschichte‹: Schädigungen des Waldes aller Art sind zwar bekannt, Gegenmaßnahmen ansatzweise auch. Die Basis dafür, erwünschte Populationen auch in der Baumflora hervorzubringen und unerwünschte (falsche Baumarten, fal-

468 Ebda.
469 Roosen: Jagdsprachlicher Sachwortschatz, S. 277; Binnenzitat aus »Geiaidsordnung der Fürstenthumben Obern und Nidern Bayrn« von 1616.
470 Ebda., S. 278.
471 Ebda., S. 277f.
472 Vgl. ebda., S. 279ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

scher – krummer, zu enger – Wuchs, Unterwuchs usw.) auszusondern, ist zwar bereits im Spätmittelalter geschaffen. Aber es fehlt an Stringenz und Konsequenz. Die künstliche Aufzucht von Nadelbäumen gerät in Vergessenheit – angeblich infolge des Dreißigjährigen Kriegs – wird erst im 18. Jahrhundert wiederentdeckt und von da an systematisch angewandt.[473]

Die mittelalterlichen Forsten sind in Aussehen und -dehnung »keine starren Gebilde«, werden oft im Laufe der Zeit »kleiner und in Einzelteile zerrissen«, um später wieder zusammenzuwachsen oder größer zu werden. Zudem umfassen diese Forstflächen nicht nur »Waldgebiete im heutigen Sinne«, sondern »mancherlei Freiflächen, Wiesen, Äcker und Dörfer«, so dass die Größe mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Forsten nicht »auf die Gesamtausdehnung der Waldflächen schließen« lässt.[474] Aus dieser Sicht herrscht also ›Flickwerk‹. Der Grunderr allein setzt die Nutzung fest. Er kann roden lassen, um Kolonien zu gründen – sozusagen bewegliche »Rodungsinseln«, die sich ausdehnen und wieder verengen – mit Kolonisten aus anderen Landesteilen, oder aus dem hier bereits ansässigen »wilde[n] Heer« zur Disziplinierung.[475] Er kann das Land wieder verwildern lassen, zu »Wüstungen«, die aber auch infolge der Landflucht in die Städte entstehen und häufig bewusst nicht wieder besiedelt werden sollen.[476] Es kommt zu enormen Strapazierungen der Waldungen um die Städte herum, bis hin zur Abholzung »kompletter Wälder«, um Nutzholz zu gewinnen: »So lange es noch Wälder zum Abholzen gab, blieb alles beim alten.«[477] Dauerkonflikte entstehen, wie schon mehrfach angesprochen, aus der Jagd und den damit verbundenen Schäden bzw. dem Verbot der Unterschichten, sich mit Wild zu versorgen. Aber auch auf den niederen Adel wächst der Druck – von zwei Seiten: durch das Städtebürgertum, den kommunalen Landerwerb und durch die Territorialfürsten und deren zunehmende Forsthoheit.[478]

Wald- und Forsthistoriker des 20. Jahrhunderts klagen über mangelnde Kontinuitäten. Kurt Mantel lobt besonders den Fortschrittscharakter und die »vorbildlichen Formulierungen« in Richtung einer »echten Bestandspflege« der württembergischen Forstordnungen des frühen 16. Jahrhunderts – die hauptsächlich auf (von Natur aus weitgehend ortsfremdes) Nadelholz bezogen sind, und beklagt die Nichtfortsetzung

473 Vgl. Mantel: Wald und Forst in der Geschichte, S. 431f.
474 Küster, a.a.O., S. 131.
475 Vgl. ebda., S. 125f.
476 Vgl. ebda., S. 129.
477 Ebda., S. 137.
478 Vgl. Sonntag, a.a.O., S. 106.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

dieser »erfreulichen Anfänge« im 17. und 18. Jahrhundert als Folge des Dreißigjährigen Krieges:

»Den erstmaligen Höhepunkt einer Bestandspflege im waldbaulichen Sinn brachten die Forstordnungen, die eine forstliche Begründung der Waldpflege geben. Sie forderten, durch die Eingriffe den verbleibenden Stämmen Luft und Raum zum besseren Wachstum zu geben.«[479]

Friedrich Mager betont zwar den »Grundcharakter des raubbaulichen Forstbetriebes« vom 14. bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts in »Altpreußen«, dem »auch die primitiven Betriebsformen« entsprochen hätten, wobei zwischen »drei Waldformen unterschieden« worden sei: dem Nutzwald, der ohne »Rücksicht auf [...] Nachhaltigkeit«, je nach Bedarf und Willkür« genutzt worden sei (»für Weide, Mast, Holzhieb, Streugewinnung und die verschiedensten gewerblichen Zwecke«), dem zu schonenden Hegewald, und der urwaldähnlichen Wildnis.[480] Eine »eigentliche Waldpflege«, zu deren »Hauptmethoden« die »regelmäßige Durchforstung« gehört, sei in »größerem Maßstab [...] erst seit der Durchführung der Forstreform ausgeübt worden«. Gleichwohl seien Durchforstungsmaßnahmen hier »schon im 16. Jahrhundert bekannt gewesen«, wie ein Beleg von 1589 zeige. »Die Maßnahme der ›Läuterung‹ wird [hierin] als bekannt vorausgesetzt und scheint schon lange wenigstens in den reinen Nadelholzbeständen üblich gewesen zu sein, dürfte freilich nur in den Hegerevieren der dichter besiedelten Landesteile Anwendung gefunden haben.«[481]
So scheint Paolo Uccellos Gemälde »Nächtliche Jagd« (1460) einen bewirtschafteten Wald zu zeigen, in dem die Bäume – alle gleich groß und dick – allesamt bis zur Krone herauf per Säge ›geläutert‹ sind.[482] Gleiches gilt auch für den Hain in Botticellis »Primavera« (1482).

Die *Läuterung* ist ein weiteres Hauptmerkmal der Forstwirtschaft. Hierbei soll für möglichst astfreie Stämme gesorgt werden. Zwar wird die ›Läuterung‹ immer wieder als »scharfe[r] natürliche[r] Auslesepro-

479 A.a.O., S. 356f.
480 Vgl. Mager, Friedrich: Der Wald in Altpreußen, Bd. I., S. 206.
481 Ebda., S. 231.
482 Vgl. Clark, Kenneth: Landschaft wird Kunst. Köln: Phaidon-Verlag 1962 (Oxford 1949), Abb. 20. Merkwürdigerweise spricht Clark von »uralte[r] Stille«, die der Wald ausstrahle, so, als sei er bis zum Einfall der Jäger ›unberührt‹ gewesen, ebda., S. 14.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

zeß in der Dickungsphase«[483] (also ab dem Zeitpunkt, an dem die Bäume beginnen, sich zu berühren, ein ›Dickicht‹ bilden, in dem durch Lichtmangel die unteren Äste verkümmern) bezeichnet; was so aber regelmäßig nur in gepflanzten Beständen vorkommt. ›Läuterung‹ bezeichnet daher auch das Absägen der Äste oder eine Verschärfung der ›Auslese‹ durch ›Ummantelung‹ der Zuchtbäume mit Hilfsbäumen. So werde die Hainbuche »in Eichen- und Buchenreinsaaten [...] häufig mit der Linde zusammen in diese eingepflanzt mit der künftigen Aufgabe, durch die Ummantelung der Eichen oder Buchen deren Astreinigung zu fördern«.[484]

Der systematische Umbau bzw. Bau, die systematische Ordnung von Wäldern verfolgt nicht einfach ›rein‹ ökonomische Zwecke, sondern desgleichen Strategien der Homogenisierung, der Exklusion des Andersartigen, Fremden, der Decodierung und Synthese, der Beherrschung/Kanalisierung von ›Sinnlichkeit‹, der Universalisierung und der Ästhetisierung.

Schon das Imperium Romanum, zeigt Harrison, erobert die Welt, indem es sozusagen »seine Stadtverwaltung« über die Europa bedeckende »große Waldmasse [...] triumphieren« lässt. »Die abweisende Dichte dieser Wälder« garantiere eine relative »Autonomie und Vielfalt«, den »Spielraum für kulturelle Privatheit« bzw. Differenzierung, »die notwendige ›Verborgenheit‹ für eine sich selbst erzeugende Identität in Sprache, Sitten, Gottheiten, Traditionen, Stilen [...]. Die Wälder waren Hindernisse – für Eroberung, Hegemonie, Homogenisierung. Sie waren, mit einem Wort, Asyle kultureller Unabhängigkeit.[485] Wobei es offensichtlich schon ausreichen kann, was Harrison hier nicht sieht, dass der potentielle Hegemon eine derartige Unabhängigkeit auch nur konstruiert.

»In ihrem Trieb, ihr Reich zu universalisieren, fanden die Römer Wege, diese latente Waldmasse entweder abzuholzen oder zu durchqueren. Sie waren nicht nur Invasoren, welche plünderten und brandschatzten und dann weiterzogen; sie waren Erbauer von Straßen, kaiserlichen Landstraßen, Institutionen und einem breiten integrierten ›Telekommunikationsnetz‹. Durch ihre Verwaltung

483 Arbeitskreis forstliche Landespflege in der Arbeitsgemeinschaft Forsteinrichtung: Biotop-Pflege im Wald. Ein Leitfaden für die forstliche Praxis. Greven: Kild-Verlag 1987, S. 28

484 Eggeling, Friedrich Karl von: Der Jäger als Land- und Forstwirt. Ein Leitfaden für Revierpraxis und Jägerprüfung. Hamburg, Berlin: Parey 1991, S. 58; Hvhbg. v. m.

485 Vgl. Harrison: Wälder, S. 71.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

gliederten sie ihre nahen und fernen Kolonien in die souveräne Ordnung ihrer Institutionen ein. Man braucht nur zu beobachten, wie der römische Architekturstil die Welt eroberte. Wenn wir durch Gallien, den Nahen Osten oder Nordafrika reisen, können wir immer noch die erstaunliche Uniformität der römischen Städte sehen, die alle nach einem einheitlichen Prototyp gebaut sind, mit denselben Strukturprinzipien und denselben Steinschnitten, derart daß das, was man in den Tälern Galliens findet, mit dem identisch ist, was man auf den Landzungen Kleinasiens antrifft. Das Reich löschte zahlreiche Variationen lokaler Kultur aus: eine Vielfalt, die durch die Latenz des Lokalen gehegt und bewahrt wurde.«[486]

Sind in den literarischen Zeugnissen vorbürgerlicher Gesellschaften die tiefen wilden Wälder eher Neben- denn Gegenwelt, trotz oder vielleicht gar wegen aller Irrungen und Wirrungen, allen Labyrinthischen mit Sinn aufgeladen, so dienen sie seit der »Rekonstruktion der Natur zur Maschine«[487] als Sinnbilder einer zu beseitigenden Unordnung, Behinderung und (sinnlichen) ›Abirrung‹:

»Die wahre Ordnung der Erfahrung zündet zuerst ein Licht an, zeigt dann bei Licht den Weg, indem sie mit einer wohlgeordneten und gegliederten Erfahrung beginnt, keineswegs aber mit einer voreiligen und irrenden. Daraus entwickelt sie die Lehrsätze und aus diesen folgert sie wiederum neue Experimente; denn auch das göttliche Wort hat den Stoff der Dinge nicht ohne Ordnung behandelt. Man höre darum auf, sich zu wundern, wenn der Bereich der Wissenschaften nicht vollendet ist, da man ja völlig vom Wege abgeirrt war. Völlig verlassen und einsam ist die Erfahrung, sie verwirrt sich im Umherlaufen wie in einem Labyrinth in sich selbst, während doch ein wohleingerichtetes Verfahren auf festem Pfad durch die Wälder der Erfahrung zu den Lichtungen der Lehrsätze führt.«[488]

Bacons Aphorismus 82 lässt sich lesen als Text über ›Wälder von Traditionen‹, die es zu überwinden gelte. Aber er ist auch in anderer Hinsicht programmatisch, denn diese labyrinthischen Wälder sind nicht einfach metaphorisch, sondern sie stehen für eine Natur, über die der Mensch »durch seinen Fall« die Herrschaft verloren hat wie »den Stand der Unschuld«. Es könne aber beides »bereits in diesem Leben einigermaßen wiedergewonnen werden, die Unschuld durch Religion und Glauben, die Herrschaft durch Künste und Wissenschaften. Denn die

486 Ebda., S. 71f.
487 Braun/Kremer, im Untertitel
488 Bacon, Francis: Novum Organum. Neues Organon der Wissenschaften. Hg. v. Wolfgang Krohn. Lateinisch – deutsch. 2. Bde. Hamburg: Felix Meiner 1990. Bd. I, S. 177.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Schöpfung ist durch den Fluch nicht gänzlich und bis ins Mark hinein widerspenstig gemacht worden«.[489]

Bacon behauptet, »reinen Tisch« mit bisherigen Traditionen, überhaupt »Tabula rasa« zu machen. »Es wäre für sich genug, wenn der menschliche Geist eben und gleich einer Tabula rasa wäre«, notiert er in der »Instauratio Magna«, allein, »die Geister der Menschen sind auf wunderliche Weise besessen, so daß die ebene und reine Oberfläche fehlt, um die Strahlen der Dinge richtig aufzufangen«. Daher bietet er sich als »einen treuen Priester der Sinne (aus denen alle Kenntnisse in den Dingen der Natur geschöpft werden muß, wenn man nicht irre werden will)« und »nicht ungeschickten Dolmetscher ihrer Orakel. Und während andere nur in Worten versprechen, die Sinne zu ehren und zu pflegen, tue ich es in der Tat. Derart ist das, was ich für die Erleuchtung der Natur, für das Anzünden und Eindringen des Lichtes vorbereite«.[490] Wie ehrt ein solcher Priester die Sinne in der Tat? Die menschlichen Sinne als »Maß der Dinge« aufzufassen, sei ein kompletter »Irrtum«, denn »alle Wahrnehmungen der Sinne wie des Geistes geschehen nach dem Maß der Natur des Menschen, nicht nach dem des Universums«. Menschlicher Verstand sei ein Zerrspiegel, der eingefangene Strahlen der Dinge nicht gerade reflektiert, »sondern seine Natur mit der der Dinge vermischt, sie entstellt und schändet«.[491] Für das »Brautbett des Geistes und der Natur unter dem Beistand der göttlichen Güte«,[492] jene »keusche Ehe«,[493] die Bacon anstrebt, braucht es rationale *Distanz*, um die Natur zu berühren, ohne von ihr berührt zu werden.[494]

Wald (der unbeherrschte) ist der Ort der sinnlichen Übergriffe, Manipulator der Einbildungskraft, was für die ›gefallene‹, die so ›weiblich gewordene‹ Natur insgesamt zutrifft. Weshalb die Trennung von Leib bzw. schon formiertem Körper und Geist zwingend ist. Diese Reinigung des Verstandes/Geistes von Verstrickungen und Täuschungen durchs Sinnliche, vom Körperlichen, ist eine männliche Disposition. Dass Frauen derartiges nicht gelingen kann, ›zeigen‹ die frühneuzeitlichen Diskussionen über weibliche Pathologie und ungezügelte Einbildungskraft und den daraus resultierenden Möglichkeiten, Monster zu gebären.

Die Verwandlung der »mittelalterliche[n] *ordo*« in eine »*Ordnung der Dinge*«:[495] Die Landschaft, die erst der städtische Bürger in der frü-

489 Novum Organum II, S. 611ff.
490 Novum Organum I, S. 49.
491 Ebda., S. 101.
492 Ebda., S. 51.
493 Braun/Kremer, a.a.O., S. 13.
494 Vgl. ebda., S. 7.
495 Burckhardt: Metamorphosen, a.a.O., S. 175.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

hen Neuzeit entdecken kann, entsteht mit der Zentralperspektive (nach Burckhardt die Vervollkommnung der Kathedrale[496]), »räumliche[s] Analogon der Mechanischen Uhr«, in der die ›Erste Natur‹ einen abstrakte[n] Tod« erleidet und eine abstrakte Wiedergeburt »zur Zweiten Natur« erlebt, der ›Platzanweiserin‹, in der – im Zusammenhang mit dem Dualismus Körper-Geist – die Verkehrung des ›Subjekts‹ vom antiken »Unterworfenen« zum Herrschenden, das ›Objekt‹ vom ›Gegenstand‹ im älteren Sinn von ›Widerstand‹ zum »Gegenüberstehende[n]« und somit fixier- und feststellbaren wird.[497] Die Landschaft entsteht also in der Zentralperspektive – die »den Körper und seine Sinne überflüssig zu machen scheint«[498] und damit einer ›Naturverstrickung‹ entgegenwirken soll –, deren stetige Fluchtpunktverlagerung »in die Tiefe des Raums« eine »Landnahme« ist[499] – wie sie mit der ›Neuen Welt‹ desgleichen vollzogen wird, real und »im Kopf«. Dieser »neue Kontinent erschließt [...] neue Maße«, die Möglichkeit zu messen und vermessen, »eine Welt nach Maß zu errichten«.[500]

Der »fiktive Blick«, die »Vereinheitlichung der Wahrnehmung« schafft eine »neu gefestigte[] Ordnung«[501] – wie Baltasar Graciáns »El Criticón oder Über die allgemeinen Laster der Menschheit« (1651-57) mit der Konfrontation des »zivilisierten« mit dem »›wilden‹, naiven Blick« propagiert[502] –, eine Ordnung, in der die Natur nun »sinnstiftende Funktion« erhält, indem sie »in ihrem als gesetzmäßig und ewig begriffenen Ablauf dem an sich Sinnleeren einen Sinn« sichert,[503] die »reinen Formen [...] als transzendental begreifbar und damit als Unterpfänder höherer unvergänglicher Ordnung gültig gemacht« werden, ein »Regreß«, der zugleich Progress ist.[504] Der »fiktive Blick« ist ein ›messbarer Blick‹, wie das Johannes Kepler in seiner »Physik des Sehens« grundlegt;[505] Nach Kepler, der auch die »Himmelsuhr« gegen vitalistische Renaissance-Vorstellungen vom Kosmos als »große[m] Tier« stellt, sei doch die »Himmelsmaschine« kein »göttliches Lebewesen«, sondern eben Uhr, nach Maß und Zahl analysierbar. Descartes bleibt es »vorbehalten, den Rest von Natur zu denaturieren und die Uhr als Zentralme-

496 Vgl. ebda., S. 164.
497 Vgl. ebda., S. 152ff.
498 Kleinspehn, Thomas: Der flüchtige Blick, S. 53.
499 Burckhardt, a.a.O., S. 157.
500 Ebda., S. 175.
501 Braun/Kremer, a.a.O., S. 86f.
502 Vgl. Kleinspehn, a.a.O., S. 81ff.
503 Braun/Kremer, a.a.O.
504 Vgl. Lippe, Rudolf zur: Naturbeherrschung am Menschen II, S. 210.
505 Kleinspehn, a.a.O., S. 83.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

tapher zu inaugurieren«.[506] Franz Borkenau sieht in Descartes Denken den »ersten Höhepunkt« eine »doppelte kopernikanische Wende«, eine »Umkehrung der Scholastik«, das Bemühen,

»den Sinn und die Gesetze des menschlichen Daseins aus der äußeren ›Natur‹ abzulesen. Doch diese Umkehrung ist [...] eine bloß formelle. In Wahrheit wird das Naturbild der gesellschaftlich bedingten Auffassung des Menschen nachgebildet und diese letztere dann, im Zirkel, wiederum aus dem Naturbild erschlossen. Je stärker diese Auffassung ausgeprägt wird [...], desto mehr erscheint das Verständnis des Menschen als ein bloßes Resultat des Naturverständnisses, das menschliche Dasein als ein gesetzmäßig ablaufendes, dem Menschen selbst äußerliches Stück ›Natur‹«.[507]

Lippe widerspricht der zeitlichen Verortung. Er sehe bereits in Theorie und Praxis »des späteren 16. Jahrhunderts eine intensive Phase dieser Entwicklung und suche den Zusammenhang dieser ›Verdinglichung‹ mit der ›kapitalistischen Gesellschaft‹«.[508]

Der unordentliche Wald Bacons verlangt nach »Lichtungen der Lehrsätze«, zu denen man durch »ein wohleingerichtetes Verfahren auf festem Pfad« gelangt, wenn man das »Licht« besitzt, den Pfad zu erkennen. Auch hier geht es um Homogenisierung, innerhalb eines klaren Baconschen Programms, der »männlichen Geburt der Zeit«. Mit ihr soll offenbar die ›wirkliche‹, ›ursprünglich göttliche Natur‹ wieder wahrnehmbar werden. So ist der Satz, dass man Natur nur beherrscht, wenn man ihr gehorcht,[509] zu verstehen. Erst die Zergliederung und Atomisierung, »die Auflösung und Trennung der Eigenschaften« durchs »göttliche Feuer des Geistes«,[510] mithin erst die Disziplinierung und Reinigung von Verstand und Sinnlichkeit »durch den Gebrauch der ›Instrumente‹ [...] ermöglicht das Wissen über regelhafte, objektive Strukturen in der Natur«, was »die Voraussetzung der technischen Rekonstruktion der Natur durch die Mechanik ist«. Und hier wird die sonst von Francis Bacon »durchgehend mit weiblichen Metaphern belegt[e]« Natur »zum Männlichen«.[511] Und damit weicht die chaotische Wildnis, der ›weibli-

506 Burckhardt, a.a.O., S. 177. Zu Himmel und Erde als »überaus schöne machina« Gottes s. Kap. Monströse Leiber zu idealschönen Körpern.
507 Borkenau, Franz: Der Übergang vom feudalen zum bürgerlichen Weltbild. Darmstadt 1973 (Paris 1934); zit. n. Lippe, a.a.O., S. 210f.
508 Ebda.
509 Vgl. Bacon: Novum Organum I, S. 271.
510 Novum Organum II, S. 351.
511 Braun/Kremer, a.a.O., S. 16.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

che Wald‹ – wie ein weggezogener Schleier – dem ›männlichen‹, geordneten; und dies ist die Natur, der man gehorcht.

»Insofern Natur als Materialisierung des göttlichen Willens begriffen wird, ist sie geordnet und männlich, nicht mehr das undurchschaubare, zu unterwerfende Chaos. Indem der Mensch die Natur unterwirft, versetzt er nicht nur sich, sondern auch sie in den Stand vor dem Sündenfall und sie verliert ihren weiblich-bedrohlichen Charakter. Ist Natur solchermaßen ›vernünftig‹ geworden – ein Ausdruck, den Bacon selbst nicht verwendet, der sich hier aber vorbereitet – so wandelt sie sich im Verhältnis zum Subjekt vom zu unterwerfenden Objekt zum Gegenspieler im sportlichen Spiel.«[512]

So sei es, »als wenn die göttliche Natur sich an dem unschuldigen und harmlosen Spiel der Knaben ergötze, die sich verstecken, um gefunden zu werden, und als ob sie in ihrer Nachsicht und Güte gegenüber den Menschen den menschlichen Geist zu ihrem Mitspieler in diesem Spiel auserwählt hätte«, schreibt Bacon.[513] Die Verstecken spielenden Knaben sind die ›männlichen‹ Strukturen, die von einer Wissenschaft gefunden werden wollen, von der Salomon sage, »die Ehre Gottes« sei die Verhüllung des Werks, »die Ehre des Königs« seine Entdeckung.[514] »Eins mit dem göttlichen Willen und dem König ist das männliche Subjekt befähigt, ein einheitliches System des Wissens zu errichten, die Einheitswissenschaft.« Bei Bacon wandele sich die »›Liebe zum Identischen‹ [...] von der Liebe zu Gott zum Formungsprozeß von Natur«.[515]

Der Wald Bacons mag vorerst ›metaphorisch‹ sein, er soll es nicht lange bleiben, denn »es ist ratsam, die Wege nicht nur anzuzeigen und zu befestigen, sondern sie auch zu betreten«.[516] Im Insel-Staat Bensalem des »Nova Atlantis«, wo das »keusches[te] Volk« [...] unter der Sonne« lebt, regiert von Wissenschaftlern und Technikern – den ›Vätern des Hauses Salomon‹, was »den patriarchalischen Charakter dieser Utopie unterstreicht«[517]–, wo »die zweckorientierte Wissensproduktion das Prinzip, nach dem alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens strukturiert« sind, ist und »die Ehe ein Mittel der dort im wahrsten Sinne ›herrschenden‹ Rationalität«,[518] lässt Bacon den männlichen Neubau der Natur ›wahr‹ werden. Hier werden »alle möglichen Tiere und Vögel« ge-

512 Ebda., S. 17.
513 Bacon: Novum Organum I, S. 33.
514 Ebda.
515 Braun/Kremer, a.a.O., S. 17.
516 Bacon, a.a.O., S. 51.
517 Merchant: Der Tod der Natur, 183.
518 Braun/Kremer, a.a.O., S. 13.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

halten, um durch »Sektionen und anatomische[] Untersuchungen« und Versuchen mit Giften weitest möglich »Aufklärung über den menschlichen Körper zu erlangen« – mit »zahlreiche[n] wunderbare[n] Wirkungen«. Ebenso bei der künstlichen Neuzucht von Tieren in Größe, Körperumfang und -form, Farbe oder Fruchtbarkeit, oder der Neukreation von Reptilien, Insekten, Fischen »unter Zuhilfenahme von Verwesungsvorgängen«.[519]

»Wir haben auch Verfahren, mittels derer wir Pflanzen nicht aus Samen, sondern nur durch eine bestimmte Zusammensetzung des Bodens entstehen und wachsen lassen können. Ferner erzeugen wir neue Pflanzen, die von den gewöhnlichen verschieden sind, und können Pflanzen einer Art in eine andere verwandeln.«[520]

Derartige antizipierte ›Biotechnologien‹ stellen zugleich den Versuch dar, »ethische[] Bedenken gegen manipulative Magie auszuräumen« (die Beispiele sind offenbar aus Giambattista della Portas »Naturmagie« von 1558 entnommen).[521] Bacon will an die Tradition des Alchimismus anknüpfen, sich und seine propagierten Experimente aber zugleich vehement von dieser inquisitorisch verrufenen Praxis distanzieren, desgleichen die Konkurrenz heilkundiger Frauen für akademische Mediziner abschaffen.[522] In »Bensalem« ist weibliches Wissen inexistent – so wie in der 1662 real von Bacon gegründeten Royal Society Frauen ausgeschlossen sind – und weibliche Produktivität per Ehe wird derart für Staat und Wissenschaft ausgebeutet, dass »der Patriarch öffentlich für seine zahlreiche Nachkommenschaft geehrt wird«. Die Mutter nur dann, »wenn die gesamte Nachkommenschaft des Patriarchen von einer einzigen Frau, von einem Körper abstammt«. In ein »Gestühl« gesperrt »wird es ihr gestattet, mit den Augen der Ehrung ihres Gatten beizuwohnen, während ihr Körper, der von den Spuren der Schwangerschaften und des Stillens und der Arbeit gezeichnet ist, vor den Gästen verborgen wird«.[523] Vielleicht ist dieser weibliche Körper aber auch jen-

519 Zit. n. Glaser, Horst Albert: Utopische Inseln. Beiträge zu ihrer Geschichte und Theorie. Frankfurt/M u.a.: Peter Lang 1996 S. 62.
520 Zit. n. Merchant, a.a.O., S. 187.
521 A.a.O., S. 186f.
522 Vgl. Braun/Kremer, a.a.O., S. 5.
523 Ebda., S. 17. Hier zeigt sich möglicherweise eine utopische Verschärfung der spätmittelalterlichen Kirchenpraxis und ihrer strengen Trennung nach Geschlecht und Stand. Demnach gibt es bis zum Ende des 15. Jahrhunderts »oben offene, seitlich geschlossene Sitzbänke oder in sich geschlossene Einzelstühle mit Sichtluken«, damit »bestimmte Personen« den Riten von der Allgemeinheit unbeobachtet folgen können. Diese Kabinen wer-

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

seits von ›Gebrauchsspuren‹ – wie die Uhr – zur Mechanik im Gehäuse geworden, als endgültige Entstörung männlich-asketischer Wahrnehmung. Hier herrscht demnach wieder »jene reine und unbefleckte Naturerkenntnis, kraft welcher Adam den Dingen, ihren Eigentümlichkeiten entsprechend, die Namen gab«.[524] Eine ungezügelte und ungeregelte Vermehrung, Geilwuchs, wie im ›wilden Wald‹ wird es hier nicht mehr geben. Auch der Wald lässt sich dem Ticken der (Himmels-)Uhr unterwerfen.

Ein Waldgleichnis hat bekanntlich auch René Descartes aufgestellt:

»Mein zweiter Grundsatz war, in meinen Handlungen so fest und entschlossen zu sein wie möglich und den zweifelhaftesten Ansichten, wenn ich mich einmal für sie entschieden hätte, nicht weniger beharrlich zu folgen, als wären sie ganz gewiß. Hierin ahmte ich die Reisenden nach, die, wenn sie sich im Walde verirrt finden, nicht umherlaufen und sich bald in diese, bald in jene Richtung wenden, noch weniger an einer Stelle stehen bleiben, sondern so geradewegs wie möglich immer in der selben Richtung marschieren und davon nicht aus unbedeutenden Gründen abweichen sollten, obschon es vielleicht am Anfang bloß der Zufall gewesen ist, der ihre Wahl bestimmt hat; denn so werden sie, wenn sie nicht genau dahin kommen, wohin sie wollten, wenigstens am Ende irgendeine Gegend erreichen, wo sie sich wahrscheinlich besser befinden als mitten im Wald.«[525]

Überall ist es »wahrscheinlich besser« als im Wald der tradierten Irrtümer. Dahinter aber liegt »das gelobte Land der Vernunft«, von dem aus, einmal erreicht, das denkende Subjekt, die »res cogitans«, seine Beziehung »zur Tradition« neu definiert, ebenso »zur Natur in ihrer Totalität«, sie zur »res extensa«, zur »verkörperten Substanz« erklärt.[526] Um dahin zu gelangen ist es zwingend, »so geradewegs wie möglich« den Wald zu durchqueren, sagt Descartes, selbst, wenn der Weg anfänglich zufällig gewählt wird. *Linearität* ist das Zauberwort: unendlicher Fluchtpunkt der Perspektive, stetiges Fort-Schreiten, das ebenso ein Herauslösen aus dem Bestehenden ist. Das heißt, zuerst gilt es, sich herauszulösen aus den »Erdichtungen« körperlicher Handlungen, Wahrnehmungen, Empfindungen, Bedürfnissen und Begierden; den bloßen »Träu-

den von den nutzenden Familien selbst errichtet und vererbt. Zwar gibt es solche Stühle für Frauen und Männer, klar scheint aber zu sein, dass die Zahl der Frauenstühle deutlich überwiegt. Vgl. Hergemöller: Masculus et femina, S. 91.

524 Novum Organum I, S. 33.

525 Descartes, René: Discours de la méthode; in: Philosophische Schriften in einem Band. Hamburg: Felix Meiner 1996, 2. Teil, S. 41.

526 Harrison, a.a.O., S. 133.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

men«, denn das, »was sich nur auf die Natur des Körpers bezieht« sei nichts anderes.[527] Geist und Körper sind »substanziell verschiedene Dinge«, »in gewisser Weise gegensätzlich«, schon, weil »wir einen Körper nur teilbar, im Gegensatz dazu den Geist aber nur unteilbar denken können«. Zwar sei alles von Gott Geschaffene seiner »Natur nach unzerstörbar«, außer durch den Schöpfer selbst, weshalb der (menschliche) Körper »allgemein genommen Substanz ist und darum auch niemals untergehen kann«.[528] Körper, Materie aber erscheinen bei Descartes grundsätzlich atomar geformt. Die Atome sind offenbar die letztliche Substanz, von deren Bewegung allein die unterschiedlichen Formen abhängen.[529] So unterscheide sich der menschliche Körper von anderen lediglich durch die Anordnung seiner Glieder und anderen ›Zufälligkeiten‹, er sei »zusammengewürfelt« und eine Änderung seiner Teile, der Verlust von Gliedern bewirke bereits eine Änderung des gesamten Körpers, während »der menschliche Geist nicht so in irgendwelchen zufälligen Bestimmungen besteht, sondern reine Substanz ist«. Was belege, »daß der Körper zwar äußerst leicht untergeht, der Geist aber seiner Natur nach unsterblich ist« und »daß aus der Zerstörung des Körpers nicht die Vernichtung des Geistes folgt«.[530]

»Ich erkenne also, daß nichts von dem, was ich mit Hilfe der Einbildungskraft erfassen kann, zu der Kenntnis gehört, die ich von mir habe, daß ich vielmehr meinen Geist sehr sorgfältig davon abwenden muß, wenn ich seine Natur recht deutlich begreifen will.«[531]

Nichts ist sicher, alles zu bezweifeln – es müsste demnach eigentlich heißen: »ich zweifle, also bin ich«[532] –, alles Körperliche des Menschen und der Welt nichts als Schein, Vorurteil, ja Betrug, solange Körper und Geist, Imagination und Verstand, Wachen und Träumen verschmolzen seien. Ursache ist die menschliche Unvollkommenheit: »Denn wir sind nichts als ein Mittelding zwischen dem Vollkommenen und dem Nichts.«[533] Descartes will annehmen, dass nicht der allgütige und -weise

527 Descartes: Meditationen über die Grundlagen der Philosophie, in: A.a.O., 3. Teil, S. 49.
528 Ebda., S. 25.
529 Vgl. Schmidt-Biggemann, Wilhelm: Maschine und Teufel. Jean Pauls Jugendsatiren nach ihrer Modellgeschichte. Freiburg, München: Alber 1975, S. 32f.
530 Descartes, a.a.O., S. 25f.
531 Ebda., S. 49ff.
532 Braun/Kremer, a.a.O., S. 22.
533 Ebda.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Gott, »die Quelle der Wahrheit«, sondern ein mächtiger, böser und verschlagener Betrüger »allen seinen Fleiß daran gewendet habe, mich zu täuschen«. So groß sei die Ungewissheit dadurch, dass selbst solch zweifelsfreie Gewissheiten wie die Mathematik nicht mehr zweifelsfrei erschienen. Zumal die Dinge und Phänomene der Welt, sein eigenes Fleisch, Blut, seine Sinne. Er will glauben, nichts davon zu besitzen, dass alles nur Täuschung des Dämons sei.[534] In dessen Werk, in dem »die Bedrohlichkeit der äußeren [zu der] der inneren Natur wird, gründet sich die Möglichkeit der Täuschung und die Notwendigkeit des Zweifels«. Descartes' anschließende Meditationen dienen der Eliminierung dieses »großen Betrüger[s]«.[535]

Um sich herauszulösen aus der Welt der dämonischen Trugbilder, will er den Fixpunkt des denkenden Ich finden, um von hier aus »die ganze Erde von ihrer Stelle zu bewegen«. Dieser »Punkt [des] Archimedes«[536] sei der Beweis der Eigen-Existenz, da das denkende Ich die Macht hat, alles, was nicht es selbst ist, alles sinnlich Erfahrene, auch den eigenen Körper, zu negieren. Eine »Unabhängigkeitserklärung«[537] des Ich, »eine Form des *weißen Exorzismus*, eine Geisteraustreibung«.[538] Der »Autismus als Philosophie«[539] dient zwar der Ausschaltung des ›großen Betrügers‹, aber die »Selbstreflexivität«, in der das Ich sich als »Identisches« wahrnimmt, weil es jegliche Denktätigkeit als allein eigene erfährt, sich in Einheit und Identität des Geistes konstituiert, macht zugleich alle Welt außerhalb des cogito zur Imagination.[540] Um also auf ein »äußeres Sein« schließen zu können, sicher zu sein, »daß ich nicht allein in der Welt bin«, braucht es »eine Substanz, die unendlich, unabhängig, allwissend und allmächtig ist und von der ich selbst geschaffen bin«,[541] die »Idee Gottes«, die allein [...] eine derart vollkommene Realität« enthalte, dass sie nicht vom Ich erzeugt sein könne.[542] Die Gottes-Idee ist dem Menschen »eingeboren« ebenso, wie die »mathematischen Ideen« – beides ewige, unveränderliche, »universelle »Wahrheiten«.[543]

534 Vgl. Descartes, a.a.O., S. 37ff.
535 Braun/Kremer, a.a.O.
536 Descartes, a.a.O., S. 43.
537 Burckhardt, a.a.O., S. 177f.
538 Ebda.
539 Ebda., S. 174.
540 Vgl. Braun/Kremer, a.a.O., S. 22f.
541 Descartes, a.a.O., S. 83.
542 Vgl. Braun/Kremer, a.a.O., S. 24.
543 Ebda., S. 32.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Verflechtungen

Der »große Betrüger« hat seinen Ursprung in mittelalterlicher Dämonologie, etwa bei Thomas von Aquin, im Dualismus von gutem Schöpfergott und »Satan, dem allgegenwärtigen Bösen, der in alle natürlichen Zeugungsvorgänge eindringen kann und so die göttliche Ordnung in der Natur bedroht«.[544] Diese Dämonologie entfaltet ihre volle Wirkung, indem sie »das Verhältnis des Menschen zur Natur einer entsetzlichen Unsicherheit« unterwirft, allerdings erst in der Zeit der Hexenverfolgung, deren Kulmination zu Zeiten Descartes' stattfindet.[545] Der setzt einer »sich auflösenden Gewißheit der göttlich-natürlichen Ordnung [...] sein *cogito* entgegen, die Einheit des auf sich reflektierenden Denkens«.[546] Diese ›Einheit‹ ist Reaktion auf den Verlust einer anderen, der »von Gott, Mensch und Natur, die die Kirche mit dem Verlust ihrer Macht nicht mehr legitimieren konnte und durch die Dämonisierung der Sinnlichkeit, der Natur und der Frau in der Hexenverfolgung wiederherzustellen trachtete. Dem Einzelnen verblieb nur noch der Rückzug in seine Innerlichkeit«.[547] Dieser Rückzug ist genauer eigentlich die *Entstehung* des neuzeitlichen Ich. Dieses Ich zieht sich dementsprechend auf einen herrschenden Bedeutungsraum zurück, in den ebenso die ›äußere Natur‹ verwiesen wird.

Zu beobachten ist eine sich steigernde Verflechtung von (entstehenden) Individuen und Gesellschaft, die man mit Norbert Elias zeigen kann – aber auch gegen ihn, insofern es sich um Brüche und qualitative Veränderungen handelt. »Diese fundamentale Verflechtung der einzelnen, menschlichen Pläne und Handlungen kann Wandlungen und Gestaltungen herbeiführen, die kein einzelner Mensch geplant oder geschaffen hat. Aus [...] der Interdependenz der Menschen ergibt sich eine Ordnung, die zwingender und stärker ist, als Wille und Vernunft der einzelnen Menschen, die sie bilden.« Diese »Verflechtungsordnung« bilde die Grundlage des Zivilisationsprozesses.[548] Der verläuft nach Elias bekanntlich von relativ weitgehender sozialer Desintegration zu wachsender Integration. *Qualitativ* andere Sozialordnungen existieren für ihn nicht (und damit auch keine qualitativen Wechsel). Zugleich führe eine

544 Ebda., S. 22. Vgl. Delumeau: Angst im Abendland, S. 380ff.
545 Vgl. Ebda., vgl. Authier, Michel: Die Geschichte der Brechung und Descartes' »vergessene Quellen«, in: Serres, Michel (Hg.): Elemente einer Geschichte der Wissenschaften, S. 474, Honegger: Die Hexen der Neuzeit, S. 107ff.
546 Braun/Kremer, a.a.O.
547 Ebda., S. 33f.
548 Vgl. Elias, Norbert: PDZ 2, S. 314.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

deutliche Abnahme äußerer Ängste seit dem Ende des Mittelalters zu habituellen Veränderungen. Infolge der »Bildung von Gewaltmonopolen« werde die Bedrohung von Menschen durch Menschen »berechenbarer. Der Alltag wird freier von Wendungen, die schockartig hereinbrechen«.[549] Er spricht von der Herstellung einer »Gesellschaftsapparatur«, die infolge der »Interdependenz größerer Menschengruppen voneinander« sowie der »Aussonderung physikalischer Gewalt innerhalb ihrer« die andauernden Zwänge untereinander in teils automatische, teils bewusste »Selbstzwänge« umsetze.[550]

Dass enorm gesteigerte Ängste und Unsicherheiten an diesen Verflechtungen beteiligt sind, oder dass neue Freiheiten neue Zwänge nach sich ziehen, findet sich bei Elias nicht. Gerade das 17. Jahrhundert ist geprägt von »schockartig« hereinbrechenden Ängsten und physischer Gewalt, den Verheerungen und Traumatisierungen des 30jährigen Krieges, den ›Höhepunkten‹ der Inquisition. Elias schenkt der staatlichen Monopolisierung, dem Absolutismus große Aufmerksamkeit. Die Interdependenz von Inklusion und Exklusion findet sich bei ihm aber ebenfalls nicht. Dabei ist es nur folgerichtig, dass sich in der Arbeit Jean Bodins mit den »Six livres de la République« und der »Demonomanie« die Theorie des absoluten Souveräns und ein theoretisches Hauptwerk der Hexenverfolgung bündeln. »Bodin ändert an den zentralen ›generativen‹ Annahmen des paradigmatischen Hexenmusters wenig«, unterzieht diese Inhalte aber einer ›Modernisierung‹, so im Begriff der »Zweck-Mittel-geregelte[n], schuldhafte[n] Missetat«. Seine »voraussetzungsvolle[n] Annahmen vom freien Willen und von der Verantwortlichkeit der Subjekte« und »die in den Prozessen gleich angewandten logischen Schlußfolgerungen aus wissentlich begangenen Maleficien zurechnungsfähiger Straftäter« sind, so Claudia Honegger, »auf dem Leib der Weiber ausgetragene Real-Experimente zum modernen Bild des handlungsfähigen, weltverändernden bürgerlichen Subjekts«.[551] Sonntag zitiert Muchembled, wonach »die Hexenverfolgung ›mit einer ersten Phase des Eindringens geschriebener Gesetze in die Dörfer‹ zusammenfällt«.[552] In der Folge geraten damit auch immaterielle ›volkskulturelle‹ Waldnutzungen, magische Wahrnehmungen und Praktiken ins Visier, auch sie

549 Ebda., S. 325.
550 Ebda., S. 331.
551 Honegger, a.a.O., S. 102f. Zwar argumentiert Honegger bezüglich der Genese der höfischen Gesellschaft im Mittelalter mit Elias, später aber eigentlich – unausgesprochen – gegen ihn; schon, weil in seinem »Prozeß der Zivilisation« die Hexenverfolgungen überhaupt nicht vorkommen.
552 Sonntag, a.a.O., S. 139.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

werden später mit der Homogenisierung der Wälder ausgetrieben.[553] Sonntag spricht vom Zusammenfallen des »Aufbau[s] zentraler Staatlichkeit und [der] epidemische Ausmaße annehmenden Verfolgungen«, verschärfter Hierarchisierung »zwischen ›oben‹ und ›unten‹«, abgestuften Zwangsmaßnahmen der Ein- und Ausschließung, kurz: von einer »systematisch und in großem Umfang betriebene[n] gewaltsame[n] Einübung neuer Verhaltensformen« für den größten Teil der Bevölkerung.[554]

Ängste und systematische Gewaltstrukturen einerseits, neue Möglichkeiten andererseits. Die ›Entdeckung‹ Amerikas ist auch die Entdeckung eines »Geisteskontinents«, dessen »bereits vollzogene Erschließung« [...] Newton die Absolutsetzung von Zeit und Raum überhaupt erst ermöglicht«. Seine »Philosophiae Naturalis Principia« erscheinen 1687, »zu einem Zeitpunkt«, zu dem »von einer Entdeckung eines neuen Geisteskontinents nicht mehr die Rede sein kann. Eher gewinnt Gesetzeskraft, was untergründig, wie das Selbstbewußtsein des Amerikaners, sich herausgeformt hat«.[555] Burckhardt beschreibt den »Übergang zwischen Mittelalter und Neuzeit« als »Bild zweier Denk-Kontinente, die durch einen Ozean der Zeit voneinander getrennt sind«, eine gähnende Kluft. Kein leicht angestoßener Sprung über Schwellen, analog zur Ontogenese, von Kindheit über Pubertät zum Erwachsensein. Die »Übergangszeit« seit dem »Herbst des Mittelalters« sei »eher eine *Übersetzungszeit*, eine geistige Passage, eine transatlantische Fahrt – und wirklich [...] gibt es doch keine ärgere Erschütterung des Fundaments als eben dies: keinen festen Boden mehr unter den Füßen zu haben«.[556] Allerdings, muss man ergänzen, findet auf diesen »auf schaukelnden Planken«[557] nicht nur eine »geistige«, sondern desgleichen körperliche Passage statt.

Auch Descartes behauptet, ›reinen Tisch‹ zu machen. Michel Authier erweckt den Eindruck einer Art ›dunklen Genies‹, das mit der Methode der Tabula Rasa, hier bei der »Wissenschaft der Optik«, rücksichtslos Vorläufer wie al-Haitam, Kepler, Witelo, de Dominicis oder den Zeitgenossen Willebrord van Snel benutzt, aber verschweigt. »Mit Descartes vollzieht sich keine wissenschaftliche Revolution, allenfalls eine Revolution in der Darstellungsweise wissenschaftlicher Resultate«.

553 Vgl. Allmann, Joachim: Der Wald in der frühen Neuzeit.
554 Vgl. Sonntag, a.a.O., S. 138ff.
555 Burckhardt, a.a.O., S. 166.
556 Ebda., S. 166f.
557 Ebda.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Zugleich erfinde er einen neuen Menschen, den ›Wissenschaftler‹,[558] der sich als »Folge des Descartesschen Diskurses«[559] durchsetze. Die Umwälzung aber ist eine soziale und in der Philosophie, der Wissenschaft wird formuliert und umgesetzt, was gesellschaftlich bereits existiert. Und daraus ergeben sich in der Folge Wechselwirkungen. Descartes wird »zum Titular eines Weltbildes«, weil er das, »was *in praxi* längst *fait accompli* ist, zum Prinzip zusammenfaßt«, eine »Ratio, die sich längst in der Kultur verwurzelt hat«:[560] Die konsequente Mechanisierung der Philosophie folgt der Mechanisierung der Gesellschaft, dem Ticken der Uhr, das sich längst als »urbane, ökonomische Zeit«, der Bezahlung nach geleisteten Arbeitsstunden etwa, durchgesetzt hat. Die ökonomische Zeit steht im Gegensatz zur noch in der Landwirtschaft herrschenden zyklischen Zeit (den Jahreszeiten und Witterungsbedingungen). Sie wird später auch in der Landschaft sichtbar werden, mit dem geregelten Forstwesen die zyklische Zeit des Waldes und der Waldnutzung ersetzen. Sie hat die »Kraft zu definieren und zu zerstören«.[561] Sie kann Menschen tatsächlich in so etwas wie austauschbare ›Maschinen‹ verwandeln, indem sie die vorbürgerlich geltende unabänderliche ›Natur‹ des jeweiligen Menschen als ›Bauer‹, ›Handwerker‹, ›Unehrlicher‹ usw. tendenziell zum ›Lohnarbeiter‹ nivelliert. Desgleichen entkoppelt sie tendenziell Besitz und gesellschaftliche Macht von Stand und Geblüt. Ver-Körperungen: Der vorbürgerliche Mensch verkörpert nicht, er *ist,* was er ist. Der Körper wird in der Neuzeit zum Ding, zum dienst- und verfügbaren Objekt. Als Reduktion des Leibes (der als numinoser Rest zu-

558 »Mit seiner Verachtung für die Genese der Resultate erfindet Descartes einen neuen Gelehrtentyp, der seine Wissenschaft, in Unkenntnis ihrer Geschichte, als logisches Puzzle behandeln kann, dessen Stücke von der Natur hervorgebracht werden, über deren Anordnung jedoch allein die Vernunft entscheidet. Dieser neue Mensch, oft eher ignorant und arrogant als gelehrt, unterwirft sich seiner Praxis so sehr, daß er sich ihren Namen gibt: Von nun an nennt er sich ›Wissenschaftler‹.« Authier, a.a.O., S. 473f.

559 Ebda., S. 474. Zwar räumt Authier hier ein, dass die Umwälzungen wissenschaftlicher Praxis auch »Folge neuer Institutionen, die für mehr Geld, Sicherheit und Informationen sorgen«, seien, schreibt über den Untergang der »peripatetische[n] Universität« durch ihre Beteiligung »an den intensiven Hexenjagden [...] – niemals loderten die Scheiterhaufen so zahlreich – « über die gleichzeitige Ausbildung »junge[r] Wissenschaftler bei den Jesuiten« und die Entstehung »eines der ersten wissenschaftlichen Kommunikationsnetze Europas« um den Pater Marin Mersenne (1588-1648), schließlich, dass die »Sprache des Bürgertums« die der Kleriker ersetze – am Primat Descartes soll das alles aber nicht rütteln.

560 Burckhardt, a.a.O., S. 177.

561 Sennett, Richard: Fleisch und Stein, S. 257f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

rückbleibt) entsteht der Körper (indogerm. für Leichnam) sprachlich im 17. Jahrhundert.[562] Die Geometrisierung des Leibes zum Körper beginnt aber bekanntlich in der Renaissance. Die Philosophie der Körper-Geist-Spaltung ist Nachvollzug sowohl der bürgerlichen Trennung von öffentlich und privat, als auch der »Trennung von Hand- und Kopfarbeit im Produktionsprozeß, die sich mit der Manufakturperiode im 17. Jahrhundert anbahnt«.[563] Descartes ist kein radikaler Neuerer, »begründet keine Zäsur, sondern er vollzieht sie«.[564]

Tätige Geometrie

Descartes' methodisches Zweifeln »ist ein asketischer Reinigungsprozeß, indem die Ichwerdung mit Entsagung und Verzicht verbunden wird«, eine Selbstabspaltung des Subjekts von den Bildern des Begehrens, »die auf Entäußerung und Erfüllung drängen, die es als lebendiges Besonderes auszeichnen, die jedoch auch abhängig sind von der körperlichen Sinnlichkeit und der äußeren Natur«.[565] Descartes trennt »tierische« (körperliche) von »geistigen Freuden« (der Seele). »Dem Menschen wird in dieser Konstruktion zur Natur, was erst Resultat seiner Reformation ist.« Ein vorgeschaltetes Bewusstsein bringt nach Descartes Empfindungen aus sich heraus erst nachträglich hervor. Aktiv und vital ist die Seele, der Körper hingegen passiv und mechanisch. Nur die willentliche Ausübung kann Triebe zu Selbsterhaltungsakten machen. Die seelische Kontrolle gewährleistet eine feste Grenzziehung »gegenüber Natur und anderen Menschen«. Unreflektierte Grenzüberschreitungen durch »leidenschaftliche Hinwendung« führen zum Autonomieverlust des Subjekts, da es dann »vom ›Objekt‹ des Begehrens besessen« werde.[566] Das Ausmaß der »Absage an die *Leiblichkeit*« schildert Walter Kutschmann anhand der »Dioptrique«. Hier postuliere Descartes die »Arbitrarität der Sinne« und die »systematische Blindheit des Menschen«, hier seien Wahrnehmungen von natürlichen Dingen und Phänomenen bloße »Metaphern für nackt mechanische Maßverhältnisse«, seien Sehende »gegenüber dem eigentlichen Sein« der Dinge – »den Qualitäten ihrer geometrischen und kinematischen Verfaßtheit« – ebenso ›blind‹, wie Blinde »gegenüber ihrem Äußeren«.[567]

562 Vgl. Kutschmann, Werner: Der Naturwissenschaftler und sein Körper, S. 34ff.
563 Braun/Kremer, a.a.O., S. 27.
564 Burckhardt, a.a.O., S. 178.
565 Braun/Kremer, a.a.O., S. 23.
566 Ebda., S. 29f.
567 Kutschmann, a.a.O., S. 245ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Die Methode ist der Weg, dem nachgegangen werden muss. Sie ist das Gegenteil jeder sinnlichen Hinwendung zur Natur. Zurecht stellt Harrison eine Verbindung zwischen Descartes' Waldgleichnis und der geregelten Forstwirtschaft her.

»Descartes' Vergleich mit geradlinigem Laufen durch den Wald ist, wie Michel Serres bemerkt hat, ›isomorph‹ mit der Methode der algebraischen Geometrie selbst. Die mathematische Analyse folgt dem Weg von Zahlen und noch mehr Zahlen in linearer Folge, bis sie zu ihrem Endergebnis kommt. Der Triumph der Methode in einem Wald von Zweifeln bedeutet die Fähigkeit, an der geraden Linie mathematischer Deduktion festzuhalten.«[568]

Der ungeordnete Wald ist Chimäre, Trugbild des ›großen Betrügers‹. Er ist das, was sich den Sinnen mitteilt. Er ist Leib,[569] von dem abzusehen ist, wie vom eigenen, menschlichen Leib. Er beherbergt Lockungen und Schrecknisse bzw. Regungen, die beides gleichzeitig sind. Er führt vom Weg ab, schlimmer noch, es gibt keinen Weg in ihm – zumindest keinen geraden, unbeirrten. Die Methode besteht in unbeirrtem Geradeauslaufen. Genaugenommen ist das nur im geregelten Forst möglich, in dem die Bäume in geraden, geometrischen Linien angepflanzt sind, in dem es kein Unterholz und sonstigen störenden Wuchs gibt. Hier kann nichts beirren. Hier ist das Gesetz nicht abstrakt, sondern wahrnehmbar, im wahrsten Sinn des Wortes. Hier präsentieren sich die Bäume (annähernd) in den logischen Formen der ›Früchte des göttlichen Samens‹: Mathematik und Geometrie.

Descartes schließt jede »vorbewußte Erfahrung, jede prä-reflexive Erkenntnis aufgrund einer leiblichen Regung« aus, weil Erkenntnis nur per »Distinktion und intellektueller Distanz zwischen der reflektierenden ›Substanz‹ des Subjekts und der intendierten ›Substanz‹ des Objekts möglich« sei und »die eigene Natur‹« als Instrument »nur das lehren« kann, »was der Geist vorher klar und deutlich hat einsehen und in Vorstellungen der geometrisch-kinematischen Verfaßtheit des Objekts hat zusammenstellen können«.[570] Bei der Erkenntnis allein aber kann es nicht bleiben. Der Geist als »Ebenbild Gottes« ist »Ausdruck der Liebe zum Identischen«, die »Reinigung des Erkenntnissuchenden in der Beziehung auf Gott« ist eine »Initiation der Naturbeherrschung«.[571] Das ganz praktisch: Da Descartes den ›Willen Gottes‹ als unendlich und in-

568 Harrison: Wälder, S. 137.
569 Vgl. Kap. Monströse Leiber.
570 Kutschmann, a.a.O., S. 210.
571 Braun/Kremer, a.a.O., S. 34.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

different postuliert, kann die Natur nicht mehr als »Offenbarung göttlicher Zwecke« begriffen werden. Diese Befreiung »von der Zweckbestimmung durch Natur« ermöglicht dem Subjekt selbst die Bestimmung und Formung der Natur »nach den mechanischen Gesetzmäßigkeiten«, die Realisierung eigener Zwecke.[572]

»Algebra und Geometrie, die als Grundlage für die Methode dienten, mit der Descartes zu unbezweifelbarer Wahrheit gelangen wollte, werden zur Grundlage der neuen Wissenschaft des Forstwesens. Dank solcher Methode hört der Wald auf, Ort des zufälligen Umherirrens zu sein, und wird ein ordentliches Schachbrett. Da er eine kalkulierbare Quantität wird, wird er auch geometrisch. Wie wandert man in gerader Linie durch den Wald? Zunächst pflanzt man seine Bäume in geradlinigen Reihen, wie es deutsche Förster taten. Die algebraische Geometrie duldet keine Hindernisse.«[573]

Der »richtige[] Gebrauch der Vernunft« gleicht »der rationalen, geometrischen Planung«. Der ›Wald‹ im Gleichnis Descartes' steht für »alles, was im Laufe der Zeit nicht nach rationalem Plan, sondern nach Gewohnheit gewachsen ist«. Harrison fühlt sich hier »deutlich« an eine andere Stelle im »Discours« erinnert, das Städtegleichnis.[574] Darin schildert Descartes »jene alten Städte«, die er »in Deutschland, wohin mich der Krieg, der dort noch nicht beendet ist, gerufen hatte« gesehen habe. Städte, »die – anfänglich nur Burgflecken – erst im Laufe der Zeit zu Großstädten geworden sind, verglichen mit jenen regelmäßigen Plätzen, die ein Ingenieur nach freiem Entwurf auf einer Ebene absteckt, für gewöhnlich ganz unproportioniert; zwar findet man oft ihre Häuser – betrachtet man jedes für sich – ebenso kunstvoll oder gar kunstvoller als in anderen Städten –, wenn man jedoch sieht, wie sie nebeneinanderstehen, hier ein großes, dort ein kleines, und wie sie die Straßen krumm und uneben machen, so muß man sagen, daß sie eher der Zufall so verteilt hat und nicht die Absicht vernünftiger Menschen«. Diese plan- und vernunftlose Unordnung soll offenbar die unerhörte Schwierigkeit zeigen, planvoll und vernünftig vorzugehen. Bedenke man, dass immer schon Beamte beauftragt worden seien, »die Bauten von Privatleuten zu überwachen, um sie in den Dienst der Verschönerung des Stadtbildes zu stellen, so wird man wohl einsehen, daß es schwierig ist, etwas höchst Vollkommenes zu schaffen, wenn man nur an fremden Werken herumarbeitet«.[575] Bei bloßen Gedankenspielen aber bleibt es gar nicht. Geo-

572 Ebda., S. 32.
573 Harrison, a.a.O., S. 151.
574 Vgl. ebda., S. 138.
575 Descartes: Discours de la Methode, in: A.a.O. S. 19ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

metrische Städte aus einer Hand werden im 16./17. Jahrhundert nicht nur geplant (als Idealstädte bzw. Utopiae), sondern als Residenzstädte auch gebaut, wie etwa Mannheim. Mit »der Geometrisierung des Raumes« scheine sich »die Wahrnehmung selbst instrumentell auszurichten«, schreibt Kleinspehn. »Was sich mit der Zentralperspektive in der Renaissance bereits angedeutet hat, setzt sich im Absolutismus in vielen gesellschaftlichen Bereichen durch: Der Blick wird neutral, objektiv.« Werde in den Bildern der Renaissance mittels Perspektive der Blick »gerichtet«, der Betrachter so ins Bild »einbezogen«, übe nun insbesondere die städtische Architektur »eine ähnliche Wirkung aus. Mit der ›Mechanisierung des Weltbildes‹ (Dijksterhuis) und dem Durchsetzen abstrakt-mathematischen Denkens werden die neu gegründeten absolutistischen Höfe und Städte nach streng geometrischen Vorstellungen errichtet«.[576] Oder es werden bestehende Städte planmäßig verwandelt, wie ab Mitte des 17. Jahrhunderts unter Papst Alexander VII. Rom, das mit der Zeit »zu der Art von ›wuchernder Stadt‹ geworden war, über die sich Descartes« beklagt habe, nun aber von zwei »triumphalen Lichtung[en]« beherrscht werde: der Piazza del Popolo und der Piazza Venezia, verbunden durch die »radikal lineare[] Hauptstraße[]« (daneben zwei ebensolche), die »Via del Corso: der Weg der Wege; die Tautologie der Methode; der Kurs des *Diskurses*«.[577] Derartige planmäßige Beseitigungen und Neugründungen sind auch für den Forst relevant. Denn es geht Descartes nicht um bloße Spekulation, sondern um Herrschaft über die Natur. »Vernunft, Methode und technische Handwerkskunst kommen am Ende des *Diskurses* in einem säkularen Bekenntnis des Willens zur Macht zusammen.« Daher: »›Wie geht man in gerader Linie durch den Wald?‹ Antwort: ›Methodische Abholzung.‹«[578] Beim Abholzen aber kann es nicht bleiben, wenn es um die *Reform* geht.

Im Spannungsfeld neuer gesicherter Messbarkeit von Zeit und Raum sowie sozialer Homogenisierung kommt es seit dem späten 18. Jahrhundert zur wissenschaftlichen Neudefinition des Waldes, seiner geometrischen Reproduktion zu Zwecken des größtmöglichen Ertrags, was aber nicht trennbar ist von der Schaffung bzw. Konsolidierung neuer ›Ge-

576 Kleinspehn: Der flüchtige Blick, S. 84ff. Vgl. Kluge, Walter: Die Stadt in der Utopie, in: Mahler (Hg.): Stadt-Bilder, S. 69ff. u. 72ff.

577 Harrison, a.a.O., S. 140. Wenn Harrison allerdings an dieser Stelle vom »Rätsel« einer päpstlichen »Ansteckung durch den cartesianischen Rationalismus« spricht, scheint auch hier die häufig zu beobachtende Verdrehung vorzuliegen. Nicht der ›große Denker‹ beeinflusst den ›Gang der Geschichte‹, er formuliert vielmehr das, was sich längst im gesellschaftlichen ›Klima‹ äußert.

578 Ebda., S. 139f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

setze‹ der Alltagsbewältigung, Sinnstiftung und Ästhetik im ›ländlichen Raum‹. Im Zeichen der Maschine.

Descartes setzt an anderer Stelle Baum und Uhr gleich:

»Es gibt wahrhaftig keine Grundsätze in der Mechanik, die sich nicht auch auf die Physik erstrecken, deren Teil bzw. Spezies die Mechanik ist: Eine Uhr, die aus diesen und jenen Rädern zusammengesetzt ist, um die Stunden anzuzeigen, ist nicht weniger natürlich als ein Baum, der aus diesen und jenen Samen hervorgebracht ist, um bestimmte Früchte hervorzubringen. [...] Und es ist sicher, daß alle Regeln der Mechanik zur Physik gehören, dergestalt, daß alle Dinge, die künstlich sind, damit natürlich sind.«[579]

Unter den Begriff ›Physik‹ fallen hier auch ›Physiologie‹, ›Biologie‹ und ›Chemie‹.[580] Baum und Uhr »folgen dem gleichen Gesetz«. Das ist der Kern, das »cartesianische Paradox«, denn das, »was – nach der Analogie der Maschine geschaut – zuvor schon zur ›Sache der Natur‹ hatte werden können, wird hier zur *Natur der Sache*«. Jede dieser Sachen ist dabei nichts, als eine »bloße Widerspiegelung, ein Ausdruck jenes mechanischen Regelwerks, das ihr, als eine gedankliche Blaupause, vorausgeht«. Hier liege die »cartesianische Inversion«. Als »Sprache der Natur«, als »vorgängige« gesehen wird »die immaterielle Sprache der Mechanik«, die »Himmelsuhr«, die »doch nichts anderes ist, als die Abstraktion [...] des je konkreten Räderwerks«.[581]

Alles Künstliche ist natürlich. Alle Materie ist Maschine. Die Mechanik hat »so einen Erklärungswert für alle Phänomene der res extensa«. Damit wird sowohl eine Differenz zwischen belebter und unbelebter Materie »als Rest von Hylemorphismus«, als auch eine qualitative Differenz von tierischer und pflanzlicher Substanz negiert.[582] Jegliche Naturerscheinung ist also mathematisch und aus einem Prinzip heraus erklärbar. »Weltmaschine«: In den »Principia Philosophiae« erklärt Descartes die »*Homogenität* der *res extensa*«, weshalb die »gesamte sichtbare Welt, ›instar machinae‹«, der der Mechanik bekannte Makrokosmos den Analogieschluss auf die unsichtbaren Teile, den Mikrokosmos zulasse.[583] Alle Natur unterliegt demnach dem Prinzip einer permanenten, homogenen »Bewegung von Materie«, aufgebaut »aus unendlich vielen kleinen Partikeln«, die durch Transmission »kausal miteinander

579 Principia IV, Kap. CCIII, bzw. Principes AT IX, zit. n. Schmidt-Biggemann, a.a.O., S. 33f.
580 Vgl. Schmidt-Biggemann, a.a.O., Burckhardt, a.a.O., S. 180.
581 Burckhardt, a.a.O., S. 180f.
582 Vgl. Schmidt-Biggemann, a.a.O., S. 33.
583 Vgl. ebda., S. 34.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

verknüpft sind«. Aber Natur ist damit auch »bloß tote Materie, vom formwirkenden Geist nach bestimmten Gesetzen in Bewegung gesetzt«.[584] Folglich ist der menschliche Körper nur »eine Gliedermaschine [...], die man auch an einem Leichnam wahrnimmt«.[585] Zum »Triumph über den Körper: die gelungene Dekonstruktion«, gereicht Descartes der ›Beweis‹ »in der Vivisektion«: Das menschliche Herz wird als »Antriebsmechanismus« vorgestellt, als »ein mechanisch dekonstruierter Mechanismus: eine ›natürliche Uhr‹ sozusagen«.[586] Die Entsprechung von Mikro- und Makrokosmos, im Neuplatonismus reetabliert, steht zunächst »noch ganz im Banne der Analogie des Differenten«, in der der Mensch »als Welt im kleinen« das ›Ganze‹, ›Wahre‹ enthält.[587] Zunehmend wird die Analogie »einseitig« zur Bestimmung des Mikrodurch den Makrokosmos verwendet, so im Entwurf des Blutkreislaufs entsprechend dem »astronomischen Kreislauf der Erde um die Sonne« durch William Harvey zwischen 1616 und 1628.[588] Von ihm übernimmt Descartes das Bild des Blutkreislaufs, allerdings wählt er im »Traité de l'Homme« konkret wahrnehmbare Vorbilder: »hydro-pneumatische Maschinen« wie Orgel mit Blasebalg und hydraulische Brunnen in Gärten.[589] Wenn in der Illustration des »Compendium anatomicum« von 1696 »Blutgefäße als Zweige [...] aus dem menschlichen« – dem männlichen – »Körper herauswachsen«,[590] und Wurzeln aus den Füßen, dann ist dieser Körper offenbar nicht einfach das Modell für den Baum (oder die Säule à la Vitruv), sondern Bestandteil der res extensa. Nach Harveys Entdeckung wird von Botanikern mittels der »Verknüpfung der analogischen Methode mit der experimentellen« auf »das Vorhandensein eines Saftkreislaufs bei der Pflanze« geschlossen. Schon, weil die Tierphysiologie der Pflanzenphysiologie »ein Intelligibilitätsmodell liefert«.[591] Der Triumph über den menschlichen Körper besteht also da-

584 Braun/Kremer, a.a.O., S. 32.
585 Descartes: Meditationes, S. 45.
586 Burckhardt, a.a.O., S. 179.
587 Vgl. Kutschmann, a.a.O., S. 80.
588 Vgl. Kutschmann, a.a.O., S. 80f., Sennett: Fleisch und Stein, S. 323ff., Schmidt-Biggemann, a.a.O., S. 36.
589 Vgl. Schmidt-Biggemann, a.a.O.
590 Sennett, a.a.O. S. 325.
591 Delaporte, François: Das zweite Naturreich, S. 10f. Zwar habe Stephen Hales diese Annahme 1727 widerlegt, auf eine »lineare Geschichte ohne Zufall noch Bruch« lasse das aber nicht schließen, weil die Widerlegung gar nicht Hales' Intention gewesen sei, vor allem aber, weil die Saftkreislauf-Theorie durchs gesamte 18. Jahrhundert Anhänger gehabt habe (vgl. ebda.).

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

rin, das Herz – mittelalterlich noch »das Organ des Mitleidens«,[592] im frühen 14. Jahrhundert von Henri de Mondeville im Anschluss an Galen zum mit dem Kopf »edlen Bereich« gezählt[593] – wie bei Tieren zur bloßen Antriebsmaschine zu erklären.

Es gibt also nur noch »natürliche[] Automata«, die die Wissenschaft ganz »naturgemäß« animieren, »sich ihrer mit der ihnen gemäßen Methode, das heißt: der Mechanik anzunehmen. Die Mechanik usurpiert die Natur, sie denaturiert sie zur Maschine; so vermag sich der Geist zum ›Herren und Eigentümer der Natur‹ aufzuschwingen«.[594] Schließlich ist da noch die Gott-Maschine. Die »Vorstellung eines höchst vollkommenen Wesens, die in uns ist«, muss »von einer höchst vollkommenen Ursache herrühren«. Verglichen wird das »mit einer sehr vollkommenen Maschine, deren Plan im Geiste eines Erfinders ist«. Und weil ein solcher Plan eine Ursache haben muss, ist bewiesen, dass die Gottes-Idee »Gott selbst zum Urheber hat«.[595] Die Idee gleicht also einer unübertroffenen, sich selbst und alles andere erzeugenden Maschine; reiner Geist, »reine schöpferische Kraft«, körperlos, nicht zusammengesetzt, eine ganze, »unteilbare Einheit, reine Identität von Denken und Sein«, die Endgültigkeit und »Kontinuität der kausalen Gesetzmäßigkeiten« der gesamten Materie gewährt.[596] Gottesebenbildlichkeit heißt danach, dass die ›reine Substanz‹ Geist Ebenbild dieser ›reinsten Substanz‹ sei.

Der Baum (oder das Tier, der menschliche Körper), die Natur als Uhrwerk ist nicht bloße Neubetrachtung, sondern ein ganz spezielles »Genesisprojekt«: der »Tod durch Vernunft« in der »Idee der Weltvernichtung«, wie sie auch Hobbes in »Vom Körper« bezüglich der Naturphilosophie äußert, und die »Wiederauferstehung durch die Vernunft«.[597] »Kopfgeburten« als »Totgeburten«: In den »natürlichen Automata« vollzieht sich etwas, was zuvor nur gedacht oder im »memento mori« ›gefühlt‹ werden konnte. »Natur hat sich, in die Denkmaschine eingespeist, zur *natura morta* verwandelt.« In spezifischer Weise: »nicht mehr die unmittelbare Natur« ist die Erste, »sondern jene zweite Natur, wie sie in den Maschinen von Raum und Zeit ihren Niederschlag gefunden hat«.[598] Die Gewinnung von Autonomie vollzieht sich in der Selbstreduktion des männlichen Subjekts auf »reinen Geist« und der Zuordnung des Vitalen zur »Welt des Scheins«.

592 Sennett, a.a.O., S. 323.
593 Vgl. ebda., S. 208 u. 326.
594 Burckhardt, a.a.O., S. 181.
595 Descartes, a.a.O., S. 27.
596 Vgl. Braun/Kremer, a.a.O., S. 24.
597 Burckhardt, a.a.O., S. 182f.
598 Ebda., S. 181f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Zurück bleibt das Nicht-Identische, verfällt der »Vernichtung« bzw. Entwirklichung. Was für »[w]eibliche Produktivität in ihrer zweifachen Bestimmung als Fortpflanzung und Arbeit«[599] gilt, gilt (gerade unter dem Diktum der res extensa) ebenso für die ›äußere Natur‹. ›Frau Welt‹ und ihre Schwestern haben ausgedient, ihre sterblichen Hervorbringungen sind ausradiert und entstehen nach der ›Blaupause‹ des ›Unsterblichen‹ neu:

»In der Übereinstimmung von Vernunft und Wille ist es uns möglich, Gott nachzuahmen und die göttliche Schöpfung nachzuvollziehen indem Natur zur Maschine rekonstruiert wird, also aus dem Geist neu hervorgebracht wird.«[600]

Der Geist ist unsterblich. Die Natur kann einzig vom Geist erkannt und so zur Naturgesetzlichkeit (neu) geordnet werden. Diese geordnete Natur erhält so etwas von der Unsterblichkeit des Geistes. Zumal alles in ihr Uhrwerk ist.

»Bei einer Uhr kann nicht von ›Werden und Vergehen‹ gesprochen werden. Gerade das aber ist es, was das mechanistische Regierungsideal auszeichnet und für Friedrich so attraktiv macht. Dem unliebsamen Bewußtsein des Wandels setzt er ein Ideal entgegen, das größtmögliche Gleichförmigkeit, ja Statik impliziert, denn die Bewegung einer Maschine ist in sich geschlossen; eine Uhr erhält ihren Sinn überhaupt erst aus unaufhörlichem, keiner Veränderung unterworfenem Gleichmaß.«[601]

Barbara Stollberg-Rilinger skizziert das Regierungsideal des obersten preußischen Maschinisten. Die »mechanistischen Metaphern des Rationalismus«[602] betreffen desgleichen den Forst; nicht nur, weil der Monarch »sich oft selbst um die Ausbringung von Baumsaat« kümmert und zum Bäumepflanzen auffordert.[603] Der Forst wird konstruiert, gebaut und funktioniert wie eine Maschine, wie eine Uhr. Das heißt, im Forst als geregeltem ›Altersklassenwald‹ – ›schlagweise‹, immer gleich alt und arm an Baumarten – sind ›Werden und Vergehen‹ abgeschafft, herrscht permanentes Gleichmaß, zugleich Fortschritt. Der Forst ist nicht Natur, sondern *Kultur* (s.u.).

599 Braun/Kremer, a.a.O., S. 27.
600 Ebda., S. 26.
601 Stollberg-Rilinger, Barbara: Der Staat als Maschine. Zur politischen Metaphorik des absoluten Fürstenstaats. Berlin: Duncker & Humblot 1986, S. 69.
602 Ebda.
603 Vgl. Küster: Geschichte des Waldes, S. 177.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Zwar soll alles Uhrwerk sein, aber wenn das stetige, gleichförmige Ticken der Zeit ›beweisbar‹ ist, dann in der Zurichtung von Pflanzenformationen in Wald und Garten. Mag das Schreien von Tieren bei der Vivisektion ›cartesianisch‹ als »Kreischen kaputtgehender Maschinen«[604] betrachtet werden; diese Maschinen lassen sich jedoch nicht mehr reparieren. Allzu anfällige, instabile Uhrwerke demnach. Hier versagt der »formende Geist« offenbar. Die tote Materie läßt sich nicht mehr in Bewegung setzen. Auch, wenn das der autistischen res cogitans als weiterer Trug erscheinen soll: das ›cartesianische Weltbild‹ steckt in einem Dilemma (das gemäß der Inversion aber eigentlich keines ist; s.o.). Das mechanische und geometrische Grundmuster der Natur bedarf der – möglichst weit gereinigten – Wahrnehmung, um sich zu erschließen. Der einzige hierfür in Frage kommende Sinn ist der Gesichtssinn. Beim Sehen geht es nach Descartes um die Wahrnehmung von Distanz, damit geht es aber auch *um* Distanz und damit die Vermeidung direkter Berührung. Descartes setzt hier, wie häufig, den Sehenden mit dem Blinden gleich. Der nimmt in der Zeichnung in »De l'Homme« die Objekte nicht direkt taktil, mit der Haut seiner Fingerspitzen wahr, sondern ›übersetzt‹ durch die benutzten Stöcke. Die ›Übersetzung‹ macht das Objekt instrumentell zum Unterworfenen. Die Stöcke bilden ein Dreieck, so wie sich beim Sehen zwischen den Augen und dem Objekt diese für auch Descartes offenbar so wichtige Triangulierung – als Signum der Okkupation von Sinnlichkeit – einstellt.[605] Der Mensch baue, ausgehend

604 Cartmill: Tod im Morgengrauen, S. 121.

605 Vgl. Abb. in Kutschmann, a.a.O., S. 237. Bei Descartes ist auch die ›Dreifaltigkeit‹ streng mathematisch, schließt er doch in seinem Gottesbeweis vom Summensatz des Dreiecks, »als logische Relation betrachtet«, auf die Existenz Gottes, die zu seiner »Wesenheit« gehöre, wie zur »Wesenheit des Dreiecks [...], daß die Summe seiner Winkel gleich zwei rechte ist« (Meditation, a.a.O., S. 119). Mit Theweleit kann man das von Lippe untersuchte königliche »Circeballett« des 16. Jahrhunderts als mächtiges Wachsen von Ödipus beschreiben, tanze doch Königin Louise an der Spitze des Najadendreiecks »die Unterwerfung der einzelnen Frau unter den Mann als Ehefrau [...]. Das Herrscherpaar selbst propagiert so im höfischen Ritual die bürgerliche Kleinfamilie, so weit ist die Unterwanderung des Absolutismus durch das Bürgertum schon fortgeschritten, ehe er sich voll entfaltet hat« (Männerphantasien 1, S. 402f.; vgl. Lippe: Naturbeherrschung am Menschen II, S. 441). Bodin jedenfalls wird in seinen »Six livres« die Familie zum »wahre[n] Ebenbild des Staates« erklären. Beide könnten – das wiesen schon die Naturgesetze – nur ein Oberhaupt haben. So habe der Ehemann die Gewalt, im »sittliche[n] Sinn heiße das: »Gewalt der Seele über den Leib, der Vernunft über die Begierde«. Letztere sei schon biblisch »das Weib«. Und glücklich sei die »Republik, in welcher der König dem Gesetz Gottes und der Natur gehorcht, die Be-

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

vom Raum seines Körpers, »einen fiktiven geometrischen Raum auf, innerhalb dessen sich jeder sichtbare Gegenstand lokalisieren und in seiner Lage relativ zum Beobachter erfassen läßt«. Expliziert wird diese »natürliche Geometrie« vom »Problem der Distanzwahrnehmung«. Die hänge »nicht von irgendwelchen vom Objekt ausgehenden Bildern ab«, vielmehr von der je nach der Entfernung des Objekts veränderten Gestalt des Auges, dem »Verhältnis der beiden Augen zueinander« und von der »Klarheit oder Verschwommenheit des Objekts und seiner Konturen«. Die Augen sind dabei bloßes Instrument, denn es sei die Seele, die sieht. Und so entstünden »Irrtümer« auch dadurch, dass »das Gehirn auch autonome Bilder erzeugen kann«.[606]

Diesem distanzierten Auge schließlich lassen sich in Garten und Forst unveränderliche Bilder schaffen. Hier versetzt der ›formende Geist‹ vermeintlich tote Materie in stetige, gleichförmige Bewegung. Aus Buchs, Taxus, Hainbuche usw. lassen sich gartenarchitektonisch Mauern, Skulpturen, Kabinette, Labyrinthe schaffen. Im Forst sind die Bäume durchgehend gleich alt, groß, dick und in regelmäßigen Abständen angepflanzt. Erst dieser Forst besitzt eine Perspektive – im wahrsten Sinn des Wortes. Bei einem zufällig gewachsenen Wald ist nicht oder kaum möglich, ihn ›mit Blicken zu durchdringen‹.

Der Eindruck des unveränderlichen Bildes ist zwar real Trompe l'œil, aber darauf kommt es an. In ihrer Logik ist der »Augenpunkt mit dem Fluchtpunkt« verbunden. Es entsteht der Eindruck einer stupenden räumlichen Homogenität, des Einheitlichen«.[607] Es wird deutlich, das Trompe l'œil ist keineswegs »bloßer Augenschein [...]. Hier materialisiert sich das Gesetz der Enteignung«. Die »Verlandschaftlichung des Fluchtpunktgerüsts« ist synonym »mit einer Denaturierung der Natur«.[608] Französischer Park und geregelter Forst haben also Gemeinsamkeiten, aber sie unterscheiden sich auch. Die »Fluchtpunktkonstruktion« des Parks fokussiert in der einen Richtung das Zentrum des herrscherlichen Schlosses, in der anderen das Unendliche.[609] Im Forst besteht sie aus einer Viel-, wenn nicht Unzahl paralleler Geraden. Dieser Unterschied ist offenbar mitverantwortlich für das weitere ›Schicksal‹ beider Landschaftszurichtungen, wie sich im Folgenden zeigt.

---

amten dem Könige, die Einzelnen den Beamten, die Kinder den Eltern, die Diener dem Herrn [...]«. Zit. n. Braun/Kremer, a.a.O., S. 82 u. Lippe, a.a.O., S. 383.

606 Kutschmann, a.a.O., S. 236ff.

607 Burckhardt, a.a.O., S. 187.

608 Ebda., S. 199.

609 Vgl. ebda., S. 187.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

»In der *Identität* von Natürlichkeit und Künstlichkeit wurde der Wert eines Artefaktes, wie es Descartes zur Erklärung diente, ungeheuer gesteigert.«[610] Der Forst ist Artefakt. ›Cartesianisch‹ betrachtet gibt es keine Unterscheidung. Aber selbst, wenn man die Unterscheidung macht, die Bäume als Lebewesen betrachtet, bleibt der Forst Artefakt. Pflanzliches ›Eigenleben‹ ist hier ausgeschaltet. Er ist eine Maschine aus Lebewesen, die bestimmte Produktionsvorgaben erfüllen. Dass ein einheitlich gebauter Kunstwald, obwohl Pläne und ansatzweise Umsetzungen schon Jahrhunderte zuvor existieren, jetzt obligatorisch wird, dürfte nicht zuletzt auch der herrschenden Maschinenlogik, die eine derartige Reproduktion geradezu zur Pflicht macht, entstammen.

Die Logik der Maschine

Der geregelte Forst ist Produkt des Absolutismus, wie der (barocke) geometrische Garten. Aber der architektonische Garten hat auch noch eine andere zeitgenössische Ausprägung: die bürgerliche. Beide, Forst und architektonischer Garten sind Maschinen der Herrschaft über die ›äußere Natur‹. Beide negieren das ›Werden und Vergehen‹.

Abb. 10: Stich aus: William Boutcher: A Treatise on Forest-Trees, 1775

Der Forst ist ›männliche‹ Maschine, dient der Produktion und repräsentiert sie, ist schmucklos, aber monumental, der Garten ›weibliche‹ Maschine, dient der ›bloßen‹ Repräsentation, dem Schmuck, dem Plai-

610 Schmidt-Biggemann, a.a.O., S. 35.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sier, der Gesellschaft. Mit dem Ende des Absolutismus kommt der ›französische‹ Garten aus der Mode, seine Repräsentation trifft nicht mehr zu. Der geregelte Forst hingegen bleibt bestehen, beginnt einen ›Siegeszug‹. Er repräsentiert auch folgende, bürgerliche Gesellschaften. Die unterschiedliche geometrische Zurichtung zeigt zum Vergleich der Plan der 1606 gebauten Stadt Mannheim. Die Festung Friedrichsburg und die befestigte Stadt sind je beide äußerlich sternförmig angelegt. Die Stadt erscheint äußerlich als größere Kopie der Festung, die wiederum die Stadt okkupiert, aus der Draufsicht sitzt sie wie ein Haupt auf dem Körper. Während auch das Festungsinnere in seiner Bebauung sternförmig auf ein Zentrum ausgerichtet ist, sind die Straßen- und Häuserzüge der Stadt als rechtwinkliges Netz angelegt.[611] Architektur bürgerlichen Wohnens, der Dienstbarkeit. Auch der geregelte Forst unterliegt einer solchen Architektur der Dienstbarkeit, denn wenn der menschliche Körper ›dienstbar‹ geworden ist, dann ist dieser ›Wald‹ die entsprechende ideale ›äußere Natur‹ – entsprechend dazu eine weitere Form des geometrischen Gartens: Neben dem ›französischen‹

»entstand, aus bürgerlichen Voraussetzungen hervortretend, der holländische Garten, der zwar – stärker auf Nützlichkeit ausgerichtet – Obst- und Gemüsequartiere in den Lustgarten integrierte, aber doch vergleichbare geometrisch-architektonische Strukturen aufwies: quadratische Quartiere, parallele Achsen, klarere Abgrenzungen gegen das Umland (durch Kanäle oder Hecken). Die Rationalität und Naturbeherrschung des bürgerlichen Utilitarismus und des fürstlichen Absolutismus unterscheiden sich in dieser Beziehung – am Garten und seiner Geometrie – nicht so wesentlich. (Und wohl nicht nur am Garten: beide gemeinsam brachten die ebenso zentralistische und disziplinierende Manufaktur und Protofabrik hervor – Naturbeherrschung am Menschen.)«[612]

Der Unterschied ist sehr wohl wesentlich, liegt in den strikt »quadratische[n] Quartiere[n]« und »parallele[n] Achsen«. Und in der Abgrenzung zur Umgebung. Der absolutistische Garten ist oft eigentlich kein Garten, weil nicht umfriedet, er ufert aus, er okkupiert, ›frisst‹ die Landschaft, anstatt von ihr abgesetzt, abgegrenzt zu sein – er ist Park (*diese* Strukturen weist desgleichen der ›englische‹ Landschaftsgarten auf). Und hier sind die integrierten Waldungen auch nicht ›dienstbar‹, sondern aufs absolute Zentrum komponiert, sternförmig etwa. Der geregelte Forst weist Strukturmerkmale des ›holländischen Gartens‹ auf. Nicht nur bezüglich der Parallelität und Rechtwinkligkeit, sondern auch der Ab-

611 Vgl. Kleinspehn, a.a.O., S. 85.

612 Eichberg, Henning: Stimmung über der Heide, in: Großklaus, Götz/Oldemeyer, Ernst (Hg.): Natur als Gegenwelt, S. 202

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

grenzung, denn mit ihm entsteht, im Unterschied zu vorherigen Nutzungen zur Viehweide und -mast usw., eine »scharfe[] Grenze zwischen Wald und Feld«.[613]

Das bei Bacon und Descartes exemplarisch formulierte gesellschaftliche Naturverhältnis, das ›operativ-konzeptionelle‹ Verhältnis, das Naturerkenntnis zwingend an Experiment, Kontrolle, Manipulation bindet, zeigt sich notwendig auch bei anderen Autoren, bei Thomas Hobbes, »der die erste durchformulierte Theorie des Operativismus entwickelt hat«, auch bei Giovanni Battista Vico in dessen »Spruch, daß Menschen eigentlich nur das richtig verstehen können, was sie *machen*, herstellen, konstruieren«.[614] Dazu werden – sozusagen an der Basis – vermeintliche oder reale geometrische Muster in der Landschaft gefunden und goutiert; in der Kulturlandschaft, wie in der afrikanischen ›Wildnis‹. Martin Kempe vermerkt in seinen »Poetischen Lustgedanken«, eine »erwünschte Gegend, da die Bäume in ihrer richtigen Ordnung stunden«. Albrecht von Haller sieht in den Niederlanden nur Dörfer und »sonderlich Marsch«, die »eitel Gärten und prächtige Lusthäuser« seien. »Das Land ist aufs Schönste angebaut. Kein Baum in diesem Lande außer der Schnur wächst.« Und Gottfried Kirchen erfährt 1724 die Gegend um Mailand als »schönste« in der Lombardei, verlaufen doch »Wege und Landstraßen [...] fast alle schnurgerade, zu beiden Seiten mit fließendem Wasser eingefasset und mit Bäumen besetzt, als wenn es lauter Spaziergänger wären«. Bereits im 17. Jahrhundert notiert ein anonymer Reisender seine Freude über die Wälder in Guinea, »welche oben aus also eben sind, als wären sie mit einer Schere geebnet und verschnitten worden«.[615] Um 1800 herum werden im Zuge der Industrialisierung und Verstädterung die Mauern der Städte gesprengt, »man zog aus der Stadt aufs Land, die große Vervorstädterung der mitteleuropäischen Landschaft« beginnt. »Die geometrischen Bastionskränze der Stadtfestungen wurden gleichzeitig in der ›neupreußischen‹ Befestigungsart aufgelöst oder ersatzlos geschleift.« Mit dem Mauerfall werden auch Planung und Aufbau »geometrische[r] Idealstädte« obsolet; abgesehen von »allenfalls parzellierte[n] Stadtteilregulierungen«.[616]

Folgende ablehnend-programmatische Äußerungen wie: »Die Natur pflanzt nichts nach der Schnur«, die Rousseau seine »Julie« tun lässt, oder Saint-Simons Charakterisierung, der Barockgarten sei das »arro-

613 Radkau, Joachim/Schäfer, Ingrid: Holz, S. 146f.
614 Lenk, Hans: Der Macher der Natur? Über operativistische Fehldeutungen von Naturbegriffen der Neuzeit, in: Großklaus/Oldemeyer, a.a.O., S. 61.
615 Zit. n. Eichberg, a.a.O.
616 Ebda., S. 208f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

gante Vergnügen, der Natur seinen Willen aufzuzwingen«,[617] betreffen ausdrücklich die Gärten. Ihre geometrische Zurichtung wird ebenfalls für obsolet erklärt. Und auch deren ›Befreiung‹ ist eigentlich nur eine Verlegung des ›Panzers‹ nach ›innen‹, ins Unsichtbare – so, wie bei der ›Zivilisierung‹ des ›Justaucorps‹ der Höflinge zum Frack Ende des 18. Jahrhunderts.

Wenn Rousseau die »sogenannte[n] Leute von Geschmack« verspottet, sie forderten »überall Kunst« und seien »nie zufrieden [...], wenn sie nicht in Erscheinung tritt« und dem entgegen hält, »wahrer Geschmack« bestehe darin, »die Kunst zu verbergen, zumal wenn es sich um Werke der Natur handelt«,[618] dann ist »Kunst« auch weiterhin mit ›Gewalt‹ gleichzusetzen. Säge und Axt bleiben unbedingte Basiswerkzeuge des Landschaftsgartens. Sie werden nun allerdings wie in der modernen Schönheitschirurgie angewandt. Der geregelte Forst bleibt von derartigen Anmutungen unberührt – dass es immer wieder Kritik am Erscheinungsbild gegeben hat, kann seinem enormen Aufkommen gerade seit der »große[n] und ausgebreitete[n] Revolution in Ansehung der Gärten«, wie Hirschfeldt 1785 in seiner »Theorie der Gartenkunst« formuliert,[619] nichts entgegensetzen. Dass das nicht ›rein ökonomisch‹ begründet ist, lässt sich zeigen. Ebenso (auch widersprüchliche) Zusammenhänge mit der (proto-)›touristischen‹ und/oder romantischen Eroberung der Landschaft oder Projekten der »Landschaftsverschönerung«.[620]

Nun, so Eichberg, ufere die »gebaute Gesellschaft [...] aus ins Grüne und transportierte dorthin ihre Mauern und ihre Parzellierungen«. Der

617 Zit. n. Mayer-Tasch, Peter Cornelius/Mayerhofer, Bernd: Hinter Mauern ein Paradies, S. 60ff.

618 Rousseau, Jean-Jacques: »Julie ou la Nouvelle Heloise«; zit. n. ebda., S. 62.

619 Zit. n. Eichberg, a.a.O., S. 208.

620 Eichberg beschreibt die ›Entdeckung‹ der Heide; exemplarisch zu diesen Formen der ›Landnahme‹: Corbin, Alain: Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste. Frankfurt/M: Fischer 1994 (Paris 1988), hierin auch einiges zum Gebirge. Damit beschäftigen sich desgleichen Groh, Ruth/Groh, Dieter: Weltbild und Naturaneignung. Zur Kulturgeschichte der Natur. Frankfurt/M: Suhrkamp 1991, Schama, a.a.O., der vor allem die Waldaneignung thematisiert; zu deren (früh-)romantischen Anteilen s. Duesberg, Peter: Idylle und Freiheit. Ein Entwicklungsmodell der frühromantischen Landschaft in der Wechselwirkung von äußerer und innerer Natur. Frankfurt/M: Peter Lang 1996. Zur dezidiert bürgerlichen Aneignungspraxis: König, Gudrun M.: Eine Kulturgeschichte des Spaziergangs. Spuren einer bürgerlichen Praktik 1780-1850. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1996. Zu den innereuropäischen Entdeckungsreisen Forsters, Heinses, Herders, Schlegels et al. und dem Vorfinden von Wäldern als »Dome« s. Kap. ›Heilige Hallen‹ I.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Auslagerung der Toten auf außerörtliche, ummauerte Friedhöfe folge der »Massenexodus der Lebenden im 19. Jahrhundert«. Bis zu dessen Mitte entstehen nicht nur private Landhäuser, sondern auch öffentliche Anlagen und Anstalten: Landschaftsparks, Badeanstalten, Turnhallen und -plätze, Schutzhütten und künstliche Aufstiegsmöglichkeiten in den Alpen, Aussichtstürme und künstliche Wasserfälle im Harz.[621]

Wenn sich die Gesellschaft »ihrer geometrischen Begrenztheit«,[622] der »Geometrie als barocke[r] Verhaltensnorm«[623] entledigt, bleibt also die Frage: wie? Im absolutistischen Park wird »die Grammatik des Bildes zur unmittelbaren Erfahrung«, wird »Bildraum« zum »Erfahrungsraum« (und vice versa), der Betrachter ist zugleich im Bild und ist sich seiner selbst als Betrachter bewusst.[624] Diese »Grammatik« verschwindet mit dem Ende der Geometrisierung nicht, sie wandelt sich, und bleibt doch Grammatik. Was für den Landschaftsgarten gilt, gilt ebenso für die ›freie Landschaft‹ im Moment ihrer Aneignung. Am Beispiel des Turnens, das sich vom »freien Spielen zum Formaldrill« wandele, zeigt Eichberg selbst, »daß die Kolonisierung des Raums mit einer Kolonisierung des menschlichen Körpers einherging«.[625] Eine Kolonisierung allerdings, die nicht erst beginnt, sondern eine Fortsetzung ist. Eine Fortsetzung, die sich oft als Befreiung versteht, aber letztlich im hermetischen Raum stattfindet.

Der geregelte Forst bleibt als Bild- und Erfahrungsraum der Maschinengrammatik unterworfen. Schon weil seine Präsentation auch die von Drill ist. Er ist das ›stehende Heer‹ aus Canettis Massen-Symbolik. Er entspricht bürgerlicher, kapitalistischer Arbeitsethik, ist erfahrbarer »asketischer Eros« (Leo Kofler), tätige Abwesenheit von Wildwuchs par excellence. Dieser Wald braucht weiterhin eine sichtbare Grammatik. Würde diese eine verschleiernde sein, wäre er Park. Hier zeigen sich die beiden prototypischen Existenz-Formen des Waldes als gesetzlich definiertem und reguliertem Raum. Beide haben eine Grammatik, beide unterliegen gesetzlichen Bestimmungen, Raumordnungen. Was für den Nutzwald bereits explizit zutrifft, gilt für den Erholungswald (die Erholungslandschaft insgesamt) zunächst überwiegend noch informell. Naturschutzgebiete entstehen erst um die Wende zum/im 20. Jahrhundert. Nichtsdestotrotz ist die Erholungslandschaft von Beginn an ›Park‹. Die Übergänge zwischen Nutz- und Erholungswald sind fließend, denn es ist

621 Vgl. Eichberg, a.a.O., S. 219.
622 Ebda., S. 209.
623 Ebda., S. 202.
624 Vgl. Burckhardt, a.a.O., S. 205f.
625 Eichberg, a.a.O.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

in jedem Fall eine beherrschte, ›befriedete‹, geordnete Natur, die aufgesucht wird.[626]

Die wechselseitige Entsprechung von Mikro- und Makrokosmos seit dem Mittelalter hat eine Konsequenz: Es »wird, was im Kosmologischen gilt, zu einer Technik der Selbstbeherrschung, der Mäßigung. Folgerichtig wird die Tugend, Maß zu halten, die *temperantia*, im Verlauf des 13. und 14. Jahrhunderts zu einer Kardinaltugend«. Christine de Pizan erklärt die »Mäßigkeit« zur »Göttin«, den menschlichen Körper bereits zur »Uhr«, die nur arbeite, wenn sie reguliert sei. »Wo der Geist der Mäßigkeit zum Persönlichkeitsideal wird, wo der Takt, die *mesure*, zum Ethos wird, da ist es nur eine Frage der Zeit, daß sich dies auch in einem breiteren, gesellschaftlichen Diskurs niederschlägt.« Und in der politischen Literatur. Was zunächst, »äußerlich wenigstens, noch einen feudalen Anstrich« hat, wird zunehmend »der Ratio überantwortet«, um dann im »*Leviathan* seine Einlösung« zu finden. Verwoben ist dieser »unmerklich« ablaufende Prozess mit der Entwicklung der »Ökonomie der Zeit«, worin sich die scharfe Zäsur, der »Epochenriß« zeigt, werden doch in rund 200 Jahren die »Todsünden des Mittelalters, Geiz und Habsucht [...] invertiert und zu Tugenden umgemodelt«, was dann »im Protestantismus schließlich sein geistiges Habit findet«.[627] Der tradierte Forst königlicher Jagd ist ein Ort der Unmäßigkeit. Seine Maschinen-Rekonstruktion überführt ihn nicht nur in Maß und Zahl. Er totalisiert ihn auch, indem nicht mehr bestimmte Areale beansprucht werden, sondern die flächendeckende Umgestaltung und Vereinheitlichung zumindest angestrebt, aber auch weitgehend umgesetzt wird. Genau genommen bestehen beide Arten des gesetzlich geregelten Waldes seit dem Beginn der »Waldbauzeit« nebeneinander, der Begriff des Forstes allerdings geht auf die »Holzzucht« über.

Seit Mitte des 18. Jahrhunderts »änderten sich die gesellschaftlichen Normen. Der Vorrang der Jagd wurde als ›Hundephilosophie‹ verspottet; ›Ökonomie‹ wurde die Parole der Zeit«. Selbst »regierungsfromme Ökonomen geißelten die Jagdleidenschaft« wegen der Wildschäden und der Hemmnisse für die Holznutzung. »Friedrich II. von Preußen und Kaiserin Maria Theresia – die beiden mächtigsten deutschen Fürsten ihrer Zeit – waren erklärte Gegner der Jagd; von nun an wußten sich alle Jagdfeinde von höchster Stelle gedeckt.«[628] Der Preußen-Herrscher wird zum »Virtuosen der mechanischen Staatskunst« und »ersten und größten

626 Vgl. Ausleitung.
627 Burckhardt, a.a.O., S. 175f.
628 Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 176.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Staatsmechaniker[]« ernannt. Seine »Staatsmaschine«, von Mirabeau gewürdigt, dient zeitgenössisch als Vorbild für andere deutsche Territorien, für die »österreichischen Reformen« und »allgemein als Muster«. Grundgelegt und elaboriert worden ist der Maschinenstaat bekanntlich woanders.

»Die *Natur* (das ist die Kunst, mit der Gott die Welt gemacht hat und lenkt) wird durch die *Kunst* des Menschen wie in vielen anderen Dingen so auch darin nachgeahmt, daß sie ein künstliches Tier herstellen kann. Denn da das Leben nur eine Bewegung der Glieder ist, die innerhalb eines besonders wichtigen Teils beginnt – warum sollten wir dann nicht sagen, alle *Automaten* (Maschinen, die sich selbst durch Federn und Räder bewegen, wie eine Uhr) hätten ein künstliches Leben?«[629]

Hobbes' Einleitung des »Leviathan« setzt das Herz mit einer Uhrfeder gleich, die Nerven mit Strängen, Gelenke mit »Räder[n], die den ganzen Körper so in Bewegung setzen, wie es vom Künstler beabsichtigt wurde«. Aber er bleibt nicht beim Tier:

»Die *Kunst* geht noch weiter, indem sie auch jenes vernünftigste, hervorragendste Werk der Natur nachahmt, den *Menschen*. Denn durch Kunst wird jener große *Leviathan* geschaffen, genannt *Gemeinwesen* oder *Staat* [...], der nichts anderes ist, als ein künstlicher Mensch, wenn auch von größerer Gestalt und Stärke als der natürliche, zu dessen Schutz und Verteidigung er ersonnen wurde. Die *Souveränität* stellt darin eine künstliche *Seele* dar, die dem ganzen Körper Leben und Bewegung gibt, die *Beamten* und anderen *Bediensteten* der Jurisdiktion und Exekutive künstliche *Gelenke*, *Belohnung* und *Strafe*, die mit dem Sitz der Souveränität verknüpft sind und durch die jedes Gelenk und Glied zur Verrichtung seines Dienstes veranlaßt wird, sind die *Nerven*, die in dem natürlichen Körper die gleiche Aufgabe erfüllen.«

Dieser Körper besitzt Eigenschaften wie »Stärke«, hier »Wohlstand und Reichtum der einzelnen Glieder«, eine »Aufgabe« (die »Sicherheit des Volkes«), er hat ein »Gedächtnis« (»die Ratgeber«), »künstliche Vernunft und künstliche[n] Wille[n]« (»Billigkeit und Gesetz«), seine »Gesundheit« ist »Eintracht«, »Aufruhr« seine »Krankheit«, »Bürgerkrieg« sein »Tod«. Die »Verträge und Übereinkommen«, durch die die Körperteile erst »geschaffen, zusammengesetzt und vereint« worden seien, gli-

629 Hobbes, Thomas: Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines bürgerlichen und kirchlichen Staates. Hg. von Iring Fetscher. Frankfurt/M, Berlin, Wien: Ullstein 1976, S. 5.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

chen »jenem ›Fiat‹ oder ›Laßt uns Menschen machen‹, das Gott bei der Schöpfung aussprach«.[630]

Hobbes gelinge es, schreibt Stollberg-Rilinger »in verblüffender Weise, Tradition und Traditionsbruch in *einem* Bild erscheinen zu lassen«.[631] Gemäß des »kausal-mechanischen Gesamtzusammenhangs« der ›Weltmaschine‹ sind natürlicher und politischer Körper »aus Teilen zusammengesetzte, bewegte Ganze«, nicht mehr zwei (gleichwohl untrennbar verbundene) verschiedene Sphären; vielmehr geht die politische Bewegung aus der physikalischen hervor.[632] Anders ausgedrückt: Es geht um eine vertraglich geschlossene »wirkliche Einheit aller in ein und derselben Person«. Das sei »die Erzeugung jenes großen *Leviathan* [...], jenes *sterblichen Gottes*«, des Staats. »Wer diese Person verkörpert, wird *Souverän* genannt und besitzt [...] *höchste Gewalt*, und jeder andere daneben ist sein *Untertan*«, der »willentlich« unterwerfe, um Schutz zu erhalten.[633] Diese »kollektive Preisgabe des Rechtes aller einzelnen Bürger an die eine Instanz des Staates«, so Horst Bredekamp, zeige sich im Frontispiz des Buches, in der »Ausrichtung aller Menschen«, die sich in seinem Körper befinden, »auf den Kopf des Leviathan«. Dies sei der Moment der Staatsgründung, eine »verewigte Momentaufnahme dieses Schöpfungsaktes, in dem die *multitudo* ein Gesicht bekommt, wenn sie sich aus der Verfangenheit im natürlichen Recht in [eine] vertragliche Schöpfung des Leviathan befreit haben«.[634] Bei Hobbes ist der menschliche »Naturzustand« ein »Kriegszustand«. Da die Natur die Menschen »hinsichtlich ihrer körperlichen und geistigen Fähigkeiten« relativ »gleich geschaffen« habe, woraus eine »Gleichheit der Hoffnungen«, Ziele zu erreichen, folge, entstünden beständig Konflikte, als deren Hauptursachen »Konkurrenz«, »Mißtrauen« und »Ruhmsucht« in der »menschlichen Natur« lägen. Hieraus ergebe sich »klar, daß die Menschen während der Zeit, in der sie ohne eine allgemeine, sie alle im Zaum haltende Macht leben, sich [...] in einem Krieg eines jeden gegen jeden« befänden.[635]

Bredekamp rekonstruiert die Herkunft des »Leviathan« über die Betrachtung des königlichen Doppeldeckergrabs, das den sterblichen natürlichen und den ewigen politischen Körper materialisiert, und des königlichen »Scheinleib[s]« (»effigie«), mit dem das »Bild zum authen-

630 Ebda.
631 Stollberg-Rilinger, a.a.O., S. 49.
632 Ebda., S. 50f.
633 Hobbes, a.a.O., S. 134f.
634 Bredekamp, Horst: Die zwei Körper von Thomas Hobbes' *Leviathan*, in: Ernst, Wolfgang/Vismann, Cornelia (Hg.): Geschichtskörper, S. 116f.
635 Hobbes, a.a.O., S. 94ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

tischen Stellvertreter des Herrschers gemacht wurde«.[636] Bei Hobbes werde der »Automat« zur »Idealform der königlichen, bewegungsfähigen *effigies*«, sein Begriff der »Künstlichen Ewigkeit« schlage eine »Brücke von der Inkarnation des künstlichen Lebens, den *effigies*, zum künstlichen Menschen«.[637] So werde der »Leviathan« zu einem »Produkt der Zeitverschiebung«. Die recht kurze Zeitspanne zwischen Tod des alten und Inthronisierung des neuen Herrschers – das Interregnum, in dem gemäß des menschlichen »Naturzustands« potentiell Terror herrsche – wird zum »Dauerzustand« ausgedehnt, der »herrschaftslose Zustand« wird zur »Grundbestimmung der menschlichen Existenz«, »Leviathan« verharrt »dauerhaft im Moment [seiner] Gründung«. Die »zeremonielle Bewältigung des Interregnums« wird zur »Essenz des Staates«.[638]

Auch der Forst muss in gewisser Weise den Wandel, zugleich Traditionsbewahrung und -bruch, vom Körper des Königs zur Maschine, zum »künstliche[n] politische[n] Körper als Gegenstand exakter Erkenntnisse«, der »mechanistischen Naturwissenschaft«[639] vollziehen. Seine Rekonstruktion zur Maschine wandelt ihn vom rituellen Ort blutiger Einschreibungen zum Objekt mechanistischer Naturwissenschaft, vom ›vollen Körper‹ zur reproduzierbaren letztlich toten Materie, die der Geist in Bewegung setzt. Zwar wird die herrschaftliche Jagd zumindest bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch weiterhin exzessiv betrieben, aber sie ist längst kein Hauptzweck mehr.

Die »epistemische Überschreibung[]«[640] kommt nicht unvorbereitet. Relativ früh dient Forst auch zu Profitzwecken, nicht nur zur herrschaftlichen Jagd. So nehme schon im England des 14. Jahrhundert »der Wald im juristischen und topographischen Sinne [...] zwei Bedeutungen« an, »die in krassem Widerspruch zueinander standen. Als grüner Forst des Königs wurde er streng, aber unparteiisch für die Jagd verwaltet. [...] Doch der Wald im juristischen Sinne war auch ein Ort des Profits für adelige Unternehmer«, ausbeuterischer Holznutzung unter Verbot tradierter Sammelmethoden der ansässigen Bevölkerung. Die jeweilige Entscheidung dieser Unternehmer zur Zusammenarbeit mit dem System des Königs ist, begünstigt durch dessen Geldknappheit, »im Wesentlichen eine Sache harter Kalkulation«.[641]

636 Bredekamp, a.a.O., S. 107.
637 Ebda., S. 111.
638 Ebda., S. 117f.
639 Stollberg-Rilinger, a.a.O., S. 54f.
640 Kutschmann, a.a.O., S. 322.
641 Schama, a.a.O., S. 167f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Der Forst lässt sich nun als eine Verknüpfung mehrerer Ebenen begreifen: Der Entsprechung von Mensch-Maschine und Wald-Maschine, der jeweiligen Reinigung von allem Irritierenden, Bedrohlichen, Untiefem, Schwankendem, ungeregelt Wachsendem. Einer projektierten bzw. ausgeführten Homogenisierung der Gesellschaft, in der noch bestehende Nischen ländlicher Ökonomie und Lebenspraxis ausgeschaltet werden. Daraus folgt eine (vermeintliche) Profitmaximierung in der Ausbeute der Ressource Holz/Wald. Angestrebt wird ein dauerhaftes, dauerhaft präsentes Regiment, in dem ›Interregnien‹ ausgeschlossen werden, vertraglich festgezurrte Bedingungen herrschen.

Der Staat als Maschine, der Forst als Maschine: Es bestimmt der Souverän. Der »Naturzustand« gesetzloser Konkurrenz, des »Krieges eines jeden gegen jeden« soll hier nicht mehr stattfinden. Das wendet sich gegen ›Waldfrevler‹ und ›Wilderer‹. Das wendet sich gegen andere Wirtschaftsformen als den Altersklassenwald, tradierte bäuerliche Formen, Nieder- oder Plenterwald, schließlich gegen alle nicht (mehr) geduldeten Bäume (was Art oder Wuchs angeht) und andere Pflanzen und Tiere.

Der Aufmarsch der ›Stände‹

Dass im geregelten Forstwesen zur absolutistischen Staatsmaschine analoge Prinzipien und Muster der Ordnungspolitik und deren Kategorien – auch bezüglich einer gewaltförmigen Exklusion sozialer Minderheiten und Randgruppen – herrschen, zeigt Jean-Baptiste Colbert. Der zuständige Minister Ludwigs XIV. lässt mit seiner »Holzreformation« die Bäume in Reih und Glied zum Staatsdienst antreten:

»Wie immer im cartesianischen Frankreich ging es darum, Ordnung in das Chaos zu bringen. Colbert dachte sich das Königreich der Bäume ganz ähnlich wie das Königreich der Menschen: in unterschiedliche Stände geteilt, von denen jeder seine eigene Rangstellung und Verwendung hatte. An der Spitze standen die edlen Bäume Eiche und Buche, auf deren Stärke und Langlebigkeit die Verteidigung des Reiches ruhte. Unter ihnen rangierten die Weichholz-Nadelbäume, die Bourgeoisie des Pflanzenreichs, monoton in ihrem Anbau, aber für gewisse Aufgaben unentbehrlich. Selbst die Handwerker des Waldes – Esche und Linde, Weißbuche und Kastanie – hatten ihre besondere Funktion. Doch genau, wie ein ungepflegter Wald alle möglichen menschlichen Kanaillen – Banditen und Schmuggler und Vagabunden – barg, beherbergte er auch die knochigen, ungestalten, nichtsnutzigen Gewächse wie Weide und Sumpferle sowie Weißbirke.«[642]

642 Ebda., S. 199.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Und so sieht der große Erlass zur Abwendung der Holznot von 1669 – »Bibel des französischen Forstwesens bis zur Revolution und sogar noch darüber hinaus« – vor, was an die Stelle bisherigen Wald-Chaos und einer Holznutzung je nach Bedarf zu treten hat; von Colbert in 500 Artikeln auf 100 Seiten niedergelegt: Der Wald soll in zwei rigoros separierte Bereiche aufgeteilt werden, den »gemischten Bestand« – *taillis composé* –, gepflanzt zum kontinuierlichen Einschlag, und die »großen Bestände« – *grande futaie* –, in denen Nutzholz in Altersklassen wachsen. »Der Raum für diese Regimenter wurde geschaffen, indem man alles bis auf den Stumpf rodete und die Schößlinge dann mit Palisaden, Erdwällen und Zäunen, die einem Vauban, dem Festungsbaumeister Ludwigs XIV., Ehre gemacht hätten, vor Tieren (und Menschen) schützte.«[643]

Der Wald als absolutistischer Staat, der keine »Kanaillen« mehr duldet. 1798 bezeichnet J.A. Cramer in seiner »Anleitung zum Forst wesen« einheimische Weichlaubhölzer als »forstliches Unkraut« und »Schanddeckel der Forstbediensteten«.[644] Als Weichlaubhölzer definiert werden Birke, Eberesche, Zitterpappel, Salweide und Faulbaum.[645] Der Begriff Weichlaubhölzer bezeichnet die Feinde jedes geregelten Forstwesens, egal wie weich oder hart die Hölzer tatsächlich sind, egal wie intensiv oder extensiv Wald und Forst wirtschaftlich genutzt werden.[646]

»Weichlaubhölzer« sind vom Standpunkt des Forstwesens her gesehen *Relikte* einer überwundenen ersten Natur, die sich überall ansiedeln können, selbsttätig, autonom und vor allem ungeregelt. Der Forst ist dem Willen des Herrschers unterworfen – was sich später ›demokratisieren‹ lässt. Der Forst ist ein ›Wald‹, der herrschenden Regeln unterliegt. Regeln, die Aufenthaltsgenehmigungen aussprechen. »Weichlaubhölzer« haben kein Aufenthaltsrecht und erschleichen es sich doch im-

643 Ebda. Dass der Plan Colberts in der Realität spätestens nach seinem Tod weitgehend »papierenes Denkmal eines Waldpaternalismus« blieb, sagt Schama allerdings auch. Er sei gescheitert an der »menschlichen Wirklichkeit« eines auch weiterhin betriebenen illegalen Holzeinschlags (was hatten die notleidenden Waldbauern mit dem königlichen Schiffbau zu tun, sie brauchten Brennholz oder Eicheln und Eckern als Viehfutter). Das ändert aber nichts an der analogen Auffassung vom »Königreich« der Menschen und Bäume.

644 Zit. n. Leder, Bertram: Bisherige Beurteilung des Begriffs »Weichlaubhölzer«, in: LÖBF (Hg.): Weichlaubhölzer, S. 9.

645 Vgl. ebda., S. 10.

646 Vgl. dazu Klose, Franz/Orf, Siegfried: Forstrecht. Kommentar zum Waldrecht des Bundes und der Länder. Münster, Köln: Aschendorff u.a. 1998[2], S. 89f.: Wald im Sinne des deutschen Bundeswaldgesetzes ist nur der, der mit »Forstpflanzen«, also genutzten und geduldeten Pflanzen bestockt ist.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

mer wieder, gegen die Ordnung. Sie werden des Waldes verwiesen, sind vogelfrei. »Weichlaubhölzer« verstoßen permanent gegen die Regeln im beherrschten, inkulturierten Wald: Sie neigen eher als andere Bäume und Gehölze zum ›Wildwuchs‹, zur Mehrstämmigkeit, zu Krummwuchs und starker Verzweigung, zu Stockausschlägen, Wurzelbrut und vegetativer Vermehrung. Ihre »frühzeitige, reichliche und fast alljährliche Samenproduktion«, ihre »Mechanismen für eine weite Samenverbreitung«, die sie »zunächst gegenüber anderen« forstlich genutzten »Baumarten begünstigen«,[647] machen sie zur lästigen Plage, ja Bedrohung der Forsten und ordentlichen Wälder: minderwertige ›Rassen‹, die sich ungezügelt und unkontrolliert vermehren und den Lebensraum hochwertiger Baumgesellschaften invasionär bedrohen.

Die auszuweisenden ›Kanaillen‹ sind aber nicht nur Vaganten, sie ›repräsentieren‹ frühneuzeitlich eher noch zwei andere Bevölkerungsgruppen: Hexen und Bauern. Insbesondere Weiden, Erlen, Faulbaum gelten traditionell als ›Hexenbäume‹, jene Gehölze also, die nach tradierten Vorstellungen besonders gern von Hexen oder dem Teufel aufgesucht werden, unter denen Schlangen und Kröten hausen, die aber zugleich sozusagen als Inversion gegen Hexen und Schadenszauber eingesetzt werden. Diese ›Inversion‹ liegt eigentlich in der Sache selbst.

Verrufene Orte und ihr Personal, die in ihnen lebenden Dinge bleiben verrufen – wenn auch die Begründungen andere sind. Aggregative Residuen, ›Magie‹ (schwarze und weiße) etc. verschwinden unter der einen Erzählebene der wissenschaftlichen Deutung. Das ehedem dämonische kann nun gebannt werden durch messbare Erkenntnisse, in der Folge durch Pathologisierung und ›Kriminalisierung‹ (»Schanddeckel«, »Unkraut«), durch Exklusion. Das Heterogene ist ersetzt durch Eindeutigkeit.

Forstwissenschaft und Forstwirtschaft arbeiten im Gefolge von ›exakter Wissenschaft‹ und absolutistischem Staatskonzept *praktisch* am Tod durch ›Vernunft‹ der alten Natur und ihrer Wiederauferstehung durch Vernunft. Die geregelte Forstwissenschaft ist der gewaltförmige Ersatz ›weiblicher Produktivität‹ der ›äußeren Natur‹ – Zyklizität, ›Werden und Vergehen‹ – durch ›männliche‹. Es gibt den Tod nicht mehr im Forst. Parallel zur Biologisierung/Sexualisierung der Geschlechterhierarchie in der menschlichen Gesellschaft erfolgt die Sexualisierung der Pflanzen, unterwirft sie dem »Prinzip der Regulierungen«.[648] Der Forst ist reguliert, weil er ungeregelte vegetative Fortpflanzung bekämpft, ausschließt. Vereindeutigung und Abgrenzung der Sphären: Grenzen ver-

647 Leder, in: LÖBF (Hg.): Weichlaubhölzer, S. 9.
648 Foucault, Michel: Der Wille zum Wissen, S. 173ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schwimmen nicht mehr (zwischen Wasser und Erde), das Fließen (auch der Orte) wird zum Stillstand, zur Erstarrung gebracht: Waldbau, Entwässerung, Gewässerbegradigung, Architektur, Statik.

Bäume, die eine »gute vegetative Regenerationsfähigkeit nach mechanischer Beschädigung (Eisanhang, Wildverbiß, Auf-den-Stock-setzen)«[649] aufweisen – Weichlaubhölzer, daneben Hainbuchen, Linden, Ahorn, Eschen und Hasel, teils auch Eichen, Ulmen u.a.[650] – werden vor der ›Forstreform‹ traditionell in bäuerlicher Niederwaldwirtschaft genutzt. Diese Form der Kahlschlagwirtschaft verwandelt das Holz in ›nachwachsende Rohstoffe‹. Hierbei werden die Bäume »auf den Stock gesetzt«, d.h., in geringer Höhe über dem Boden abgesägt. In relativ kurzer Zeit (etwa fünf bis zehn Jahren) bilden sich per »Stockausschlag« neue Äste und Nebenstämme, die ihrerseits nach und nach abgeerntet werden können, um neuen Stockausschlägen Platz zu machen. Die Wälder können dabei in »Schlagsektoren« aufgeteilt sein, die zu unterschiedlichen Zeiten geerntet werden. Diese alte Technik, die sich bis heute nur noch aus landschaftsbildnerischen oder ›ökologischen‹ Gründen erhalten hat, ist auf Nadelbäume nicht anwendbar. Eine gefällte Kiefer etwa bleibt ein toter Baumstumpf und kann nur durch eine Jungpflanze ersetzt werden. Gleiches gilt für Rotbuchen.

Während der Niederwald der Brennholz- und Futterlaubgewinnung dient, wird Bau- und Nutzholz im Plenterwald gewonnen, einer »besonders alte[n] Form der Waldwirtschaft«, die hauptsächlich zum Eigenbedarf betrieben wird (und heute fast verschwunden ist). Hierbei werden jeweils nur einzelne Stämme entnommen, auf den so entstandenen Lichtungen »kann sich der Wald auf natürliche Weise verjüngen«, zugleich bleibt der Boden durch ein beständiges Kronendach geschützt, was allerdings »Schattbaumarten« (Buche, Linde, Tanne, Fichte) bevorzugt und »Lichtbaumarten« benachteiligt. »Seit dem 16. Jahrhundert war die Plenterwirtschaft das Angriffsobjekt vieler landesherrlicher Forsterlasse: Sie galt als ›unordentliche‹, der kommerziellen Nutzung [...] entgegenstehende Wirtschaftsweise.« Ähnliches gilt für den Niederwald. Hutewälder, die dritte bäuerliche Wirtschaftsform, »war in den Augen der Forstwissenschaft keine Waldformation, da er nicht der Holzproduktion diente«. Ziel der Forstwissenschaft ist – mit der späteren »logische[n] Konsequenz« der »künstliche[n] Aufforstung durch Saat oder Pflanzung« – die »Verbindung von Hochwald- Kahlschlagwirtschaft«.[651]

649 Leder, in: LÖBF (Hg.): Weichlaubhölzer, S. 10.
650 Vgl. Scherzinger, Wolfgang: Naturschutz im Wald, S. 343.
651 Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 30ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

›Hochwald‹ ist das alles überragende Ziel. Dieser Hochwald aber benötigt Nachhilfe, um ›rein‹ entstehen zu können: Säuberungen per Läuterung und Durchforstung: In »Altpreußen« scheint »die Aufästung zur Unterstützung des Höhenwuchses [...] schon um 1700 und wahrscheinlich noch früher ein bekanntes Verfahren« gewesen zu sein, »jedenfalls enthält die ›Renovatio Edicti wegen Pflanzung der Eichen und Obst-Bäume‹ vom 21. Juni 1719 in § IV die Bestimmung: ›So sollen auch an Orten, wo in Unsern Heiden junge Eichen oder Buchen vorhanden, dieselben zur Beförderung des Wachstums von den überflüssigen Zweigen und anderem dabei ausschlagenden untüchtigen jungen Holze, welches die Eichen insgemein zu ersticken pflegt, fleißig gesäubert und ausgeputzt‹ werden. Ebenso ordnete der Oberjägermeister v. Hertefeld in seinen Anmerkungen zur Einrichtung des preußischen Forstwesens vom 18. September 1725 (§7) an, auf den Schlägen sollten beim Hieb des Brennholzes ›alle geraden jungen Eichen stehen gelassen und von den Ästen gesäubert‹ werden«.[652]

Abb. 11

Auch im Frankreich des 17. Jahrhunderts kann Minister Colbert für seine »Holzreformation« auf einen tradierten »arborealen Klassizismus zurückgreifen«. Schon 1567 »hatte der Architekt Philibert de l'Orme dessen Axiom formuliert, indem er eine klassische Säule in ihrer elementaren Form als Baumstamm zeichnete«. Zwar handele es sich nur um eine Illustration zu den »Ursprüngen des Bauens« im zweiten Buch von Vitruvs »De architectura«. Aber die Abhandlung de l'Ormes sei »vom Grundsatz des französischen Klassizismus geprägt, daß man die Natur ordentlich und funktional machen sollte und daß die Wälder Frankreichs in Reih und Glied anzutreten hatten, um auf ihren richtigen Dienst am Staat zu warten«.[653] Der Staatsdienst der Wälder nimmt offenbar einen wesentlichen symbolischen Platz ein.

»In der traditionellen Waldwirtschaft war die Spannweite der Umtriebszeiten enorm. Sie reichte von Niederwäldern mit fünfjährigem Umtrieb, die in den Augen der Forstleute nicht viel besser als Gestrüpp waren, bis zu Renommierwäldern mit 250jährigen Eichen. Der ›Kult des Hochwaldes‹ war [...] ›die Staatsreligion des Ancien Régime‹, die in einem letztlich irrationalen Ahnen-

652 Mager, Friedrich: Der Wald in Altpreußen, Bd. I, S. 231f.
653 Schama, a.a.O., S. 197.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

kult wurzelte; kein Wunder, daß die Revolution die Umtriebszeiten drastisch senkte.[654]

Spätestens mit Colberts »Holzreformation« 1660 soll das Ritual der »martelage« obligatorisch werden, wobei an diesem Tag »eine kleine Prozession« den Forst betritt, angeführt von den »Beamten des königlichen Förstercorps, der *maîtrise*, in *surout*-Röcken aus blauem Samt mit goldenen Westen und Dreispitzen auf den sorgfältig unter Perücken versteckten Köpfen«, gefolgt von Waldhütern, die zuvorderst die »grande futaie«, die königlich reservierten Nutzholzbäume (vor Holzdieben) zu schützen haben, damit sie »das richtige Alter von 100 Jahren« erreichen. Hinter den Hütern marschieren lokale Verwaltungshonoratioren und schließlich als Tagelöhner bezahlte Holzfäller. »Auf der Grundlage eines Katasterplans markierte der *garde-marteau* den auserwählten jungen Stamm mit dem königlichen Zeichen« – wofür ein Silberbeil mit einer Klinge in Lilienform (»marteau«) verwendet wird – »und erklärt ihn zum Schützling der Krone, bis er als großer Hundertjähriger seinen Beitrag zum Ruhm des französischen Reiches leisten würde. Diesen Riten der Adoption folgte dann ein Festessen im Walde für die Beamten und ihre Damen«.[655] Offenbar besteht die »eindrucksvolle« französische »königliche Forstverwaltung« bis zu dieser Zeit weitgehend »auf dem Papier«, werden zwar die großen königlichen Jagdwälder von Compiègne und Fontainebleau »sorgfältig [...] geschützt«, gleichzeitig »Eichen- und Buchenwälder im ganzen Land« von den königlichen Beamten selbst »geplündert«.[656]

Ende des 17. Jahrhunderts »startete der Minister [Colbert] seine Inquisition«. Es kommt zu »erbarmungslose[n] Säuberungen« in der Forstverwaltung, Sondergerichten, die Schand- und Todesstrafen aussprechen. Der Wald als Colbertscher Ständestaat, »in Kolonnaden« gepflanzt, »säuberlich nach Rang und Bestimmung geordnet, war der Traum eines Bürokraten«. Nach seinem Tod blieb der Code Colbert in der Realität »papierenes Denkmal eines Waldpaternalismus«, gescheitert am »örtlichen Widerstand«, an der realen Holznot der Bevölkerung in »den bitteren Wintern der ›kleinen Eiszeit‹ zu Anfang des 18. Jahrhunderts, an försterlicher Korruption und der durch die Industrialisierung explodierenden Nachfrage nach Brenn- und Bauholz. Mit der Revolution werden die Staatsforste zunächst »praktisch offen für alle«, wird

654 Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 164. Binnenzitat v. Corvol, Andrée: L'Homme et L'Arbre dans l'Ancien Régime. Paris 1984, S. 178 u. 117.
655 Schama, a.a.O., S. 195f.
656 Ebda., S. 196.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

»das Wild fröhlich abgeschlachtet«, werden die Waldungen zur Hute genutzt und enorme Mengen Brennholz geschlagen. Noch vor dem Krieg mit Großbritannien (1793) beschließt die Revolutionsregierung die Wiedereinrichtung der zusammengebrochenen Staatsaufsicht.[657]

Ordnung ist berechenbar. In dem »bahnbrechenden Werk von Duhamel du Monceau über die Waldarbeit (deutsch 1766/1767)«[658] findet sich die Illustration der Volumenberechnung von Bäumen. Der linke Baum: geradschaftig und mit Ästen erst in der Krone.[659] Sein Rauminhalt »läßt sich vom Boden aus mit einfachen geometrischen Figuren berechnen«. Rechts sieht man einen »krumme[n] und stark ästige[n] Baum«. Der »ist zur Abschreckung danebengestellt. Für den Forstmathematiker waren krumme Bäume eine Horror, obwohl diese u.U. für den Schiffbau gut zu gebrauchen waren«.[660] Berechenbarkeit ist dabei keine rein ökonomische Größe, sondern desgleichen sozialer Ordnungsfaktor. Der gerade und astfrei gewachsene Baum ist ›gut erzogen‹.

In Foucaults »Überwachen und Strafen« findet sich eine Radierung N. Andrys von 1749. Sie zeigt einen jungen Baum, dessen Krummwuchs nach und nach durch seine Fesselung an einen geraden Pfahl korrigiert werden soll: »L'orthopédie ou l'art de prévenir et de corriger dans les enfants les difformités du corps«.[661] Hier wie da: Krumm- und Wildwuchs sind strengstens zu korrigieren – »Polizei des Körpers«. Der Baum ist nun »gelehrige[r] Körper«, wird vom ›Bauern‹ zum ›Soldaten‹ erzogen.[662] Und nicht nur der Baum. Zumindest in Preußen und Württemberg wird in dieser Zeit die militärische Ausbildung der Förster obligatorisch (s.u.). Gleichzeitig gelangt die Aufforstung in ihre Verantwortung und Praxis. Eine »tiefgreifende Veränderung des Berufsbildes«, verlangen doch bisherige Forstordnungen derartige Pflanzungen von Bauern; »an den Nachweis von Eichenpflanzungen« kann hier eine Heiratserlaubnis gebunden sein.[663]

657 Vgl. ebda., S. 198ff. Zur gängigen Korruption unter den schlecht bezahlten Forstbeamten in den deutschen Staaten, dem System der »Akzidentien«, den »Gebühren, mit denen amtliche Genehmigungen zu bezahlen waren«, die oft kassiert werden, obwohl das per Forstordnung Verbotene real gestattet wird vgl. Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 178.

658 Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 163.

659 Abgesehen von einem Zweiglein im unteren Drittel, vielleicht zur optischen Auflockerung, jedenfalls in der Praxis leicht zu entfernen. Vgl. ebda.

660 Ebda.

661 Foucault: Überwachen und Strafen, Abb. 30.

662 Vgl. ebda., S. 173ff.

663 Vgl. Radkau/Schäfer, a.a.O., 172.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Nach 1800 werden die »deutschen Forstwirte« zunehmend »›Fanatiker des Hochwaldbetriebs‹ mit hohen Umtriebszeiten«. Die ökonomische »Rationalität« einer derartigen »Vorliebe« ist allerdings zweifelhaft. Denn »bis weit in das 19. Jahrhundert hinein wurde der größte Teil des Holzes als Brennstoff verbraucht«.[664] Hier sind also Nieder- und Mittelwälder eigentlich wirtschaftlicher. Zudem ist das Holz aus Mittel- und Hutewäldern gerade wegen des häufigen Krummwuchses noch lange »bei Schiffbauern begehrt«. Und zumindest bis in die frühe Neuzeit erhalten Fachwerkhäuser eine »immer größere Bedeutung«. Hier sind gerade Stämme nur als Eckpfosten, als liegende Balken und im Dachstuhl notwendig, lassen sich krumm gewachsene Stämme und Äste etwa in Fassaden vielfach verwenden.[665] Auch Eichenwälder zur »Lohegewinnung«, also zur Ernte der Rinde für Gerbstoffe, »brachte[n] im frühen 19. Jahrhundert Verwirrung in die ›Forstökonomie‹«, weil »damals hohe Erträge«. Selbst die Waldweide bringt um 1830 »in manchen Gebieten mehr ein als alle anderen Waldnutzungen«.[666]

Vormoderne Ökonomie scheint desgleichen »ökologisch relativ stabil[e]«, unterholzreiche Mischwälder mit guter Bodenqualität erhalten zu haben, was »bei entsprechender Regelung« selbst auf Mast- und Weidewälder zutreffe. Zum ständigen Unmut der Forstherren, die versu chen, »die ›Schlagräumung‹ durchzusetzen«, also Holzabfälle, Äste, Wurzelstöcke, die auf kahl geschlagenen Flächen liegen bleiben, argumentieren die Bauern, dass damit der Boden gedüngt werde, was zumindest aus ackerbauerlicher Sicht naheliegend erscheint (und heute bodenökologisch erwiesen ist).[667] Wenn Radkau/Schäfer anführen, »die Forstreformer dagegen neigten zur Vernachlässigung des Bodens« und in diesem Kontext erwähnen, dass »sich die Bodenkunde einem wissenschaftlichen Zugang bis zum 19. Jahrhundert« entzogen habe,[668] dann entsteht allerdings ein schiefes Bild. So schreibt Wolfgang Scherzinger 1996: »Obwohl zahlreiche Beobachtungen für die hohe Bedeutung des Tot- bzw. Moderholzes am Waldboden für Wachstum und Verjüngung des Naturwaldes vorliegen, wird die Behauptung, die nutzungsbedingte Holzentnahme sei für die Nährstoffbilanz im Walde irrelevant, hartnäckig aufrechterhalten.« Das ist nicht bloße Ignoranz, sondern Programm: »Totholz galt bis vor kurzem als Quelle allen Übels. Aus Angst vor Ausbruch von Baumkrankheiten, Pilzbefall oder Massenvermehrung

664 Ebda., S. 164.
665 Vgl. Küster, a.a.O., S. 141.
666 Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 165.
667 Vgl. ebda., S. 159.
668 Ebda.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

der Schadinsekten haben Generationen von Forstleuten den Wald ›entrümpelt‹.«[669] Andererseits zeigt sich die ökologische Instabilität der neuen Nadelholzmonokulturen schon sehr früh: »Erschrocken und ratlos mußte man zusehen, wie ab 1776 weite Wälder Norddeutschlands auf diese Weise verheert wurden; und das war nur der Beginn einer ganzen Serie solcher Katastrophen in den Nadelwäldern.« Sogar der Forstprofessor Leopold Pfeil (1783-1859), »der sonst über die Angst vor Holznot spottete, stellte fest, im Harz habe der Borkenkäfer die Fichtenwälder derart ruiniert, daß der Bergbau an manchen Orten habe eingestellt werden müssen«.[670]

Das für die Einführung der Altersklassenforste, hauptsächlich als Nadelholzmonokultur, immer wieder vorgebrachte Kardinal-Argument ist die ›Holznot‹. Diese ›Holznot‹ muss offenbar viel differenzierter gesehen werden. Radkau/Schäfer gehen dem »populäre[n] Motiv«[671] nach. Zwar sehen auch sie regional »echte[] Holznot«, etwa aufgrund von Heidebildung durch Schafweide und Bodenerosion in Norddeutschland oder in »gebirgigen und zur Verkarstung neigenden Regionen« und/oder dort, wo großflächig Holz »in die Ferne verflößt« und verkauft wird.[672] Nach Bode/Hohnhorst sind 1817 infolge des »Holländerholzhandels« ein Drittel des Schwarzwaldes und des Murgschifferwaldes kahl.[673] Ebenso sei, vor allem in den harten Wintern der ›kleinen Eiszeit‹, für die »unteren Bevölkerungsschichten« oft eine »drückende Holznot« festzustellen. Nutznießer der Forstreformen, »auch wenn sie mit der Holznot der Armen begründet wurden«, sind aber die »ohnehin privilegierten Holzverbraucher«, Handelsgesellschaften, Exportindustrie und Residenzen. Und: »Die Holznot der Armen wurde mit der Durchsetzung des vollen Eigentumsrechts im Walde noch verschärft.«[674] Denn auch für Brennholz müssen nun Marktpreise bezahlt werden. Auch das gehört zu den Maßgaben einer »verordnete[n] Holzknappheit«. Im Unterschied zur älteren, heterogenen Holzökonomie, in der etwa niedrige Brennholzpreise oft ein Zeichen obrigkeitlicher Vorsorge für Bedürftige und gewerbliche Holzverbraucher gewesen sei. In »der Zeit der Forstreform, der wachsenden Staatsverschuldung und des aufsteigenden Liberalismus gab es eine neue Logik. Mithin: »Holz wurde im Laufe des 18. Jahrhunderts nicht zuletzt deshalb knapp, weil es knapp werden sollte.« Hier kolli-

669 Scherzinger, a.a.O., S. 145ff.
670 Radkau/Schäfer, a.a.O.
671 Ebda., S. 149.
672 Vgl. ebda., S. 156f.
673 Vgl. Bode/Hohnhorst, a.a.O., S. 33.
674 Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 151.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

dieren alte und neue Auffassungen. Sind zuvor hohe Holzpreise synonym mit Holznot, gelten sie nun als Garant dagegen.[675]

Der Holz-Alarm scheint dann auch häufig mit Interessenpolitik zu tun zu haben, so wenn bestimmte Gewerbezweige hergebrachte Alleinverfügungsrechte in Gefahr sehen. Der Grad der Industrialisierung zwinge auch nicht unbedingt zu steigendem Energieverbrauch. Vielmehr sei bis zum »explosionsartige[n] industrielle[n] Wachstum des 19. Jahrhunderts« von einer zumeist auf Handarbeit basierenden »dezentrale[n] Industrialisierung«, die auch die tendenziell bereits vorhandene »Polarisierung von Zentrum und Peripherie« bremse, auszugehen. Der im 18. Jahrhundert dominante Typ ökonomischen Wachstums entspreche der »Holz- und Wasserkraftgrundlage«. Es scheine zwar aus »moderner Sicht [...] plausibel«, dass die Abhängigkeit von der ›Zentralressource Holz‹ schließlich zur ökonomischen Misere führen müsse. »Dennoch ist es bisher kaum irgendwo gelungen, eine größere Wirtschaftskrise, die durch Holzmangel verursacht wurde, tatsächlich nachzuweisen.« Was für einige Flexibilität der vorindustriellen Gesellschaft im Umgang mit Holzmangel spreche.

Fazit: »Es ist auffallend, wie rasch die Warnrufe vor Holznot mit Beginn des 19. Jahrhunderts verschwanden, ohne daß sich die Situation der Holzversorgung verbessert hätte.« Und vor allem hochrangige Forstreformer und »Vorkämpfer des freien Marktes« wie Pfeil und Hazzi spotten über die »Hysterie« und den »fürchterlichen Lärm« von »Forstscharlatane[n]«. Eine echte Holznot sei unmöglich und möglichst hohe Preise nicht nur nützlicher »Anreiz zur Holzproduktion«, sondern desgleichen Signal für einen hohen »Stand der Industrie und Kultur«.[676]

Wilhelm Bode glaubt, da den Förstern die natürlichen Vorbilder per Devastierung abhanden gekommen waren, verwundere es nicht, »daß an der ›Wiege der Forstwirtschaft‹, nämlich in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts, jegliche Vorstellung fehlt von dem, was (Natur-)Wald, seine natürliche Produktionskraft und Üppigkeit ausmacht«. Bode hält den gesteigerten Rohstoffbedarf der merkantilistischen Volkswirtschaft, also das Primärziel Holzproduktion für die Triebfeder. So sei es eben naheliegend gewesen, dort wo »keine oder nur unzureichende Bäume wuchsen«, Pflanzungen von überwiegend einer oder weniger Baumarten anzulegen.

»So wurde der Pflanzakt des Försters aus purer Notwendigkeit zum Geburtsakt des sogenannten schlagweisen, immer gleich alten und baumarten-

675 Vgl. ebda., S. 168.
676 Ebda., S. 156.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

armen Altersklassenwaldes. Er ist heute noch auf mehr als 90% der deutschen Waldfläche das herrschende Betriebsmodell. Er ist ein Exportschlager, der als kulturelle Spitzenleistung der deutschen Kultur, so wie das Automobil, einen ungebrochenen Siegeszug um die Welt angetreten hat: Überall wo heute der Wald beseitigt oder verbraucht wird, gilt der konventionelle Altersklassenwald deutscher Prägung als die überlegene, nicht selten einzige Alternative.«

Und das, obwohl lediglich klimatische und geologische Zufälle ein derartig »durch und durch naturwidriges Waldbetriebsmodell« ermöglichten, ohne dass Wald dauerhaft verdrängt worden wäre.[677]

Radkau/Schäfer zufolge ist aber von »purer Notwendigkeit« gar nicht zu sprechen. Der ›kritische‹ Blick der neuen Forstwirtschaft dürfe den »Zustand vieler Wälder« nicht per se »mit einer ökologischen Krise verwechseln«. Mit dem Ziel des »geregelten Hochwaldbetrieb[s]« beanspruchen die »selbstbewußten deutschen Forstreformer« für sich, »die ›eiternden Wunden‹ der bisherigen ›verdorbenen und unregelmäßigen‹ Waldwirtschaft zu heilen – so die Amberger Forstverwaltung im Jahr 1800«. Die traditionelle Waldwirtschaft wird mit einem »Schwall von Verachtung« übergossen. Es »wimmelt in der Forstliteratur Ende des 18. Jahrhunderts von Klagen darüber, wie erbärmlich heruntergekommen die Wälder seien«.[678] Nun spricht auch Bode davon, dass »das noch vorhandene Waldareal hinsichtlich seiner Artenvielfalt keineswegs verarmt« gewesen sei, wenigstens verglichen »mit unsere[n] öden Agrarsteppen und monokulturellen Wälder«, nur habe der damalige »Wald seine typischen Strukturelemente verloren«, seit statt dessen verbuscht oder verlichtet gewesen.[679] Verbliebener Nieder-, Mittel- und Hutewald sei nur als Negativbeispiel wahrgenommen worden. Und »Urwald« habe als »Leitbild« nicht mehr zur Verfügung gestanden.[680] Aber das »Leitbild« Naturwald – was auch immer darunter verstanden wird – ist ausdrücklich nicht erwünscht:

»Die ›Natur‹ war kein Ideal für die Gründerväter der Forstwissenschaft; im Gegenteil: Die Forstreformer bekämpften geradezu die Auffassung, daß der Wald ein Geschenk der Natur sei – zu einem Produkt menschlicher Arbeit sollte er werden und dementsprechend seinen Wert bekommen. Das Pochen

677 Bode, Wilhelm: Der Deutsche Wald – Eine einzige Arche Noah?, in: Wolters, Jürgen, ARA (Hg.): Leben und Leben lassen. Biodiversität – Ökonomie, Natur- und Kulturschutz im Widerstreit. Gießen: Focus 1995, S. 163.
678 Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 157.
679 Vgl. Bode/Hohnhorst, a.a.O., S. 35.
680 Vgl. ebda., S. 39f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

auf langjährige Erfahrung mit den natürlichen Gegebenheiten einer Lokalität war damals eher eine Position konservativer Förster, die der Verwissenschaftlichung ihres Metiers skeptisch gegenüberstanden und in den Augen der Reformer nur ihren alten ›Schlendrian‹ verteidigten. Die neue Forstlehre sollte sich durch Theorie, eine leitende Idee, ein logisches System und daraus abzuleitende allgemeine Regeln auszeichnen.«[681]

Bode will nachweisen, dass etwas aus einer Zwangslage heraus Entstandenes und nur durch klimatisch-geographischen Zufall Geglücktes keine Berechtigung mehr hat: »Das ›Ethos der Holzzucht‹ bestärkt in dem Irrglauben an den ökonomisch schon längst gescheiterten Versuch, durch Kapitaleinsatz in den Produktionsräumen des Waldlebens rentierlich Holz zu produzieren.«[682] Das übersieht – jenseits davon, wie groß die Zwangslage ›Holznot‹ gewesen sein mag –, dass es sich dezidiert um ein *Programm* der möglichst totalen Umgestaltung handelt (wobei ›Programm‹ nicht von Anfang bis Ende geplant heißt, sondern Eigendynamiken entwickeln kann). Der Wald wird als geregelter Forst zum Kapital, zum Renditeobjekt und dient nicht mehr der kontinuierlichen Nutzung bzw. Bedürfnisbefriedigung. Seine ›Bestandspflege‹ ist auf einen zukünftigen Erlös ausgerichtet. »Wenn man den Wald als Kapital betrachtete, dann war die Hochwaldpolitik die beste Kapitalakkumulation, solange das Wachstum der Bäume anhielt.« Auch wenn Mitte des 19. Jahrhunderts der zentrale Streit zwischen »Waldreinertragslehre« und »Bodenreinertragslehre«, also um die Frage entbrennt, ob der Wald das Kapital darstellt, oder der Boden und die Bäume nur die Zinsen;[683] an der Kapitalisierung ändert das nichts.

Kapitalisierung ist aber nicht zu trennen von Maschinisierung, dem »Glauben an mechanistische Steuerbarkeit«[684] des Waldes, überhaupt natürlicher Abläufe, von *Aufschub*, von einer Verwandlung natürlicher Regungen, Bedürfnisse in Herrschaftstechniken, von einer tatsächlichen Disziplinierung des Waldes (und damit auch Disziplinierung der von ihm lebenden Menschen). Der geregelte Forst erscheint als ideales Komplement einer ›inneren Natur‹, der all das abverlangt wird. Er *ist* Natur, die wie ein Uhrwerk abläuft und damit *Kultur* geworden ist, in der »Umtriebszeiten« herrschen und der natürliche Tod als abgeschafft erscheint. Er ist berechenbar, das heißt nicht nur: messbar, taxierbar und bezüglich des »jährlichen Zuwachses«[685] an Holzmasse kalkulierbar, sondern frei

681 Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 159.
682 Bode/Hohnhorst, a.a.O., S. 183.
683 Vgl. Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 166.
684 Bode/Hohnhorst, a.a.O.
685 Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 162.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

von sinnlichen Übergriffen, Gefahren, Untiefen. Das trägt den Keim des Widerspruchs in sich, aber der Widerspruch selbst ist abhängig vom (nun) Bestehenden.

Harrison beschreibt das Aufkommen von Forstverwaltung und -wissenschaft seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert als einen der Wege, »Herrschaft und Besitz« über bzw. von Natur »in der nachchristlichen Ära« zu realisieren, die Wälder zu Objekten von Analyse und Synthese zu machen, »wobei der Staat die Rolle von Descartes' denkendem Subjekt« übernehme:

»Wie leicht abzusehen, reduziert die moderne Forstwissenschaft Wälder auf ihren buchstäblichsten oder ›objektivsten‹ Status: auf Nutzholz. Die neue ›Forstmathematik‹ geht so weit, sie unter dem Aspekt ihres Volumens von verfügbarem Holz zu messen. Die Methode verschwört sich so mit den Gesetzen der Wirtschaft, um sich Wälder unter dem allgemeinen Begriff von ›Nutzen‹ anzueignen, selbst in denjenigen Fällen, in denen Nutzen ästhetisch aufgefaßt wird: Wälder als Erholungsparks beispielsweise oder als ›Museen‹ der ursprünglichen Natur.«[686]

Eine ›Verschwörung‹ von Methode und Wirtschaftsgesetzen? Maß und Zahl sind die Grundgemeinsamkeit von Askese, Kapitalismus und Naturwissenschaft. Wenn das Nützliche schön sei, wenn »Maß und Ordnung« als die »Negation des Sinnlich-Lebendigen« die »Schönheit von Vernunft und Natur« sind,[687] dann handelt es sich hierbei um eine dezidiert ästhetische Aussage. Die einzelnen Bäume und ihre Gesamtheit als Forst fungieren als »natürliche Automata«, deren Wachstum sich mathematisch exakt berechnen und Voraussagen lässt. Es handelt sich um einen möglichst weitgehend ›entsinnlichten‹ Raum. Der Wald und seine Einzelteile werden, analog zur »Selbstauslegung der Natur im Experiment«,[688] zum ›Selbstausleger‹, zur Synthese ihrer selbst. Aber, bei aller (propagierten) »Leibfreiheit« von Naturerkenntnis, allem Vertreiben der »leibliche[n] Erfahrung« aus der Wissenschaft[689] bleibt noch zu fragen, was aus einer solchen Entsinnlichung und Leibfreiheit folgt. Die Verschiebung von »Leiblichkeit in die Körperlichkeit«[690] ist ja nichts für den »Forscher« Exklusives. Und die »Entthronung der Sinne«[691] ist keine Abschaffung, sondern eine Neuausrichtung.

686 Harrison, a.a.O., S. 134.
687 Braun/Kremer, a.a.O., S. 19ff.
688 Kutschmann, a.a.O., S. 256f.
689 Ebda., S. 254.
690 Ebda.
691 Ebda.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Mit Norbert Elias sähe man hier um 1800 inzwischen weitgehend ihr gesamtes Affektgefüge kontrollierende soziale Individuen, die nach einer ›Triebkontrolle‹ auch der ›äußeren Natur‹ verlangen. Anders ausgedrückt: Weitgehend pazifizierte Menschen schaffen pazifizierte Naturräume. Das greift jedoch zu kurz. Der geregelte Forst ist nicht bloß ›befriedete Natur‹, sondern eine nach Beseitigung der alten völlig neu – von Menschen – gegründete ›Natur‹; nicht nur, was die Pflanzen, sondern auch, was die nun vorherrschenden Tierarten (insbesondere Rotwild) und schließlich selbst, was neue Rituale und Mythen wie Weihnachtsbaum und Weihnachtsmann, Nationalbäume, Heilige Hallen[692] betrifft. Neugründung heißt auch, der geregelte Forst ist nicht einfach eine zivilisiertere Fortführung des Königs-Forsts, sondern ein qualitativ anderer Ort. Dieser Forst ist absolutistische Maschine und bürgerliche Maschine, wobei die Räderwerke nicht nur ineinander, sondern ebenso gegeneinander laufen,[693] Ort der Distinktion sowohl gegen adelige Verschwendung als auch gegen ›Wildnis‹ und tradierte Waldwirtschaft, die grundlegend diszipliniert und als etwas Neues wiederentstehen sollen. Auch hier beginnt, wie Foucault für diesen Zeitraum zeigt, Macht nicht einfach nur zu unterdrücken, sondern neu zu produzieren. ›Gelehrige Körper‹: Der Wald als gesellschaftlicher Körper entspricht den Bedürfnissen und Wahrnehmungen des menschlichen gesellschaftlichen Körpers. Der geregelte Forst spiegelt die körperliche Formierung der Akteure seines Aufbaus wieder. Zumindest scheint er überwiegend weder als fremd, noch als künstlich erfahren worden zu sein – im Gegenteil.

»Obwohl die Wälder, die von den Forstverwaltungen begründet wurden, rein künstlich waren, wurden sie sehr bald – wenn auch meist unbewußt – als natürlich aufgefaßt. Wald in Mitteleuropa war die natürliche Landschaft, so meinte man, Wald war und ist Natur, wobei es keine Rolle spielte, welcher Baum in ihm die Vorherrschaft hatte.«[694]

692 Vgl. das Ende dieses Kapitels.

693 So in der Frage des ›Freien Eigentums‹. Das »bedeutete in jedem Fall Abschaffung der ›Servituten‹, der traditionellen Nutzungsrechte von Nicht-Eigentümern«, z.B. armer Bauern, und so neue Vorteile für alle Besitzenden. »›Freies Eigentum‹ enthielt aber auch eine Spitze gegen die Staatsverwaltung und die adligen Grundherren: Das liberale Credo widersprach der staatlichen Kontrolle über den Privatwald [...].« Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 170. Ähnliches gilt für die Auseinandersetzungen um das adelige Jagdregal bis zu seiner Abschaffung 1848. Vgl. Hiller, Hubertus: Jäger und Jagd. Zur Entwicklung des Jagdwesens in Deutschland zwischen 1848 und 1914. Münster: Waxmann 2003, S. 27f.

694 Küster, a.a.O., S. 190f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Zum Aufbau derartiger Bestände gehören nicht nur »Saatgärten« oder möglicherweise »eigene Baumschulen, Forsthäuser. Unerlässlich erscheinen auch Vorkehrungen für die Jagd als »Nebennutzung der Wälder«: Lichtungen sind anzulegen, »auf die das Wild gelockt« und auf denen es gefüttert werden soll, weshalb dort Futterkrippen plaziert und häufig Feldfrüchte angebaut werden, desgleichen Hochsitze an »den Schneisen im Wald«.[695]

Der Kunstwald entsteht planmäßig in derselben Zeit, in der eine breite bürgerliche, ästhetisch und moralisch vermittelte Aneignung von Landschaft und Wald beginnt. So etwa mit der ›Fokussierung‹ der Landschaft in der ›Sächsischen Schweiz‹ seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Was zunächst als Interesse an zahlreichen empfindsamen Parkanlagen in der Dresdener Umgebung beginnt, »wich bald der Sehnsucht nach unberührter, nach ›wilder und roher‹ Natur. Weite Landschaft symbolisierte Ursprünglichkeit«.

Die aufkommende »Sehnsucht« zu befriedigen, werden Aussichtstürme oder -hügel errichtet.[696] Diese Bauwerke sorgen für »Rundumsicht (Horizontalpanorama)« oder die Realisierung »verschiedene[r] Sichtachsen«[697] und schaffen so schon einen riesenhaften Park. Beim Bemühen um ein Theater der »Verbindung der ganz wilden und rohen Natur mit der sanften und cultivirten«, wie das 1804 Wilhelm Lebrecht Götzinger beschreibt, bleibt die Frage, wie ›uncultivirt‹ die ›rohe‹ Natur sei. Roh sind allenfalls die Sandsteinfelsen, die dort wachsenden Fichten offenbar aber angepflanzt. In der »Frühzeit des Fremdenverkehrs« werden die »Bergeshöhen« noch »nahezu unbewaldet[]« dargestellt, 1804 behindern die Nadelbäume bereits häufig den Ausblick.[698]

Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert wird desgleichen der Wald als ›stehendes Heer‹ oder als ›Kathedrale‹, ›Waldesdom‹ – bzw. umgekehrt, die gotische Kathedrale als ›Wald‹ – wahrgenommen. Derartigen Formationen gemein ist eine Ordnung, eine erkennbare Architektur, die dann als ›natürliche Formation‹ zurück projiziert wird. Zur »dichterische[n] Verherrlichung«,[699] Monumentalisierung, mythischen Projektion ist der Kunstwald hier kein Widerspruch, vielmehr besteht eine wech-

695 Ebda., S. 190.
696 Vgl. Martin, Andreas: Fokussierte Landschaft. Aussichtstürme in der Sächsischen Schweiz, in: Brednich, Rolf Wilhelm et al. (Hg.): Natur – Kultur, S. 177ff.
697 Ebda., S. 180f.
698 Vgl. ebda., S. 180ff.
699 Küster, a.a.O., S. 191.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

selseitige Bedingung.[700] So schreibt der Oberforstrat H. Burckhardt 1855 in seinem »Beitrag zur Holzerziehung«:

»Die lebendigen Monumente der Väter, die stattlichen Bäume, sie haben eine weitere Bedeutung, als bloß Quelle des Geldeinkommens zu sein. – Die Zeit der heiligen Haine ist längst zwar vorüber; aber noch heute senkt der stille erhebende Wald jenen Frieden in das Gemüth des einsamen Waldbesuchers, den ihm das Gewühl der Menschen nicht beut.«[701]

Solche »Monumente« aus »auffällige[n] edle[n] Holzarten« sollen zur Aufwertung »[h]istorisch interessante[r] Punkte« oder »wichtige[r] Betriebspunkte« entweder dort gepflanzt oder, falls vorhanden und »es der Waldbestand erlaubt«, erhalten werden. »Die Ruine, die Felswand beraube nie ganz ihres Baumschmucks, und auf der abzutreibenden Berghöhe erhalte wo möglich einige standhafte Bäume als Wahrzeichen der weiten Umgegend.« Zusätzlich sollten Forstwege »gefällige Biegungen« aufweisen, der ›Waldmantel‹ solle nicht per Axt aufgeästet, oder der Bestand mit »freundlichem Laubholz« ummantelt werden.[702] Solche Kulissen sind auch Ende des 18. Jahrhunderts bereits umgesetzt worden, als Alleen innerhalb der Forste.[703] Küster bemerkt, dass Förster, die »landschaftsästhetisch[e]« Prinzipien wie die Burckhardts angewendet hätten, was heute in Forsten noch beobachtbar sei, »sich nicht sehr wesentlich vom Gestalter eines (englischen) Landschaftsparks des 19. Jahrhunderts« unterschieden. Auch Burckhardt selbst sei das aufgefallen. Umso brüsker weise er »Gartenanlagen« als nicht waldgemäß zurück und bei »s.g. Forstgärten« könne die »Künstelei« Geldverschwendung sein, »ohne durch Nutzen oder Schönheit zu befriedigen«. Auch hinsichtlich des Lehrbuchs für Forstästhetik von Heinrich von Salisch (1885) hält Küster es für interessant, dass Kunstwälder »schon im 19. Jahrhundert« unter Aspekten der »kulturellen Bedeutung« und der »Wohlfahrtsfunktion« betrachtet würden.[704] Überraschend ist das aber nicht.

Der Wald der Aufklärung, schreibt Harrison, sei einer, der »völlig unter [den] Begriff des Nutzens« falle, genauer: der »l'utilité publique«, worunter seine Eigenschaften als Lieferant von Brennstoff und Bau-

700 Zur Entstehung »heiliger Hallen« aus hochdurchforsteten Buchenreinbeständen: Kap. ›Heilige Hallen‹ I.
701 Burckhardt: Säen und Pflanzen nach forstlicher Praxis; zit. n. Küster, a.a.O.
702 Vgl. ebda.
703 Vgl. Küster, ebda., S. 188.
704 Vgl. ebda., S. 192.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

material, als Quelle von Steuern ebenso fallen, wie seine ästhetischen Qualitäten als Landschaft oder Park.[705] Sein Gewährsmann ist »Monsieur Le Roy«, Aufseher in Versailles und Autor des Artikels »forêt« in Diderots und d'Alemberts »Encyclopédie« (1765). Dieser Artikel offenbare »die Mentalität, die dann die Zukunft der Forstverwaltung in Europa und den Vereinigten Staaten beherrscht«, womit Le Roy »als das neue Waldorakel« fungiere.[706] Er definiere »forêt« als »ausgedehntes bewaldetes Gebiet im Gegensatz zu den kleineren Gebieten«, den »bois«, reduziere ihn dabei »technisch auf Grünpflanzen«, eine bloße Ansammlung von Holz »aller Altersklassen und Arten«. Schon immer seien Wälder wegen ihrer enormen Schutzwürdigkeit »als das Eigentum des Staates betrachtet und in seinem Namen verwaltet worden«, zitiert Harrison Le Roy, der hierzu auch in doppelter Ironie die Eichen-Orakel der Druiden zähle. Hier werde die »projektive[] Vergangenheits-Loslösung der Aufklärung konkret, per Geschichtsklitterung der Staat ideologisch als »universelle[r], transzendente[r] Hüter des nationalen ›Eigentums‹ betrachtet, Entmystifizierung des Sakralen zugunsten des einzig heiligen Werts, des »öffentlichen Interesse[s]«, betrieben.[707] Nicht nur beraube der »Encyclopédie«-Artikel die Wälder einer »symbolischen Dichte [...], die sie einst besessen haben mögen«, auch Tiere würden hier kein einziges Mal erwähnt. »Der Wald als Lebensraum ist verschwunden.«[708] Übrig bleibe nichts als ein Konglomerat von Objekten, deren größtmögliche Nutzenausbeute der Kompetenz der Forstverwaltung, den gesammelten Erfahrungen und Beobachtungen der Förster unterliege. Hier zeige sich der »Hyper-Humanismus« des gesamten »Encyclopédie«-Unternehmens, jener »große[n] Apologie für Sensualismus, Empirizismus und eine[r] Art Proto-Positivismus«, was nur scheinbar im Widerspruch zur Sinnes-Negation und zum »mathematischen Deduktionismus« cartesianischer Prägung stehe, »doch in Wahrheit« nur ein Verzicht »auf Descartes' Metaphysik« sei. Übereinstimmung bestehe in der Auffassung vom »Subjekt der Erkenntnis und den Objekten seiner Analyse«. Identisch sei der ›Humanismus‹, dessen »Erfüllung« in der »Beherrschung und Inbesitznahme der Natur« bestehe.[709] In der Tat verweist auch Kutschmann auf die »strengste[n] Maßstäbe an die Selbstlosigkeit und Enthaltsamkeit des Beobachters«, der »Absichtslosigkeit«, wie sie unter dem Stichwort »Observateur« in der »Encyclopédie« po-

705 Vgl. Harrison, a.a.O., S. 147.
706 Vgl. ebda., S. 149.
707 Ebda., S. 142f.
708 Ebda., S. 148.
709 Ebda., S. 144.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

stuliert werden, was den Forderungen schon Bacons entspreche. Nur so garantiere sich der »reine[]« und »rein ›lichtbringende[]‹ Charakter« des Experiments, das als »ein *selbstläufiger, autonomer Prozeß der Natur* begriffen« werde. Es gehe darum, per »Beobachtung« die Natur aufzuspüren und ihrem »Diktum« zu folgen.[710] In dieser Weise lässt sich auch Le Roy verstehen. Neben dem Utilitarismus des Praktikers in den Ländereien von Versailles geht es ihm um Beobachtung der Bäume, die er sich distanzierend vom Leib hält, um der ›reinen Natur‹ zu ›folgen‹.[711] Das bedeutet, den genauen jeweiligen »Wachstumszyklus« der Baumarten zu kennen,[712] ihre Naturgesetzlichkeit sozusagen. Natur »zu verunstalten« bzw. »zu entstellen«, wie es im »Observateur«-Artikel heißt,[713] sieht Le Roy etwa in der Praxis, Bäume zu sakralisieren. Derartige ›Entstellungen‹ entspringen dem Rationalismus aus einer fehlenden oder ungenügenden Trennung von Geist und Körper(n).

Das wissenschaftliche Entsinnlichungspostulat transportiert einen sozialen Prozess. So aber wie »der mittelalterliche Mensch« kein weitgehend »leeres Gefäß«[714] ist, das sich im Zivilisationsprozess äußere Zwänge internalisierend zunehmend anfüllt, kann ›Entsinnlichung‹ nicht eine dementsprechende Leerung des ›Gefäßes‹ sein. Wenn der menschliche Körper »ein geschichtlicher Vorgang«[715] ist, ist er das inklusive seiner Sinnlichkeit. Alles andere würde auf eine Leugnung der Verflechtung von Körper/Wahrnehmung (ihren Formierungen) und Gesellschaft (inklusive der Widersprüche) hinauslaufen. Die propagierte Herauslösung aus sinnlicher Nähe schafft Sinnlichkeit nicht ab (wie sie behauptet), sondern spezifisch neu. Das Erkennen, die ›höchste Lust‹, liegt dann in der beherrschenden Distanz. So liest sich der »Observateur«, der sich mit Physik und Astronomie befasst, an entscheidender Stelle wohl nicht zufällig wie eine voyeuristische Phantasie.[716]

710 Kutschmann, a.a.O., S 263ff.
711 Vgl. ebda., S. 264.
712 Vgl. Harrison, a.a.O., S. 146.
713 Zit. n. Kutschmann, a.a.O.
714 Sonntag, a.a.O., S. 147.
715 Lippe, Rudolf zur: Am eigenen Leibe, in: Kamper/Wulf (Hg.): Die Wiederkehr des Körpers, S. 28.
716 Es wird unterschieden zwischen zwei differenten Typen von Physikern, dem »Beobachter« (dem wirklich »großen« Wissenschaftler), der die Phänomene untersucht, wie die Natur selbst sie ihm zeigt, und dem experimentellen Physiker, der »sich selbst einbindet«, so die Natur nie allein als sie selbst sieht und sie deshalb immer stärker »bloß zu legen« trachtet. Der Beobachter bedient sich nur seiner Augen, was völlig ausreicht, denn »die Natur [ist] für den, der die Augen hat, entschleiert und nackt«, schlimmstenfalls ist sie »nur von einem schleierartigen leichten Gewebe

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Interessant ist an Harrisons Darstellung daher nicht seine Kritik der »Aufklärung«, interessant sind die Missverständnisse.

»Für diese Art von aufgeklärtem Humanismus, den Le Roy teilt, kann der Wald als geweihter Ort von Orakelverkündigungen, als Ort seltsamer oder monströser oder bezaubernder Erscheinungen, als imaginäre Stätte lyrischer Nostalgie und erotischer Irrfahrten, als Naturschutzgebiet, in dem wilde Tiere in Sicherheit vor den Verheerungen der Menschheit wohnen können, die das Geschäft betreibt, sich um ihre ›Interessen‹ zu kümmern, nicht zur Debatte stehen. Es kann nur die Ansprüche der menschlichen Beherrschung und Inbesitznahme der Natur geben – die Reduzierung von Wäldern auf Nutzanwendung.«[717]

Der elisabethanische Waldhüter Manwood hingegen verstehe den Forst noch als »Naturschutzgebiet«, vor allem auch für die dortigen Tiere, als »Zufluchtstätte«, Markierung der »Grenzen menschlicher Ausbeutung der Wildnis«.[718] Die so geschützte Natur sind aber nicht die Pflanzen und Tiere (um ihrer Existenz willen), geschützt wird die ›Natur‹ des Königs. ›Wildnis‹ ist hier ebenfalls nicht zwingend, der Forst kann eigens neu gegründet sein. Zudem gibt es auch noch zu Zeiten Le Roys Bannforsten, in denen Wald und Jagdwild des Herrschers vor den »Verheerungen« des ›Pöbels‹ ›geschützt‹ sind.

Wichtiger allerdings ist, dass die neuen (Kunst-)Wälder des »aufgeklärten Humanismus«, oder andere, ältere, von Menschen stark geprägte oder geschaffene Wälder sehr wohl als ›geweihte Orte‹, Stätten ›seltsamer‹, ›erotischer‹, oder nostalgischer Erfahrungen wahrgenommen werden – und sei es in Gegnerschaft zur Aufklärung. Inspiriert durch Klopstocks Ode »Der Hügel und der Hain« bildet sich 1772 der Dichterbund »Göttinger Hain« in der Nähe der Stadt im »Weender Eichenhain«, einer »alte[n] Hutelandschaft mit weit ausladenden Eichen; die Bäume hatten in die Breite wachsen können und respektable Umfänge erhalten. Sie waren sicherlich alt, wenn auch nicht so alt, daß der

bedeckt, durch welche das Auge und die Reflexion mühelos hindurchdringen«. Er »erwartet nichts von den Resultaten«, auch seiner Vorgänger, aber er ist sehr begabt, »geht Schritt um Schritt hinter der Natur her, entschleiert die geheimsten Mysterien«, wobei ihn alles »in Erstaunen« versetze, instruiere. Alle »Resultate sind für ihn gleich, weil er nichts von ihnen erwartet«. Der Experimentator hingegen will »die Maske« abziehen, die die Natur »unseren Augen verhüllt«, eine bloß »vorgebliche Maske«, die »nur in der [...] für gewöhnlich hinlänglich beschränkten Vorstellung des Experimentators« existiere. Zit. n. Kutschmann, a.a.O.

717 Harrison, a.a.O., S. 149.

718 Ebda., S. 148.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

germanische Barde schon unter ihren Ästen einst gewandelt wäre«.[719] ›Deutsche Eichen‹, ›erlebte‹ Symbole für »Freiheit und Vaterland«, Ort des Schwärmens und der Erschütterung.[720] Es sei »etwas sehr Merkwürdiges«, meint Küster, die Bäume »als Symbole der urwüchsigen Natur richtiggehend zu verehren«, sei doch ihr bizarrer Wuchs Ergebnis ihrer Nutzung zur Viehweide. Inzwischen wird das Vieh in Koppeln und auf Wiesen getrieben. Die Bäume als »Elemente der Kulturlandschaft« aber werden in dem Augenblick mythisch aufgeladen, in dem sie ihren Zweck verloren haben und hierfür nicht mehr eigens geschützt werden.[721] Dabei ist die ökonomische Funktion dieser ›Haine‹ auch in Dichterkreisen bekannt. Lessing 1778, Gottlieb Conrad Pfeffel 1796 und ein Jahr später Schiller begegnen dem »zeitgenössischen poetischen Eichen-Rauschen« spöttisch mit dem Hinweis, dass die Bäume nichts als Schweinemäster seien.[722] 18 Jahre vor der Entstehung des »Hainbundes« kritisiert Johann Georg Bärens die »Göttingische Gegend« dafür, dass sie »mehr für die Haußhaltung, im geringsten aber nicht für die Ergötzlichkeit bebauet ist. Denn nicht zu gedencken, daß kein einiger öffentlicher Garten anzutreffen sey«, seien auch die privaten Anlagen ästhetisch uninteressant.[723] Allzusehr von ökonomischen, nützlichen Aspekten scheint ihm unter seinen »Wahrnehmungsbedingungen«[724] die Umgebung geprägt. 1765 werden »im Zuge der Entfestigung« Göttingens an einer Stelle Stadtmauer und Wall beseitigt, eine seit 1738 vorhandene Doppelallee wird nun außerhalb der Stadt verlängert: »eine Verlängerung der Sichtachse, eine optische Annäherung zwischen dem städtischen Raum und der umgebenden Natur«.[725] Es folgt eine Umfassung der Stadt, »auf Wallhöhe« mit Hainbuchenhecken, darum »eine

719 Küster, a.a.O., S. 181.
720 Vgl. ebda.
721 Vgl. ebda., S. 182. Vergleichbares gilt für die von C. D. Friedrich häufig gemalten ›knorrigen‹ Bäume. ›Alte deutsche Eichen‹ werden auch im Park des Herzogs von Dessau in Wörlitz ›erlebt‹, also in eindeutig zu ästhetischen Zwecken gebauter Landschaft, so 1779 von Johann Heinrich Abegg. Ebda. Vgl. Best, Otto F.: Die blaue Blume im englischen Garten, S. 103ff.
722 Vgl. Lindemann, Klaus: In den deutschen Eichenhainen webt und rauscht der deutsche Gott, in: Semmler, Josef (Hg.): Der Wald, S. 206ff.
723 Zit. n. Schwibbe, Gudrun: »....so liegt die schönste Landschaft vor den Augen ausgebreitet...«. Zur kulturellen Konstruktion von Stadt und Natur in historischen Wahrnehmungen, in: Brednich et al. (Hg.): Natur – Kultur, S. 446.
724 Schwibbe, ebda.
725 Ebda., S. 446f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Doppelreihe von Linden«.[726] In dieser zum »Panorama« entwickelten Landschaft wird der Hainberg in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zum populärsten Aussichtspunkt, aber auch »Fluchtort aus der Gesellschaft«.[727]

In Frankreich ›erfindet‹ in den 1830er Jahren Claude François Denecourt das »romantische Wandern« im traditionellen Königsforst von Fontainebleau. RomantikerInnen von Victor Hugo bis George Sand »adoptier[en]« ihn als »Schutzgeist des Waldes«, habe er doch die ausgedehnten Eichenwaldungen der »königlichen Geschichte und dem kaiserlichen Staat entrissen und es dem Volk zurückgegeben«, genauer: »den städtischen Bohemiens« nebst einigen »bezaubernd malerischen« Zigeunern oder Hirten. Denecourts »außerordentliche[] Erfindung« ist der Waldweg.[728] Eigentlich hat er damit eine ›romantische‹ Variante der cartesianischen Methode kreiert. Zwar gibt es schon länger »das Netz der Kreuze und sogar Karten und Führer«, aber alle sind »grotesk rudimentär«. Denecourt beschließt, in die dichten Wälder »einzudringen, sie zu vermessen und kartographisch zu erfassen«. Nicht statistisch und inventarisierend wie staatliche Landvermesser, »sondern anschaulich beschreibend, ja poetisch«. Er wandert und hinterlässt sorgfältig Markierungen mit dem Plan, »ein Maximum an Einsamkeit mit dem garantierten Fehlen von Schrecken zu vereinbaren, wobei er wie ein Ingenieur des Pittoresken berechnete, wie er die eindrucksvollsten, verschiedenartigsten und angenehmsten Aussichten erzeugen konnte«.[729] Es entsteht ein Programm aus »bequeme[n] Wege[n]« und »leichte[n] Klettertouren«, nach berühmten Dichtern oder Herrschern benannten eindrucksvollen Bäumen, Grotten wie der »Druidenhöhle«. Es werden jährlich »petit[s] indicateur[s]« herausgegeben. Das Unternehmen besteht in den 1850er aus 20 markierten Routen und Dencourt wird nach langen Auseinandersetzungen mit den staatlichen Behörden schließlich zum Kurator ernannt und stellt ein »ganzes Korps« von unifomierten Aufsehern ein.[730]

Zwar gehen hier die Wege der Methode nicht unbedingt gerade durch den Wald, aber das ist längst nicht mehr vonnöten. Abweichungen bedeuten nur ein Maß an Naturbeherrschung, in dem nun ›Poesie‹ die Linien auflockern kann. Das ändert nichts an der »strategischen Topographie«, der Inbesitznahme, Benennung, Klassifizierung und Kartogra-

726 Ebda., S. 448.
727 Ebda., S. 450ff.
728 Vgl. Schama, a.a.O., S. 584f.
729 Ebda., S. 591f.
730 Vgl. ebda., 597.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

phierung, der Schaffung von »Ordnung in den Dingen«.[731] Und, für Fontainebleau ist der Wald auf Nutzanwendung reduziert. Die Besucher aber erleben und fühlen Mythen und Wildnis. Dabei ist das Risiko des Sich-Verirrens noch geringer als in absolutistischen Irrgärten.

Auch im Forst ist der geordnete Aufmarsch der Colbertschen Stände ausgesetzt. Mit »der Festigung der napoleonischen Diktatur« wird in Frankreich zwar »eine strenge Forstaufsicht«, forstpolitisch aber eine den Maßnahmen in Preußen entgegengesetzte Linie etabliert. Während hier, orientiert an »der internationalen Bauholzkonjunktur« der Hochwaldbetrieb kontinuierlich ausgebaut wird,

»orientierte sich die französische Forstpolitik überwiegend an den Interessen der Eisenindustrie und der Brennholzverbraucher: Die Umtriebszeiten wurden gesenkt, ja sogar Hoch- in Niederwälder verwandelt. Die Hochwaldwirtschaft wurde als ›deutsche Theorie‹ bezeichnet, gegen die man die Natur und den französischen Waldbau zu verteidigen habe«.[732]

Der französische Waldbau verteidigt mittlerweile die Natur. Denn tatsächlich rücken inzwischen an der Ostgrenze preußische Heere aus Fichten an.[733]

Das Verschwinden von Werden und Vergehen

Ab Mitte des 17. Jahrhunderts ist die »Policey« als »offensive Durchsetzung einer gesellschaftlichen Ordnung und Rollenzuweisung« in den Forsten zum einen »der systematisierte Kampf gegen die Wilderei und die ritualisierte Ausgestaltung der barocken Jagdspektakel«.[734] Forstpolizei bedeutet um 1800 bereits auch die Durchsetzung eines geordneten, einheitlichen Waldbildes, dass sich auch bezüglich seiner Holzmasse und des Werts erfassen lässt. »Der Autor eines Lehrbuchs der ›Waldwirtschaft und Forstpolizei‹ von 1798 wetterte, daß diejenigen, die die Rückkehr zur unregelmäßigen Plenterwirtschaft vorschlügen, als Verrückte oder Schädlinge des Landes verwiesen werden sollten.«[735]

Seit Anfang des 18. Jahrhunderts wird die »Policey« verwissenschaftlicht, entstehen universitäre Lehrstühle für »Oeconomie, Policey und Cammer-Sachen« in Halle und Frankfurt/Oder, es folgen bis Jahrhundertende derartige Professuren an 23 von 36 deutschen Universi-

731 Ebda.
732 Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 145f..
733 Vgl. Kap. Der Aufmarsch der Soldaten.
734 Spehr, Christoph: A.a.O., S. 76f.
735 Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 163.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

täten.[736] Hier, wo sich die neue »Gebrauchswissenschaft« (für die Verwaltung von Domänen, Regalien, Steuern, Finanzen, Politik, Polizei, Soziales) Kameralistik, »rationale[s] Naturrecht« und »geometrische[s] Methodenideal« verbinden, ist der Ursprungsort der Metapher »Staatsmaschine«.[737] In der »politischen Ökonomie« werden die ehedem »hauswirtschaftlich-patriarchalen« Strukturen auf den Staat, die »camera« übertragen, der »Suprematie« des Landesfürsten (in Deutschland) bzw. Königs (in Frankreich) unterworfen, eine Transformation ökonomischer wie politischer Herrschaft auf eine Person. Zur Beförderung »der allgemeinen Glückseligkeit«, wie das die Theoretiker des Kameralismus und Merkantilismus versichern.[738] Das Forstwesen gelangt Mitte des 18. Jahrhunderts »in die Hände der Gelehrten und Ökonomen; man suchte mit demselben Naturlehre, Botanik und Mathematik zu verbinden und das Forstwesen selbst zu der Würde einer Wissenschaft zu heben«, wie es 1795 im »Versuch einer Geschichte der deutschen Forstwirtschaft« heißt.[739] Seither pendelt die Forstlehre zwischen Biologie und Ökonomie, häufig, aber ohne »dauerhaften Erfolg« sind Versuch einer Anbindung an die Nationalökonomie.[740] Es entsteht eine umfangreiche Infrastruktur für Holzzucht. Und so entstehen einerseits in Deutschland, besonders in Preußen, vielfach Baumschulen (vor allem seit dem 19. Jahrhundert) – schon, weil gepflanzte Jungbäume besser gegen Wildverbiss geschützt sind, als Sämlinge[741] – ebenso »von Norddeutschland ausgehend [...] forstliche[] Lehranstalten«,[742] andererseits in Rück- bzw. Wechselwirkung der vegetativen Metapher Kindergärten. »Der Stand des Forstbeamten wurde zum qualifizierten Beruf, und die ›Baumzucht‹ wurde im späten 18. Jahrhundert ein angesehenes Gewerbe, das der damals ebenfalls im Aufstieg befindlichen Pädagogik, der ›Kinderzucht‹ gerne als Vorbild hingestellt wurde.« In »scharfe[m] Kontrast« zum bisherigen Bild des Försters zwischen Jagdvorrang und Korruption, setze sich nun das Bild des korrekten, gesetzes- und theoriegetreuen Beamten durch, dessen Ziel die Waldzüchtung »auf einen maximalen Holzertrag hin« ist.[743] In den zur Umgestaltung vorgesehenen Gegenden wird dieses Bild nicht geteilt.

736 Vgl. Sonntag, a.a.O., S. 151.
737 Stollberg-Rilinger, a.a.O., S. 75f.; vgl. Sonntag, a.a.O.
738 Vgl. Sonntag, ebda., S. 150; Stollberg-Rilinger, ebda., S. 77.
739 Zit. n. Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 162.
740 Vgl. ebda.
741 Vgl. Küster, a.a.O., S. 190.
742 Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 177.
743 Ebda., S. 177f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

In seiner mentalitäts- und sozialgeschichtlichen Untersuchung des Waldes der frühen Neuzeit im Pfälzer Raum befasst sich Joachim Allmann mit dem Fortschritt von Forstwirtschaft und -wissenschaft, dem Beginn eines »naturwissenschaftlichen Waldbaus«, der die Vermessung und Kartierung der Ländereien notwendig machte:

»Bis 1790 war mehr als ein Drittel der kurpfälzischen Wälder vermessen, entsprechend beschrieben und Nutzungspläne dafür angelegt worden. Mehrfach habe ich betont, daß diese neuartigen Methoden und Nutzungsabsichten die traditionellen Nutzungen erheblich einschränkten und das Antlitz der Wälder veränderten, ohne die Ansprüche und Gewohnheiten der traditionellen Nutzer gebührend mitzuberücksichtigen. Ein Höchstmaß an Holz zu erzielen war ihr Anliegen jedenfalls nicht, im Gegenteil waren die traditionellen Nutzungen in der Periode eines vehementen Bevölkerungswachstums unverzichtbarer denn je. Es war jedoch der Wunsch nach dem höchsten Ertrag, der die Forstbediensten nun auch in jene Regionen vordringen ließ, die vorher kaum betreten worden waren und stellenweise auch am Ende des 18. Jahrhunderts noch Urwaldcharakter besaßen.«[744]

Dieser Charakter aber widerspricht den Erfordernissen eines wissenschaftlich-ökonomisch geregelten Umgangs mit Wald:

»Die urwaldartigen Zustände waren in den Augen von Forstleuten wie von Buchwitz oder Kling [kurpfälzische Hofkammerforsträte des späten 18. Jahrhunderts; M. T.] nicht erfreulich, weil sie allzu unterschiedliche Altersklassen auf engem Raum versammelten, nur schwer den Holzertrag abschätzen ließen, die Planung kompliziert war und eine Einrichtung nur allmählich stattfinden konnte.«[745]

Ein Umstand, dem nur durch die wissenschaftliche Rekonstruktion der Natur beizukommen ist:

»Der Raum wurde wissenschaftlich erfaßt und geometrisch vermessen. [...] Hand in Hand mit der Neudefinition des Raumes ging die Neudefinition des Waldes, öde Flächen durfte es in ihm nicht mehr geben, und unerschlossene

744 Allmann: Der Wald in der frühen Neuzeit, S. 202. Allmann verweist auf die Schwierigkeit, das tatsächliche damalige Erscheinungsbild der Wälder aus heutiger Sicht beurteilen zu können, da die zeitgenössische Literatur den »Suchenden weitgehend im Stich« (ebda., S. 207) ließe, weshalb er sich weitgehend auf Gemälde bezieht.

745 Ebda., S. 210.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Urwälder auch nicht. Wald wurde zur Holzproduktionsfläche, die intensive neuzeitliche Nutzung dadurch dringend.«[746]

Vermessungen, wie sie gut ein Jahrhundert zuvor auch in Frankreich stattfinden: »Wagenladungen von Männern mit langen Perücken und langen Röcken, mit Meßlatten und Spulen von Roßhaarschnur ergossen sich in die Wälder der Normandie, Niederburgunds und der Ile de France« mit dem Ziel der Totalerfassung. So werden auch Privat- und Gemeindewälder aufgenommen, wenn sie flussnah liegen und so dem Staat potentiell nützlich sind.[747]

Zwei Kardinalaufgaben bestimmen die Forstwissenschaft. Zuerst die Bestandsaufnahme, »die ›Taxierung‹ der Forsten«, Berechnung der »enthaltenen Holzmassen und des jährlichen Zuwachses«. Um das exakt ermitteln zu können, »ergab sich eine Vorliebe für den Kahlschlag und die Begründung von Reinbeständen«.[748] Und: »In Fragen des Forstwesens hängt alles vom Zeitpunkt ab.« So dienen die Kenntnisse der unterschiedlichen Böden, Lagen, klimatischen Voraussetzungen und Wuchskennzeichen der Bäume einzig der »Festlegung des richtigen *Zeitrahmens* für das Fällen von Bäumen«.[749] Beides führt zwangsläufig zu einem Ziel, der Umgestaltung ganzer Landschaften, der Neubegründung homogener ›Wälder‹ und Landschaften. Der Agrarreformer und Pfarrer Johann Friedrich Mayer, »Gipsapostel« wegen seiner Propagierung von Gipsdüngung genannt, schildert 1773, was es zu ›verbessern‹ gibt:

»Hier sehe ich eine Wiese, da wieder einen Busch, dann einen Acker und wieder Wald, alles durcheinander, alles ist Irrgarten: See, Wald, Äcker, Büsche, Wiesen, Huten, Gärten wechseln stets ab: das Land sieht finster, wild, ist Einöde, voller Sumpf, kalt, windicht, rauh, arm und durchaus nicht fruchtbar. Das Wildbret ist Herr und der Bauer ist dürftig, so gebeugt im Elende wie der Sklave. [...] Öffnet doch die Feldungen und legt sie der Sonne zur schwängernden Erwärmung so für! Haut die so zerstreuten Waldungen nieder, gebt jedem seinen schicklichen Ort: Wiesen und Äcker leget zusammen in Ebenen und Tälern aneinander! Die Wälder säet auf Berge, umzäunt da, und verschließt zda das schädliche Wild!«[750]

Agrarreform und Philanthropie sehen hier in Personalunion einen wesentlichen Grund der Versklavung der Bauern: die schreckliche Unord-

746 Ebda., S. 210f.
747 Vgl. Schama, a.a.O., S. 198f.
748 Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 162f.
749 Harrison, a.a.O., S. 146.
750 Zit. n. Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 146.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

nung der Landschaft. Abhilfe sollen nicht nur strikte Entmischung bringen, sondern auch ein ökonomisches Zeitgefüge. Und dieses Zeitgefüge muss sich auch in den Dingen wiederfinden, in den Bäumen und Forsten.

Allmann skizziert für die Pfalz des ausgehenden 18. Jahrhunderts die planmäßige Vereinheitlichung der Landschaft, den »aufgeklärten Zugriff« auf den Wald:

»Der erste Distrikt des ›Vorholz‹ stand nicht zuletzt darum an erster Stelle, weil er ein mittelmäßig bewachsener alter Eichenwald war, der keinen Wertzuwachs mehr erwarten ließ: Je ›länger dieser Wald so stehen bleibt desto mehr wird er an seinem Werth verlieren‹, lautete das Urteil, weil die Bäume wegen ihres hohen Alters nicht mehr wachsen würden. Was als Weidewald geschützt worden wäre, sollte nun gefällt werden. Der zweite Distrikt hingegen sollte – je nach späterem Bedarf – noch dreißig oder zehn Jahre stehen bleiben, während Teile des dritten Distriktes vom wachstumsbehindernden Weichholz zu befreien waren. Distrikt vierzehn sollte, sobald die Reihe an ihn kam, ganz niedergehauen, hingegen Distrikt fünfundzwanzig für die Nadelholzsaat vorbereitet werden. Alle Maßnahmen wurden, wie aus den Anmerkungen hervorgeht, mit ›Notwendigkeiten‹ begründet, die zusammen mit den ›Gegebenheiten‹ dafür ausschlaggebend waren, ob Hochwald oder Schlagwald, Laubholz oder Nadelholz der Vorzug gegeben wurde. [...] Die Bedienten des Kurfürsten und der übrigen Landesherren planten den An- und Abbau der Wälder sowie die Veränderung der Artenzusammensetzung, nicht nur als eine Art überdimensionalen Ackerbau, sondern, was wichtiger ist, die Verwendung des Holzes für generationenübergreifende Zeiträume, die, auch wenn nur eine vierzigjährige Umtriebszeit vorgesehen war, länger dauerten, als jede Generation in der linksrheinischen Pfalz seit Jahrhunderten eine Periode halbwegs gesicherter Existenz erlebt hatte«.[751]

Die Einführung der linearen Zeit? Bisher hatte die ortsansässige Bevölkerung traditionell erfahrungsorientiert – fern jeden ›wissenschaftlichen‹ Waldbaus – die Natur weitgehend extensiv genutzt und dabei hatte ihr planerisches Denken, schon aufgrund der ökonomischen Voraussetzungen, nie den Zeitraum einer Generation überschritten.[752] Ihre Position im festgefügten Universum der ständischen Gesellschaft ließ ihnen gar keine andere Möglichkeit, als die der bloßen physischen Reproduktion. Zyklische Zeit, zumal aus der Sicht des fortschrittsgläubigen aufgeklärten Absolutismus.

751 Allmann, a.a.O., S. 203.
752 Vgl. ebda.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Die Wahrnehmung des ›Waldes‹ – von Natur überhaupt – ist immer auch ein Problem der Wahrnehmung von *Zeit*. In der abendländischen Zeitphilosophie haben sich im Wesentlichen seit Augustinus zwei mögliche Auffassungen vom Verlauf der Zeit durchgesetzt: die zirkuläre oder zyklische Zeittheorie geht davon aus, dass die Erde und das Leben auf ihr mehr oder weniger gleich bleibt, dass Veränderungen Wiederholungen sind, oder zu solchen führen; die lineare Zeittheorie demgegenüber spricht von einer stetigen, fortschreitenden Veränderung.

Die »Legitimität der Neuzeit«, schreibt Burckhardt im Rückgriff auf Blumenberg, basiere auf der »Mechanischen Uhr«. Mit ihr scheine »erstmals [...] die *Zeit selbst* entziffert« zu werden, eine »Ablösung aus der Natur« stattzufinden, besser: »aus jenem System der Entsprechungen und Analogien, wo die gemessene Zeit stets als ein Echo der sie umgebenden Natur begriffen wurde«. Mit dem Räderwerk vollzieht sich eine »handgreiflich[e]« Emanzipation der Zeitmessung von diesen Echos des Schwindens, Verrinnens, Fließens, Schmilzens, wie das mit Sonnen-, Sand-, Wasseruhren oder Kerzen wahrnehmbar war. Zeit repräsentiert nicht mehr die Elemente, sondern steht für sich selbst, sie kann jetzt beliebig produziert werden, »unabhängig von aller Periodizität, von Tag und Nacht, Ebbe und Flut, von Sternenhimmel und Sonnenstand«.[753] Wirklich, körperlich erfahrbar wird diese Zäsur erst mit der Ablösung festgefügter menschlicher ›Naturen‹. Die lineare Zeit ist die ›ökonomische Zeit‹, die Zeit kapitalistischen Produzierens, weil Körper als Besitzer von Eigenschaften nicht fort-schreiten können. Die ›physische Egalisierung‹ führt zu sozialer Ungleichheit, aber auch zu neuer, wissenschaftlich fundierter, physischer Ungleichheit. Auch die zyklische Zeit ist nicht obsolet geworden, sie erhält eine neue Bedeutung. Es entstehen zwei unterschiedliche Körper, männlicher und weiblicher.[754] Ihnen zugeordnet werden ›Kultur‹ und ›Natur‹, und damit lineare und zyklische Zeit. Erstere entspricht dem männlichen Prinzip der kulturellen Entwicklung, des Fortschritts, der Ordnung und des Gesetzes, der *Zweifelsfreiheit*, letztere dem weiblichen Prinzip der Naturverhaftung, dem Werden und Vergehen, letztlich der Regellosigkeit, dem *Zweifel*; zumal die lineare Zeit als übergeordnetes Gesetz und übersinnliches Phänomen – dem Menschen äußerlich – definiert wird. Werden und Vergehen bestimmen danach auch ›jungfräuliche‹ Landschaften. Erst mit ihrer Inbesitznahme besteht die Möglichkeit, sie dem ›Gesetz‹ zu unterwerfen und damit ihrer ›eigentlichen Bestimmung‹ zuzuführen.

753 Burckhardt, a.a.O., S. 42f.
754 Vgl. Einleitung.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Mit Newtons absoluter, wahrer und mathematischer Zeit, die völlig unabhängig und gleichmäßig fließt, ist Zeit objektiviert, exakt messbar, befreit vom Beigeschmack des *Ungefähren*, von der Unsicherheit menschlicher Sinnlichkeit. Sie bleibt bestimmender Faktor des Lebens, dies aber in einer Form, die sie dem *Geist* erkennbar macht und ihn Macht ausüben lässt; Macht über die Natur mittels Erforschung und Anwendung ihrer ›Gesetze‹.

Die Welt und ihre Natur gehorchen Gesetzen, gehorchen der Zweckmäßigkeit. Deutlich werden Wille und *Möglichkeit,* sie anhand dieser zu reorganisieren, zu rekonstruieren, Fortschritt zu bewirken, ohne – wie im Mittelalter – einer allgegenwärtigen, unveränderlichen göttlichen Schöpfung zu nahe zu treten. Ein Uhrwerk tickt, immer weiter vorwärts: es herrscht die lineare Zeit. Zumindest im philosophischen und naturwissenschaftlichen Diskurs – mag auch das Alltagsleben der breiten Bevölkerung weiterhin der bloßen Reproduktion, der zyklischen Zeit geschuldet sein. Und tatsächlich kommt Bewegung in die Gesellschaft, sie wird mobiler, komplexer. Beschleunigung und cartesianischer Dualismus: Der Leib, die Natur aber steht in seiner Sinnlichkeit dem Fortschritt entgegen, erkennt nicht die Zweckmäßigkeit, die der Natur eigentlich innewohnt. Dort, wo Unzweckmäßigkeit vorherrscht, entsteht der Verdacht einer selbstverschuldeten Abweichung von der Natur – ihrer eigentlichen Bestimmung –, die vom erkennenden Geist korrigiert werden muss. Der Leib, die Frau, die Natur – da, wo sie für sich selbst existieren – sind Horte des *Zweifels*. Es herrscht aber der unbedingte Wille zur Beseitigung des Zweifels. Die zweifelsfreie, lineare Zeit erfährt ihren Einzug in die äußere Natur mit der Nomenklatur der Pflanzen durch Linné. Charles Bonnet notiert 1781: »Wir sehen die Pflanze entstehen, wachsen, blühen und Früchte tragen, wie wir die Zeiger einer Uhr mit unmerklicher Bewegung alle Punkte eines Zifferblattes durchlaufen sehen.« Alles an der Pflanze erscheine »uns [...] mechanisch. Ihr Leben erscheint uns weniger als ein Leben denn als eine einfache Dauer«. Der Mensch pflege die Pflanze (wie das Tier) oder lasse sie eingehen, »ohne etwas zu empfinden«. Der Naturforscher zeigt aber einen nicht unwesentlichen Unterschied bei der Beobachtung und Klassifizierung von Tieren und Pflanzen. Nicht domestizierte Tiere reagieren »mit dem lebensnotwendigen Gebot der Fluchtdistanz« oder gar mit Angriff. Die Pflanze hingegen sei »das unbewegliche und passive Lebewesen. Eine wilde Pflanze ist eine Pflanze, die nicht kultiviert wurde, es ist keine Pflanze, die flieht«.[755] Sie ist damit der ideale Gegenstand der

755 Bonnet, Charles: Contemplation de la nature; zit. n. Delaporte, François: Das zweite Naturreich, S. 152. Vollständig gesichert wird die Existenz

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Analyse und Synthese, natürlicher Automat, der sich weitgehend problemlos als solcher organisieren lässt.

›Natürliche Automata‹: Uhrwerke ticken immer vorwärts. Le Roy teilt, wie schon Colbert, die Bäume in Altersklassen auf: »*taillis*, ein Gehölz jüngerer Bäume bis zu 25 Jahren; *gaulis*, ein Gehölz zwischen 25 und 50 oder 60 Jahren; *demi-futaye*, zwischen 60 und 90 Jahren; und *haute-futaye* oder alte Bäume von über 90 Jahren«.[756] Hier geht es nicht um ›natürliche Lebenserwartung‹, im Gegenteil: die ist im Forst abgeschafft. Um einen maximalen Nutzen aus einem Wald zu ziehen, müsse man exakt den »Wachstumszyklus und den Punkt kennen, an dem er aufhört, mit optimaler Geschwindigkeit zu wachsen«. Noch größer werde der Nutzen, wenn für die Bodenerhaltung gesorgt sei. »Übermäßige Verjüngung« sei wachstumsverändernd »und erschöpft den Erdboden«. Zu starkes Fällen aber könne den Verfaulungsbeginn der Bäume vorverlegen, da die Wurzeltiefe des Bodens nicht unbegrenzt sei. »Der Förster muß über solches Wissen in allen empirischen Einzelheiten verfügen, wenn er den Zeitpunkt des Fällens festsetzen soll.«[757] Dieser Fäll-Zeitpunkt aber entmachtet den »Wachstumszyklus«, das ›Werden und Vergehen‹, und inthronisiert die Naturgesetzlichkeit, die ›Umtriebszeit‹, das heißt den exakt bestimmten Zeitpunkt, ab dem das Massenwachstum des Baumes abnimmt. ›Verfall‹ und ›Tod‹ sollen damit ausgeschlossen werden, sind aber zumindest verpönt. »Für alte Bäume, deren Massenzuwachs abnahm, kam im späten 19. Jahrhundert das Schlagwort ›fauler Geselle‹ auf«.[758] Sie verlieren an Wert. Die Exaktheit der Umtriebszeit ist dabei historisch keine unbedingt feste und auch nicht rein wissenschaftlich bestimmte Größe. Das hochwaldfixierte deutsche Forstwesen nach 1800 verlangt Umtriebszeiten von 120-180 Jahren, obwohl in dieser Zeit häufig die Meinung vertreten wird, dass »alles Laubholz in den ersten 20 Jahren am geschwindesten wachse«. Später liefert die beschleunigte Wirtschaft Gründe für geringere Umtriebszeiten. Für Buchen gelten hier heute 80 Jahre »als optimal. Das Alter, in dem das Wachstum der Bäume kulminiert, liegt viel niedriger, als früher angenommen wurde: bei Kiefern und Lärchen schon bei etwa 30 Jahren«.[759]

linearer Zeit 1859 mit Darwins Selektionstheorie der Entstehung der Arten. Göttliche Schöpfung wird durch Evolution abgelöst. Und doch ist diese Evolutionstheorie zunächst nichts anderes als eine Projektion der Malthusschen Bevölkerungstheorie von 1789; vgl. Kap. Die Natur erhält ein Haus im Kampf ums Dasein.

756 Harrison, a.a.O., S. 142.
757 Ebda., S. 146.
758 Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 164.
759 Ebda.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

In der Forstwissenschaft existieren zwei korrespondierende Fachausdrücke: Sukzession und Klimax.[760] ›Sukzession‹ meint die zeitliche Abfolge der Vegetation, ›Klimax‹ bedeutet hier das durch das örtliche Klima bedingte Endstadium der Boden- und Vegetationsentwicklung. So vollziehe sich von Natur aus die Entwicklung der Bewaldung in Mitteleuropa hauptsächlich – also abgesehen von Sonderstandorten mit besonders feuchten oder kargen Böden oder von der Gebirgsstufe – folgendermaßen: Auf Brachen oder Lichtungen siedeln sich zunächst Spreizklimmergehölze wie Brom- und Himbeeren an, sodann Pioniergehölze wie Salweiden, Birken, Ebereschen, Zitterpappeln, Haselnussträucher etc. Nach und nach erscheinen Ahorn, Eiche, Esche, Hainbuche, Linde, Ulme und Rotbuche. Dieser Laubmischwald entwickele sich sukzessive zum Buchenwald. Damit ist idealtypisch ein ›Endstadium‹ erreicht. Es ist dies eine Entwicklung vom Licht zum Schatten: Licht- und Halbschattbaumarten weichen schließlich den Schattbaumarten, der vorherrschenden Buche, deren dichtes Blätterdach nur noch wenige andere Schattbaumarten wie Linde, Eibe oder Stechpalme zulässt. Das bedeutet keineswegs eine natürliche Verarmung der Vegetation, da lichtliebende Gehölze auch weiterhin am Waldrand existieren und Lichtungen schon allein aufgrund sterbender Altbäume immer neu entstehen.[761] Vegetation als Zeitablauf, als *zyklischer* zumal. Begriffe wie ›Sukzession‹ und ›Klimax‹ aber gehorchen einem *linearen* Zeitverständnis. Die Natur, der Wald scheint zum Stillstand gekommen, still zu stehen, verändert sich nicht mehr, bleibt sich selbst verhaftet. Fortschritt ist nicht (mehr) möglich.

Nach Scherzinger wird inzwischen unterschieden zwischen dem deterministischen Klimaxmodell und dem Zyklusmodell. Das Klimaxmodell bezeichne nur den »ersten Vegetationsaufbau« auf Kahlflächen »als Sukzession im Sinne einer dynamischen Abfolge unterschiedlicher ›Pflanzengesellschaften‹ [...], da es den Schlußwald für statisch-konstant bzw. langfristig ›stabil‹ hält«. Das Zyklusmodell sieht im »Wald zwar Phasen unterschiedlich rascher Veränderung«, aber hier entspreche »seine gesamte Entwicklungsgeschichte einer ununterbrochenen Sukzession, und er kennt keine Statik«.[762] Wie sehr die vorherrschenden »idealisierten« Sukzessionsmodelle, die Naturabläufe beschreiben sollen, tatsächlich an die Vorstellung künstlicher Waldbegründung gebunden sind, zeigen ihre Prämissen. Es wird »von einer baumfreien, im Extremfall so-

760 Vgl. Leibundgut, Hans: Waldbau als Naturschutz. Bern, Stuttgart: Haupt 1990, S. 123.
761 Vgl. Scherzinger, a.a.O., S. 69ff.
762 Ebda., S. 71.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

gar vegetationsfreien Fläche« ausgegangen und von regelmäßigen, einander abwechselnden kompletten Pflanzengesellschaften.[763] »Das Klimax-Modell sieht den Gleichgewichtszustand als Ziel, dem das Ökosystem schnellstmöglich zustrebt«, das in optimaler Klimaanpassung, aber grundsätzlich »unabhängig von den Standortbedingungen«. Nur »der ausgereifte, alte Wald« werde »als ›naturnah‹ taxiert«, jegliche Abweichung, Störung, jeder Eingriff erscheine als »Katastrophe«. Daher sollen »Pflegekonzepte« die »klimaxfernen Sukzessionsphasen möglichst schnell« mittels Pflanzung oder Saat »überbrücken«. Ziel ist der »Schlusswald« als »Normalwald«, dessen »räumliche[] und zeitliche[] Homogenität« eine hohe Artenvielfalt garantieren soll.[764] Tendiert diese Homogenität nicht zu einer Art Altersklassenwald? Zum ›Buchendom‹? Der Klimax-Wald entstammt dem »klassischen Ansatz der frühen Ökologie«,[765] in der der ›Kampf ums Dasein‹ zu einem permanenten Gleichgewicht führt. Normalwald, Standortunabhängigkeit, Stabilität und Homogenität, Hochwald. Prinzipien, die ebenso einen geregelten Forst bezeichnen könnten. Der wesentliche Unterschied besteht letztlich darin, dass der Forst möglichst Monokultur sein soll, der »naturnahe« Klimax-Wald sehr artenreich. Beide sollen ein stabiles Bild bieten. Als Basis dieser Stabilität erscheint der Fortschritt, der Fortschritt der Forstwissenschaft.

Fortschritt, Emanzipation von der Natur, bedeutet Beschleunigung. Vom Standpunkt der Beschleunigung gesehen allerdings erscheint die zyklische Zeit als Stillstand. Erst die naturwissenschaftliche Rekonstruktion des Waldes zum Forst, zur übersichtlichen Ordnung gleicher Altersklassen macht in dieser Logik Zeit sichtbar. ›Sinnlichkeit‹ ist keine zulässige, keine ›objektive‹ Art der Wahrnehmung. Sie schafft keine Ordnung, sondern bleibt der Unordnung verhaftet und so unproduktiv. Die lineare Zeit, der Fortschritt aber, ist nach Newton den Menschen und ihrer Sinnlichkeit äußerlich, rein mathematisch bestimmbar, nicht Natur, sondern vielmehr Natur*gesetz*. Die reine Sinnlichkeit und ihr Ort, die Natur wären demnach *gesetzlos*. Eine Vermutung, die sich auch auf eine andere – schon weiter oben angeklungene – Weise aufdrängt: Die Etymologie des Wortes »Wald« verweist auf Bedeutungen wie »wild«, »wüst«, »öde« und »leer«, die des Wortes »Forst« auf das Gesetz. Was aber diesem Gesetz des Herrschers unterliegt, von ihm umgestaltet oder geschaffen (angepflanzt) wurde, darf ihm nicht wieder entgleiten, sich

763 Vgl. ebda., S. 69ff.
764 Vgl. ebda., S. 177ff.
765 Ebda., S. 177.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

selbst überlassen werden, darf die Klimax, die Grenze zur zyklischen Zeit nicht überschreiten und damit wertlos werden.

Der Gegensatz von zyklischer und linearer Zeit als Gegensatz des weiblichen und männlichen Prinzips:

»Sie [die Frau; das weibliche Prinzip; M. T.] drehte das Rad des Schicksals, gebar, gebar wieder und begleitete die Seelen durch die Zeit dazwischen. Derart war sie gewissermaßen unsterblich, aber auf ganz andere Art, als es die spätere männliche ›Unsterblichkeit‹ meint, die das Werden und Vergehen – aus dem weibliche Unsterblichkeit besteht – gerade aufheben will.«[766]

Der Gegensatz des Urwaldes als weiblicher und des geregelten Forstes als männlicher Wald: Der Urwald bietet das Bild der zyklischen Zeit, von Werden und Vergehen als immerwährender Einheit. In ihm existieren die Bäume vom Keimling bis zum toten Baumriesen. Die

»überirdische Offenheit der linearen Zeit im geschlossenen Kreislauf von Zeugung und Verfall, den die Natur beinhaltet, ist es, die der fortdauernden Feindschaft zwischen der institutionellen Ordnung und den Wäldern, die an ihre Grenzen reichen, auf tiefster Ebene zugrundeliegt. Gerade weil sie jenseits ihres Horizonts linearer Zeit liegen, können Wälder leicht die Psychologie der menschlichen Orientierung verwirren«.[767]

Derartiges trifft aus Sicht der Forstreformer – und aus der der Forstwirtschaft nahezu unangefochten bis heute[768] – auch auf traditionelle Waldwirtschaftsformen zu.[769] Demgegenüber bietet der Forst das Bild des immer Gleichen – die Gleichheit des Abstandes, des Alters, der Größe und Dicke der Stämme –, der ›Unsterblichkeit‹, wenn man so will. Der ›schlagweise Altersklassenwald‹ weist aus der Draufsicht ein Schachbrettmuster[770] auf. Errichtet wird er bevorzugt »in waldfreien Parzellen« bzw. »dort, wo man zuvor sämtlichen Baumwuchs abgeholzt hatte«. Das ›Schachbrett‹ wird gebildet aus »Schlägen oder Jagen mit den dazwischen verlaufenden Forstwegen«.[771] Hier stehen die Bäume entmischt im »Einschichtenbestand«. Kahlschlag und Altersklassenwald sind »un-

766 Werlhof, Claudia von: Männliche Natur und künstliches Geschlecht, S. 32.
767 Harrison, a.a.O., S. 23.
768 Vgl. Bode/Hohnhorst, a.a.O.; Scherzinger, a.a.O.
769 Eine derartige Verwirrung der Orientierung bestimmt bis heute weitgehend das Bild vom ›Wald‹ und seiner touristischen Aneignung; vgl. Ausleitung.
770 Vgl. Harrison, a.a.O., S. 150.
771 Küster, a.a.O., S. 188.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

trennbar miteinander verbunden«. Bei Erntereife muss jeweils die ganze Parzelle geschlagen werden, weil die geschlossen aufgezogenen Hölzer plötzlichem Licht- oder Windeinfall durch Einzelentnahme »schutzlos ausgesetzt« wären. Während im 18. Jahrhundert oft noch »Unhölzer« als Samenbäume stehen gelassen werden, ist seit Mitte des 19. Jahrhunderts die Kompletträumung, die »saubere, lupenreine Kultur« gängige Praxis.[772] Dazu gehört zwingend die Entmischung: Bäume unterschiedlichen Alters und getrennt nach Arten wachsen »auf verschiedenen Waldstücken weit voneinander entfernt. Das gleichzeitige Mit- und Nacheinander durch ›Kommen und Gehen‹ an jedem Punkt des Waldes wird durch ein räumliches Nebeneinander ersetzt. Flächenweise – man spricht von Schlägen – wachsen die gleichalten Wälder ihrer kahlschlagartigen Nutzung entgegen«.[773]

Sollte unerwünschter Unterwuchs, sollten nicht den Regeln entsprechend wachsende Bäume oder »Totholz« – der »Moder des Todes« – auftauchen, so setzen die forstlichen Mechanismen der Läuterung und der Durchforstung ein. Faktisch unterliegt auch der Forst dem Prinzip von Werden und Vergehen. Dieses ist aber kein selbsttätiges mehr, sondern vollzieht sich (idealtypisch) rein nach forstwissenschaftlichem und -wirtschaftlichem Willen.

»Die neuen Monokultur-Forste wurden nach dem abstrakten Konzept des ›normalen‹ Waldes eingerichtet: eines idealen Waldes, dessen zufällige und natürliche Variablen auf ein Minimum reduziert wurden.«[774]

Analog zur sozialen Formation wird die Natur in die Kategorien von ›normal‹ und ›abnorm‹ eingeteilt. Die sich selbst überlassene Natur ist nicht normal, sie zeigt ein ›abweichendes Verhalten‹, durch das sie sich und ihre Umgebung gefährdet. Sie (und ihre Umgebung) muss daher (vor sich selbst) geschützt werden. Dem ›Abnormen‹ wohnt immer auch das ›Monströse‹ inne. Das ›Monströse‹ (des Waldes, der Natur) ist zwar schon sehr alt, aber erst die ›bürgerliche Vernunft‹ kann sich rühmen, es zu analysieren, zu quantifizieren, zu klassifizieren und zu behandeln. Heilung verspricht die Homogenisierung, Normierung. Geregelte Forste sind genormt, »Wälder einheitlichen Typs mit vorgeschriebenen Wuchszeiten«.[775] Und sie sind die Norm. Das ist dann eine zutreffende Be-

772 Vgl. Bode/Hohnhorst, a.a.O., S. 70f.
773 Ebda., S. 109f.
774 Harrison, a.a.O., S. 150.
775 Ebda.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schreibung der Situation, denn mit der fast vollständigen Bestückung der Landschaft mit Kunstwald sind Nicht-Forste nicht mehr normal.

Der geregelte Forst ist die Konstruktion eines Zugleich von fiktiver Ewigkeit und ›Fortschritt‹. Der Fortschritt besteht nicht nur im hegemonialen Ersatz der natürlichen Verläufe. Anders als im Primärwald, wo jeder Baum prinzipiell anders wächst, gibt es im Forst keine ›Individuen‹ mehr. Das bleibt zwar bislang weitgehend Augentäuschung, aber die Praxis der phänotypischen Selektion, die nur das genetische Material weniger »Elitebäume« berücksichtigt, strebt tendenziell zur faktischen Homogenisierung des ›Waldes‹.[776] Und doch ist bereits die Augentäuschung wirksam genug. Würde ein (Jung-)Baum durch einen anderen ersetzt, oder würde eine ganze Baumreihe abgeerntet werden, es würde dem normalen Auge nicht – oder kaum – auffallen; der (Gesamt-)Augenschein bleibt der gleiche. Die reale Fiktion der Unsterblichkeit: Die Bäume im Forst sterben nicht mehr. Sobald sie zur »Schlagreife« gelangt sind, werden sie geerntet und auf ihre Stofflichkeit reduziert, als Holz konserviert und verarbeitet. Sollte einmal dieses Holz verrotten, so ist es eben nur Holz. Eigentlich gibt es im Forst gar keine Bäume mehr, wenn man der forstlichen Begriffsverwendung folgt. Hier gibt es nur noch Holz: Hart- und Weichholz, Laub- und Nadelholz, Rundholz, Schwachholz etc. Unsterblichkeit als Fortschritt und umgekehrt. Sterben die Bäume im Forst tatsächlich nicht mehr? Vor rund 150 Jahren entdeckte Stöckhard das Phänomen des »Waldsterbens«. Der Begriff macht seine Negativkarriere jedoch erst in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Hier bedeutet ›Wald‹ überwiegend Kunstwald. Es stirbt also der Forst. Der Begriff aber heißt ausdrücklich *Wald*sterben. Dahinter verbirgt sich vermutlich zweierlei: Die faktische Transformation des Waldes in den Forst führt zu einer *semantischen* Re-Transformation in den ›Wald‹. Nur die menschlich geschaffene ›zweite Natur‹ wird als einzige Natur anerkannt.[777] Der Forst aber unterliegt dem Diktum der Unsterblichkeit. Es gibt kein Forststerben. Hier kann eingegriffen werden; und sei es gentechnisch.

Der Wald als Maschine ist die Umsetzung der lange angekündigten »Metamorphose«, die Weltvernichtung und »Wiedergeburt durch Vernunft«, konkret: »die Ablösung von der Zeit, die Verpünktlichung des Raums und seine Auflösung in ein XYZ-Koordinatensystem – und schließlich: die Abstraktion vom Körper und von der Welt«. Von nun an werde nur das an der Natur »wahrgenommen, was an ihr Maschine ist, was dem Wissenskörper (der nach dem Bild der Maschine gedacht ist)

776 Vgl. Scherzinger, a.a.O., S. 159f.
777 Vgl. Ausleitung.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

entspricht«. Eine Wahrnehmung, die spezifisch selektiv sei, nicht im Sinn eines »jeweiligen, jemeinigen Wegsehen[s]«, vielmehr beruhe die Selektion »auf jenem Habit, jener geistigen Hülle«, in die sich der »Wissenskörper [...] hineinzwängt«. Ein »Systemzwang«, auch des »Denken[s] selbst«, wobei das System, trotz der »Himmelsuhr« als »absolute[m] Vorbild«, das Gegenteil von etwas Statischem sei, sondern »eine Bewegung auf etwas hin, eine Aus- und Zurichtung. So wie die Uhren immer höherer Präzision zustreben, so folgt auch das Denken, das in die Metapher des Räderwerkautomaten eingestiegen ist, [dem] *Skopus* [...], alles, was existiert, zur Maschine zu machen. Womit die naturwissenschaftliche Revolution tatsächlich eine Revolution in Permanenz darstellt«.[778] Der Wald als Maschine wird in den folgenden Jahrhunderten seiner Vollendung zustreben. Das heißt er wird maschinell angebaut und geerntet werden. Auf der Weltausstellung 1878 in Paris präsentiert eine amerikanische Darstellung »selbstbewußt« den Einsatz von »Lokomobilen«, fahrbaren Dampfmaschinen, die Bäume fällen und »transportable Vollgatter-Sägen« antreiben. Technisch ist das den europäischen Möglichkeiten voraus, »wenn auch wirtschaftlich überzeugende Resultate auf sich warten ließen«.[779] Wohl, weil der zu erntende Wald noch kein geregelter Forst ist. So neu wie Bode/Hohnhorst schreiben sind die »weitgehend unbemerkten Veränderungen des Arbeitsplatzes Wald« also gar nicht (folgerichtig sind sie allemal), die »Prozessoren« und »Harvester«, die

»tonnenschwere[n] Maschinen, die zu ihrem rationellen Einsatz homogene Wälder, möglichst Monokulturen, benötigen um mit ihren hydraulischen Langkränen bis zu zehn Meter tief in den Wald hineinzugreifen. Sie ›knipsen‹ die Bäume ab, heben sie heraus und schneiden sie am Maschinenweg ein. Am günstigsten für ihren Einsatz ist es, wenn der Waldbestand im 20-Meter-Abstand mit Maschinenwegen erschlossen wird«.[780]

Die ›Revolution‹ des Waldes ist nicht zuletzt auch eine ›Revolution‹ der dort ansässigen Bevölkerung, der traditionellen Nutzer dieses Waldes. »Was die Menschen mit der ›List der Vernunft‹ über die äußere Natur zu vermögen begannen, das wandten sie vor allem *gegen die innere Natur* der Menschen, die sich nicht dagegen wehren konnten.«[781] Rudolf zur Lippe schreibt das über den Beginn der kapitalistischen Produktivitäts-

778 Burckhardt, a.a.O., S. 182f.
779 Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 227.
780 Bode/Hohnhorst, a.a.O., S. 67f.
781 Lippe, Rudolf zur: Naturbeherrschung am Menschen II, S. 318.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

aneignung und Manufakturierung zuvor »brutal[]« freigesetzter traditioneller Arbeitskraft. Es passt aber ebensogut auf die (versuchten) Umwälzungen des Landlebens.

Allmann betont den Konflikt zwischen Obrigkeits- und Volkskultur. Das lässt sich auch darstellen als Konflikt zwischen wissenschaftlichem Fortschritt und Aberglauben:

»Für die traditionellen Nutzer waren die dunklen Wälder samt den urwaldartigen Regionen, deren Bedrohlichkeit [...] der Erbprinz im Finster- und Dunkelthal erlebt hatte [...], was den mentalen Bereich angeht, von Bedeutung. Sie bildeten den dringend erforderlichen Projektionsraum, insbesondere von dort kamen die übernatürlichen Wesen, besonders dorthin konnten Geister und Krankheiten gebannt werden. Diese Waldbereiche ließen es andererseits aber auch zu, verkehrstechnisch günstigere Regionen stärker zu nutzen, ohne die Funktionsfähigkeit für den mentalen Bereich in Frage zu stellen. Dem entgegen setzten die Obrigkeiten und die Wissenschaft den anderen Pol.«[782]

Die umfassende Ausdehnung der Ordnungsmacht obrigkeitlicher Herrschaft auf Menschen der unteren Stände und die von ihnen bewohnte Landschaft beruht zumindest auf einem Missverständnis. Der Konflikt zwischen Obrigkeits- und Volkskultur ist *nicht* der Konflikt zwischen Ordnung und Unordnung, als der er aus Sicht der herrschenden Stände erscheint. Denn der frühneuzeitliche bäuerliche Umgang mit dem Wald und seinen Ressourcen ist weit davon entfernt, unzweckmäßig zu sein – er wird genutzt. Ökonomisch zur Subsistenzsicherung: er ›liefert‹ Fleisch, Früchte, Honig, Brennholz und dient zur Viehmast usw.; mental dient er als Ort der Kompensation individueller und sozialer Ereignisse und Katastrophen, als Projektionsfläche sozial-kultureller Deutungsmuster und Ordnungsvorstellungen, allerdings noch in Residuen aggregativer Ordnung und unter den spezifischen Bedingungen einer subalternen Stellung innerhalb einer ständischen Sozialformation. »Produktion und Technologie« sind hier »keine autonomen Größen«, sondern in einen »kulturelle[n] Gesamtzusammenhang« eingebettet.[783] Dazu gehören ›beseelte Wälder‹, deren Wert fürs »Überleben nicht weniger wichtig als die materielle Nutzbarkeit« ist. Die gefürchteten, aber für Eingeweihte verständlichen »übernatürlichen Wesen« verhängen etwa deutlich folgenreichere Strafen für »Waldfrevler«, die die »Bedürfnisse aller Generationen« gefährden, als das die Obrigkeit vermag. Dafür aber muss der Wald den »Charakter als eigenständige Welt« behalten. »Völ-

782 Allmann, a.a.O., S. 304.
783 Ebda., S. 291.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

lig in Besitz genommene Wälder waren berechenbar oder sollten es sein, sie waren verplant und konnten kaum noch Orte unheimlicher Geschehen sein, keine Projektionsräume mehr sein und zur Explikation nicht mehr herangezogen werden«.[784] Allmann spricht von der »reale[n] Verankerung der zweiten Realitätsebene«.[785] Das würde allerdings einem generativen Verständnis entsprechen, von Ober- und Untergründen ausgehen. Dieses vorbürgerliche Verständnis ist aber aggregativ, die Bedeutungsräume liegen auf einer Ebene, nebeneinander. Die ›immateriellen Funktionen‹ des Waldes wirken in zwei Richtungen: einerseits bieten sie Hilfe, andererseits können sie »Geister, die häusliche Anwesen und Menschen belästigten [...] bannen«.[786] Der »beseelte Wald« ist Ort von Mensch-Tier-Metamorphosen, im »Wildfrauenloch« schützen Holzfäller die »freundlichen ›Waldfrauen‹« vorm »wilden Jäger« durch das Markieren von Baumstümpfen mit Kreuzen, Lichtungen sind baumlos, weil Hexen dort Feste feiern, nachts »ist der Wald tabu«, dann versinken Kinder im Sumpf, geben Waldgeister und Waldfrau keinen Störer mehr frei, »böse Förster, hartherzige Adlige, unerträgliche Wucherer«, deren Taten kaum »irdische Richter fanden«, müssen hier als »Wiedergänger« überdauern.[787] Der Wald ist auch Ort ritueller Praktiken. In Vollmondnächten werden »Zauberstecken« gegen »Unholde« geschnitten, zum Bannen von Krankheiten wird Blut des Kranken in das Loch eines Baumes, dessen Fällen tabu ist, verschlossen. Zudem gibt es Frühlings- und Sommerfeste, in denen Figuren, die aus Zweigen und Blumen hergestellt sind, verehrt werden.[788]

Derartiger Animismus ist obrigkeitlich bloßer Aberglaube und Aufruhr. Denn in der Tat gibt es »das Beharren auf altem Herkommen«, den Nutzungsweisen als »Teil einer Struktur, die mehrere hundert Jahre lang funktionierte und von den Menschen verteidigt wurde«, Teil einer »flexible[n] Stabilität«, die »auch die Masse der Nischen« umfasst, »die notwendig war, um sich gegen obrigkeitliche Oktroyiktionen wehren zu können«.[789] Das führt zu anhaltendem Widerstand gegen die Vermessungen und Kartierungen:

»›Eingerichtete Wälder‹ boten geringere Möglichkeiten, Unterschlupf zu finden, wie auch die ›Inbesitznahme‹ der Wälder und die angestrebten Veränderungen ihren Charakter als ›eigenständige Welt‹ und damit die zur Lebensbe-

784 Ebda., S. 289f.
785 Ebda.
786 Ebda., S. 302.
787 Ebda., S. 298ff.
788 Vgl. ebda., S. 314f.
789 Ebda., S. 288f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

wältigung hilfreichen Explikations-, Projektions- und Konditionierungsmechanismen gefährdeten.«[790]

Abb. 12: Hieronymus Bosch: Wälder haben Ohren, Felder haben Augen, Spätwerk

Boschs Grafik zeigt offenbar die frühneuzeitlich noch verbreitete Auffassung von ›beseelten‹ Wäldern und Landschaften

Spätestens mit Kepler geht es in der Naturauffassung darum, »den Bestandteilen des Kosmos eigene Absicht und Einsicht abzusprechen«.

790 Ebda., S. 306.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Mit der »Herstellbarkeit von Automaten« ist dann der Beweis geliefert, »daß es sinnvoll ist, die Bewegung eines Gegenstandes entgegen den bisherigen Annahmen nicht auf diesem innewohnende Geister, sondern auf die Konstruktion und den ersten Bewegungsimpuls durch den Hersteller zurückzuführen«.[791] Das zu leugnen und verstockt an die Beseeltheit der Dinge zu glauben, ist daher zutiefst unvernünftig, behindert das Schaffen von Ordnung, weil die alte Gestalt des Waldes verteidigt wird, und verhindert nicht nur dessen Neuformung nach dem Naturgesetz, sondern auch andere Berechenbarkeiten. »Wälder waren immer Räume, die nicht völlig zu kontrollieren waren, in denen sich ›liederliches Gesindel‹ genauso aufhielt wie Wilderer, ›geweihte Schützen‹ und Ketzer. In ihnen fanden sich Rohstoffe brauchtümlicher Handlungen, die den Herrschern zunehmend suspekt wurden.« So muss deren Ziel der Zugriff auf diese traditionellen Nutzungsweisen, ihre Kontrolle und Ordnung sein. Die zu etablieren macht »Bedürfnisbefriedigung von der Herrschaft abhängig«, konditioniert zugleich »das Verhalten der Bevölkerung«.[792] Deren Verhalten ist bislang umfangreich von zyklischer Zeit gesteuert.

Der »autoritäre Charakter der Uhren-Metapher« zeigt sich in der Totalisierung. Wie der Staat, so funktionieren auch die Körper der Menschen und sonstigen Lebewesen, wie die ›innere‹ funktioniert auch die ›äußere Natur‹ als sich stetig vorwärts bewegendes Räderwerk. »Determinismus«: Der Staat funktioniert nach den Befehlen des Fürsten, die Natur nach »von Gott festgelegten Naturgesetzen«.[793] Legitimiert durchs »Allgemeinwohl« wird der Raum verändert, werden hergebrachte »Waldnutzungsweisen der bäuerlichen Bevölkerung stellenweise unmöglich gemacht oder doch stark behindert«. Neue effiziente Verwaltungen, »deren Ziel die Ausrichtung aller Waldverhältnisse auf einen vorausbestimmbaren Holzertrag war, demonstrierten, reklamierten und übten landesherrliche Macht stärker aus als je zuvor«. Mit der französischen Okkupation der Pfalz kommt es zur »Vollendung aller absolutistischen Vorstellungen«.[794] Vor dem 18. Jahrhundert lassen die herrschaftlichen Bemühungen, den Wald zu »versilbern«, bäuerliche Wirtschaftsformen vergleichsweise unangetastet. Obrigkeitliche Erlasse, Veränderungen von außen sind vom System der »flexiblen Stabilität«

791 Stollberg-Rilinger, a.a.O., S. 27.
792 Allmann, a.a.O., S. 346.
793 Breger, Herbert: Die Natur als arbeitende Maschine. Zur Entstehung des Energiebegriffs in der Physik 1840-1850. Frankfurt/M, New York: Campus 1982, S. 136f.
794 Allmann, a.a.O., S. 347f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

integrierbar. Mit der »Abschaffung der Waldweide« und dem erzwungenen »Wandel der Wälder zu Kulturland-Formen«, dem Verbot tradierter Feste ist diese Flexibilität an ihre Grenzen gelangt, Verbindungen werden gekappt, »Erklärungsweisen verloren ihre Fundamente, Stabilität kam abhanden, sie wurde nicht von adäquaten Formen abgelöst«.[795]

Der Aufmarsch der Soldaten

»Ein anderer und nicht weniger wichtiger Aspekt des Waldes ist seine vielfache Unverrückbarkeit. Jeder einzelne Stamm ist festgewurzelt und gibt keiner Drohung von außen nach. Sein Widerstand ist absolut, er weicht nicht von der Stelle. Er kann gefällt, aber nicht verrückt werden. So ist er zum Symbol des *Heeres* geworden: ein Heer in Aufstellung, ein Heer, das unter keinen Umständen flieht; das sich bis zum letzten Mann in Stücke hauen läßt, bevor es einen Fußbreit Boden aufgibt.«[796]

Der deutsche Förster ist Soldat. Zwar sind »die Klassiker forstlicher Gelehrsamkeit« bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts »fast ausnahmslos bürgerlich«, das Gros der Forstleute hingegen adelige Offiziere. Die militärische Laufbahn als Voraussetzung insbesondere in Württemberg und Preußen ist seit dem 18. Jahrhundert obligatorisch. »1740 hatte Friedrich der Große für die Ausbildung der späteren Oberförster (Akademiker) vorgeschrieben, daß sie zunächst die Offizierslaufbahn zu ergreifen hatten und ›zu Pferde‹ ausgebildet wurden.« Diesen »berittenen Feldjäger[n]« unterstehen die einfachen Förster als »Feldjäger ›zu Fuß‹«. Die Zwangsaffinität von militärischer und forstlicher Laufbahn endet in Preußen am 1. Oktober 1919, was aber nichts am Fortbestehen des Feldjägerkorps in Traditionsverbänden bis Ende des 2. Weltkriegs ändert, wo die ungebrochene Affinität »in den extrem hohen Kriegsverlusten sichtbar« wird.[797]

Auch der deutsche Baum ist Soldat. Symbol ist die Eiche. Hannß Carl von Carlowitz, sächsischer Oberberghauptmann und studierter Jurist veröffentlicht 1713 das erste Lehrbuch der Forstwirtschaft, die »Sylvicultura oeconomica oder Anweisung zur Wilden Baum-Zucht nebst gründlicher Darstellung des grossen Holtz-Mangel«.[798] In diesem »bahnbrechenden« Werk vollzieht sich bereits auf der Titelseite eine Transfor-

795 Ebda., S. 321.
796 Canetti, Elias: Masse und Macht, S. 93. Der erste »Aspekt des Waldes« ist, dass er »dem Kirchengefühl« vorbaut. Vgl. Kap. ›Heilige Hallen‹ I u. II.
797 Bode/Hohnhorst, S. 45f.; vgl. Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 176.
798 Vgl. Küster, a.a.O., S. 176.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

mation des Wirtschaftsbegriffs. Ist in deren ausführlichem Text oben »Oeconomica« noch »mit ›hauswirthliche‹ verdeutscht«, wird unten »die ›Ökonomie‹ bereits als Nationalökonomie im modernen Sinne verstanden«. Carlowitz führt auch »den Begriff der ›Nachhaltigkeit‹ in die Forstlehre ein«.[799] Und er bezieht sich auf die »Germania« des Tacitus. Dessen Beschreibung des »Zustand[s] der Wälder lieferte Carlowitz eine wichtige Begründung dafür, Wiederaufforstungen zu betreiben. Die alten Verhältnisse sollten wiederhergestellt werden«.[800] Schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts erscheint die enge Verknüpfung von positiver Tacitus-Rezeption, retrospektiv-utopischer Vorstellungen des ›deutschen‹ Ur-Walds mit einer beginnenden geregelten Forstwirtschaft, mit dem ›deutschen Wald‹. Am Ende des Jahrhunderts wird diese Verknüpfung auf breiter Basis stehen.

»Es ist interessant, daß genau in der gleichen Zeit, in der Klopstock den Wald besang und der Hainbund gegründet wurde, auch die forstliche Ausbildung einsetzte, nämlich um 1770. 1763 eröffnete Hans Dietrich von Zanthier in Wernigerode im Harz die erste forstliche Meisterschule, 1770 wurde die Forstakademie in Berlin gegründet, 1772 die Forstschule auf der Solitude bei Stuttgart. 1780 wurden zum ersten Mal in Göttingen forstliche Vorlesungen gehalten, und 1785 eröffnete Heinrich Cotta seine Meisterschule im thüringischen Zillbach, aus der später die berühmte Forstakademie von Tharandt in Sachsen hervorging.«[801]

1752 lässt Klopstock in »Die beiden Musen« die »Barden [...] in dem Eichenhain« zu »Vorbilder[n] für patriotische Gesänge« entstehen, dazu hat er »die ›Lorbeerschatten‹ und einfachen ›Haine‹ seiner Jugendlyrik nachträglich in ›Eichenschatten‹ und ›Eichen[wälder]‹ umgeforstet. Spätestens mit »Hermanns Schlacht« (1769) wird die Eiche »Erkennungszeichen« seiner Poesie. In der »Deutschen Gelehrtenrepublik« begründet Klopstock, warum »die Eiche den deutschen Charakter vorzüglich gut abbildet« mit ihrer »Heiligkeit« bei »unseren ältesten Vorfahren« und beklagt die »Anmaßung« der Römer, »ihren Bürgerkranz aus Eichenlaube« zu flechten. Der poetisch-politische Kampf gegen »die ›Überfremdung‹ der deutschen Literatur durch klassizistische französische Muster und Normen« im Zeichen pseudogermanischen Patriotismus' verläuft auf breiter Basis.[802] Der Göttinger »Hainbund« bildet sich,

799 Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 160.
800 Küster, a.a.O.
801 Ebda., S. 185.
802 Vgl. Lindemann, Klaus: In den frischen Eichenhainen ..., in: Semmler, Josef (Hg.): Der Wald, S. 203ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Herder identifiziert Luther mit dem standhaften »Eichbaum«.[803] Karl Wilhelm Colbe, genannt »Eichen-Kolbe« fertigt ganze Reihen populärer Radierungen und der Braunschweiger Maler Pascha Weitsch stellt »die Eichenwälder nicht mehr als ländliche Szenerie, sondern als patriotischen Tempel dar«. Sein »Eichenwald bei Querum mit Selbstporträt« (1800) ist bei aller Feierlichkeit bemerkenswert realistisch. Er malt einen Hutewald, in dem Kühe und Ziegen weiden.[804]

Abb. 13: Pascha Weitsch: Eichenwald bei Querum mit Selbstbildnis, 1800

Weitschs Varianten des »Eichenwalds bei Querum« (das erste Gemälde entsteht 1784) konstruieren also ›Heilige Haine‹, ›Waldesdome‹, die zugleich das Wissen um deren agrarische Nutzung dokumentieren. Sie stellen den »Höhepunkt« der Tendenz seit den 1780er Jahren dar, »die Eichbäume immer mächtiger und urtümlicher zu gestalten«. Die Wipfel des »mächtigen, urwelthaftigen Eichenwaldes« wölben sich sozusagen über dem Betrachter. Die »riesigen, zerklüfteten Stämme« sind nahezu symmetrisch angeordnet, zentriert auf »die mittlere, stärkste Eiche«. Allegorie aufs ›Vaterland‹ (und zugleich anscheinend aufs Herzogtum Braunschweig), geprägt von Klopstocks »Hermannsschlacht«:[805] »Du

803 Ebda., S. 206ff.
804 Vgl. Schama, a.a.O., S. 120f.
805 Vgl. Müller-Hofstede; Annedore: Der Landschaftsmaler Pascha Johann Friedrich Weitsch 1783-1803. Braunschweig: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag 1973; S. 178

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

gleichst der schattigsten Eiche/Im innersten Hain!/Der höchsten, ältesten, heiligsten Eiche/O Vaterland.«[806]

Die Eiche als »Freiheitsbaum« ist auch durchaus revolutionär im Einsatz. Christian Friedrich Daniel Schubart lässt 1789 die »Freiheit« in antiken »Deutschen Hainen [...] unter Wodanseichen« ihren »unentweihtest[n] Altar« haben, sich »Hermann« in ihrem »Glanze« sonnen und als allegorische Mutter die »Deutschen an die Brust nehmen«.[807] Das erinnert – abgesehen vom Interesse an Eichen – an Montesquieus Tacitus-Rezeption.[808] Für Hölderlin repräsentieren Eichen, die »Söhne des Berges« in »freiem Bunde«, das »Volk der Titanen« – nach seiner Distanzierung vom Terror seit 1793 – die drei Bürgertugenden der französischen Revolution.[809]

Lindemann irrt allerdings, wenn er schreibt, der »in Deutschland *weitgehend erhaltene Wald* [Hvhbg. v. m., M. T.]« werde »nach 1800 zu einem der aussagekräftigsten Symbole nationalen Widerstands gegen die – inzwischen wälderlosen – Franzosen«. Der Irrtum geht zurück auf Ernst Moritz Arndt et al. Bezug nehmend auf den Raubbau vor und während der französischen Revolution und den Ressourcen-Hunger »der napoleonischen Militärmacht« auch in den besetzten Rheingebieten werde in Deutschland zunehmend politisch publizistisch von »Wäldermord« gesprochen. Zugleich notiere Mme de Staél in ihrem Buch »D'Allemagne« für Deutschland »große und häufige Waldstrecken«. Arndt stellt 1815 in seiner Schrift »Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Forsten und der Bauern im Sinne einer höheren, d.h. menschlichen Gesetzgebung« eine Verbindung von Guillotine und Rodung her. Die »jetzt [...] in vielen Ländern Europas« an die Bäume gelegte Axt werde »häufig zu einer Axt, die an das ganze Volk gelegt wird«. Anders »unsere Ahnherren, die alten Germanen«, die »ihre heiligen und von keinem Beile verletzlichen Haine uralter Eichen und Buchen betraten«. Ähnliches äußert Kleist im »Katechismus der Deutschen«. Da ist Napoleon der höllische »Vatermördergeist, der herumschleicht in dem Tempel der Natur, und an allen Säulen rüttelt, auf welchen er gebaut ist«.[810] So, wie nun der Eiche zugeschriebene Charakteristika wie »Größe, Härte, Unbeugsamkeit, Zähigkeit und Langlebigkeit« zur Identifikation der ›germanische Ahnen‹ und zeitgenössischer ›Befreiungskämpfer‹ verwendet werden, findet ebenso offensichtlich ei-

806 Zit. n ebda.
807 Lindemann, a.a.O., S. 208.
808 Vgl. Küster, a.a.O., S. 180.
809 Vgl. Lindemann, a.a.O., S. 209ff.
810 Ebda., S. 213f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

ne Identifikation des deutschen geregelten Forstwesen und seiner künstlichen Wiederaufforstungen mit ›natürlicher‹ deutscher ›Waldewigkeit‹ statt. Dieser doppelte Kunstwald (dessen Reihen zumindest in Preußen hauptsächlich aus Fichten gebildet werden) wird gegen Frankreich in Marsch gesetzt.

Vertreten die Nadelbäume in Colberts französischem Absolutismus den Stand der Bourgeoisie, so erscheinen sie in der ›Staatsmaschine‹ Preußen – gemäß der »Suggestion, der einzelne müsse sich als ›Rädchen im Getriebe‹ zum Zweck des Ganzen instrumentalisieren lassen«[811] – als Soldaten. Als Resultat des Wiener Kongresses (1815) reicht der Flächenstaat Preußen »von der Memel bis an den Rhein«, die Ströme – ebenso die Elbe – werden als wichtige »Flößstrecken von Nadelholz« genutzt. Die hier natürlich kaum wachsende Fichte wird »zum ›Preußenbaum‹, und die Fichtenaufforstungen, säuberlich in Reih' und Glied durchgeführt, hat man immer wieder mit in exakter Marschordnung auftretenden militärischen Verbänden verglichen«.[812] Das Militär der preußischen Monarchie, dieser »grande et belle machine«, wie Mirabeau sie würdigt, sein »Geist der Ordnung und Regelmäßigkeit«, wird seinerseits als Maschine bewundert: Am »Ende [glichen] die Bewegungen eines Bataillons dem besten Uhrwerk«, versichert Friedrich Christoph Jonathan Fischer 1787 in seiner »Geschichte Friedrichs des Zweyten«.[813] Mitte des Jahrhunderts definiert der Kameralist Johann Heinrich Zincke »Policey« als »gute[] obrigkeitliche[] ›Einrichtung des gemeinen Wesens‹ deren ›äußerliche Schönheit‹, das heißt unter anderem eine ›schöne, in die Sinne fallende Ordnung und Symmetrie‹, die zuallererst Ordnung der ›Personen‹ ist«. Gesetze fließen nun »*more geometrico* aus einem ›Satz‹ über das ›Wesen der Ordnung‹«.[814] Das lässt sich für den geregelten Forst auch sagen.

Die deutsche »Forstmathematik« verbindet »Algebra, Geometrie, Stereometrie und Xylometrie« und macht das Forstwesen zu einer »wahrhaft strenge[n] Wissenschaft des Messens und Quantifizierens«.[815] Heinrich von Cotta unterscheidet in seinem frühen Lehrbuch Ende des 18. Jahrhunderts zwischen »Grundlehren und Hauptlehren der Forstwissenschaft. Die Grundlehren waren als propädeutische Fächer Mathematik und Naturwissenschaft, zu der Physik oder Naturlehre, ferner Chemie und Naturgeschichte gehörten«. Zur »Hauptlehre« zählen primär der

811 Stollberg-Rilinger, a.a.O., S. 248.
812 Küster, a.a.O., S. 189.
813 Vgl. Stollberg-Rilinger, a.a.O., S. 62.
814 Ebda., S. 118f.
815 Harrison, a.a.O., S. 150.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Waldbau, also die »Methoden des Anbaus von Holz« sowie die seiner Ernte, sekundär »Waldnebennutzungen« wie Jagd, Waldstreugewinnung oder Waldweide, »die ja im Wesentlichen schon abgeschafft« ist. Danach behandelt er den »Forstschutz, und zwar den Schutz des Waldes gegen Menschen, wilde Tiere, schädliche Gewächse und gegen Naturereignisse«, insbesondere »durch ungünstige Witterung«.[816] Die ›Natur‹ muss vor allem vor der Natur geschützt werden.

Auf das wissenschaftlich Exakte wird Wert gelegt. So vollzieht sich im 19. Jahrhundert »überall« die Trennung von der »Jagdwissenschaft«, die als »rein praktische Wissenschaft« nun »weitgehend geringgeschätzt« wird.[817] Was die »Helden« der »Gründerzeit«[818] dieser Wissenschaft, wie Cotta oder Georg Ludwig Hartig, ab 1811 Chef der preußischen Forstverwaltung, in der Praxis umsetzen, ist die ›Nachhaltigkeit‹, bei der dem Forst nur so viel Holz entnommen wird, wie nachwächst. Dieses »Gleichgewichtsmodell der forstlichen Statik« sieht Johann Christian Hundeshagen 1831 in seinem »Lehrbuch der Forstpolizei« als »implizit[es] Vorbild »eine[r] reale[n] Volkswirtschaft«.[819] Die Forstpraxis ist aber auch Politik der Forstpopulation, analog der preußisch-absolutistischen ›Politik der Bevölkerung‹. »›Die Stärke eines Staates‹, so Friedrich II. im Anti-Machiavelli, ›liegt beileibe nicht in der Ausdehnung des Territoriums [...], sondern im Wohlstand seiner Bewohner und ihrer Anzahl‹. Bevölkerungsmerkmale werden statistisch erfaßt; eine wissenschaftliche Demographie bildet sich heraus, die sich explizit in den Dienst des Staates stellt.«[820] Ziel ist »das Zusammenleben von Herrschaftsträgern«,[821] eine symmetrische Personen-Ordnung und ihre »äußerliche Schönheit«. 1789 veröffentlicht Johann Jacob Trunk sein »Neues vollständiges Forstlehrbuch oder systematische Grundsätze des Forstrechts, der Forstpolizey und der Forstökonomie«. Darin betont der Kameralist, »Oberforstmeister für die vorderösterreichischen Lande« und Professor in Freiburg/Breisgau eine nicht nur ökonomische Funktion der Forsten. Es sollen auch »Lust und Ergötzung« hervorgerufen werden »bei einer schönen Aussicht auf grüne Wälder, die durch ihren Schatten Ruhe und Abkühlung verschaffen können«.[822] Das streng Geregelte ruft

816 Küster, a.a.O., S. 185f.
817 Spehr, a.a.O., S. 104.
818 Harrison, a.a.O.
819 Zit. n. Köpf, Ernst Ulrich: Forstpolitik. Stuttgart: Ulmer 2002, S. 20.
820 Sonntag, a.a.O., S. 151.
821 Ebda., S. 154.
822 Zit. n. Köpf, a.a.O. Köpf sieht in derartigen Äußerungen »Differenziertheit und Modernität«, die »der Klischeevorstellung der Nachwelt spotten« (ebda.).

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

»Lust und Ergötzung« hervor. Das streng Geregelte ist das Soldatische unter dem Banner der nationalen Idee: »Im frühen 19. Jahrhundert wurden die Neubegründungen von Wald und Staat im Zusammenhang gesehen. Man forstete als Maßnahme des mehr oder weniger stillen Widerstandes gegen Frankreich.«[823]

Abb. 14: Caspar David Friedrich: Der Chasseur im Walde, 1813

823 Küster, a.a.O., S. 183.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Wohl eher weniger still. Friedrich Ludwig Jahn fordert, »man solle an der Grenze zu Frankreich einen undurchdringlichen Wald pflanzen, man könnte sagen, ihm schwebte ein Vorläufer des Westwalls vor«.[824] Ein Fichtenwald, der zum tödlichen Hindernis werden soll. So, wie ihn Caspar David Friedrich 1813 malt: »Der Chasseur im Walde«. Da geht ein einsamer französischer Offizier auf einen düsteren Fichtenhochwald zu, er »wird von dem gebieterischen Pfad, der zu keinem guten Ziel führt, erbarmungslos ins Innere des Waldes gezogen. [...] Wie die Zenturionen des Varus wird der *chasseur* von der undurchdringlichen Kette aus Tannengrün, den massierten Truppen der wiedergeborenen Germania, überragt und umzingelt«. Im Vordergrund des Pfades steht der Stumpf eines gefällten Nadelbaums. Der Baumstumpf ist Symbol eines »Soldatenmärtyrer[s]«, darauf sitzt der Rabe als Todesvogel des Franzosen.[825]

Abb. 15: Georg Friedrich Kersting: Auf Vorposten, 1815

Eine andere Ikone der »Freiheitskriege ist Georg Friedrich Kerstings »Auf Vorposten«. Er zeigt den Eichenwald »tatsächlich im Kleist'schen Sinne« als »Kombattanten des deutschen Widerstandes« gegen Frankreich/Napoleon. Der Wald »deckt« die Freikorpsler der »Lützower Jä-

824 Ebda.
825 Schama, a.a.O., S. 123f.; vgl. Farbtafel 13.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ger«: Theodor Körner, Friesen und Hartmann,[826] schon mit dem ›Eisernen Kreuz‹ geschmückt, das der Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. 1813 stiftet und das in besonderen Fällen mit Eichenlaub verziert ist. Die Eichen ›decken‹ nicht nur, sie sind auch ›Synomym‹ der ›Helden‹. ›Recken‹ unter sich.

Canetti spricht vom Wald als Symbol des Heeres, in Aufstellung, unverrückbarer Formation, fäll- aber nicht verrückbar, Symbol absoluten Widerstands, des nicht-von-der-Stelle-Weichens. »Jeder einzelne Stamm ist festgewurzelt und gibt keiner Drohung von außen nach.« Er sei Symbol eines Heeres, »das unter keinen Umständen flieht; das sich bis zum letzten Mann in Stücke hauen läßt, bevor es einen Fußbreit Boden aufgibt«.[827]

Das Töten erscheint als ›Lichten‹: »In Kriegen geht es ums Töten. ›Die Reihen der Feinde wurden gelichtet.‹ Es geht um ein Töten in *Haufen*. Möglichst viele Feinde werden niedergeschlagen; aus der gefährlichen Masse von lebenden Gegnern soll ein Haufen von Toten werden. Sieger ist, wer mehr Feinde getötet hat. Es ist die wachsende Masse der Nachbarn, der man im Kriege entgegentritt. Ihre Zunahme an sich ist beängstigend. Ihre Drohung, die im Wachstum allein schon enthalten ist, löst die eigene aggressive Masse aus, die zum Krieg drängt. [...] Man will die größere Masse von Lebenden sein.« Weshalb man bei »seiner Führung [...] immer überlegen zu sein« sucht.[828]

Unverrückbarkeit bedeutet den kategorischen Ausschluss von Flüchtigkeit, bedeutet strikte Formation, unbedingte Ordnung. Was damit in diesem Wald nach wie vor nichts zu suchen hat, ist das ›Weichholz‹. Ernst Moritz Arndt klagt 1847 in Anbetracht der »ungelösten Kaiser-Frage«: »O Germanien, keinen Kaiser/Kannst du finden? Keinen Stolzen?/Wo sind deine Eichenwälder?/Gibts nur noch Erlenholz zu holzen?« Erlen (und alle Weichhölzer) sind ›weiblich‹, sind Unordnung, Regellosigkeit, Masse. Eine Armee darf nie Masse sein. Das Wesen der Armee besteht darin, dass sie jegliche Verschiedenartigkeit von Befehlen aufhebt, dass der Befehl hier »immer genau dasselbe« bedeutet. »Eine Armee besteht nur, wenn der Befehl gleichwertig und konstant ist. Er kommt von oben, er bleibt streng isoliert.« In der Masse hingegen »breitet sich der Befehl horizontal, zwischen ihren Mitgliedern aus«. Mag er auch anfangs von oben kommen, führt er hier auf diese Weise zu

826 Vgl. Lindemann, a.a.O., S. 224.
827 Canetti: Masse und Macht, S. 93.
828 Ebda., S. 72.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

ansteckender Angst, denn in seiner sofortigen Ausbreitung zerstreut er sich sogleich. Schließlich »fliehen alle zusammen«.[829]

Weichlaubhölzer wachsen am oder im Sumpf. Körner, der ›Märtyrer‹ des ›Befreiungskrieges‹ dichtet 1811: »Deutsches Volk, du herrlichstes vor allen,/Deine Eichen stehn – du bist gefallen!« und an anderer Stelle: »Deutsches Volk, du konntest fallen,/Aber sinken kannst du nicht!«.[830] Kategorisch »entsumpfte[r] Untergrund«,[831] auf dem Eichen nicht schwanken, geschweige denn einsinken. Fester Boden, keine Vermischung der Aggregatzustände. Oder anders ausgedrückt: keine »Vermischungszustände der Körperränder«.[832]

Klaus Theweleit beschreibt das Empfinden des ›soldatischen Mannes‹ im frühen 20. Jahrhunderts. Sumpf ist für diesen »die Gefahr, langsam zu versinken«, wobei es Leute gebe (im Innern), die fahrlässig oder mutwillig die Gefahr vergrößern, Regierungen, deren Autorität nur Anmaßung ist, die keine männliche Rolle (mehr) ausfüllen, »weiblich/männliche Monstren«: »Die Verhältnisse sind flüssig geworden: selbst an der Spitze des Staates nichts Hartes mehr.«[833]

Mit »der Waffe [ist] gegen das Versinken im Vermischten nicht viel auszurichten. Da hilft eher der innere Mann, ›das Feuer der Begeisterung‹ gegen den ›elenden Sumpf der Gegenwart‹«. In »den Fluten« erscheint »*der politische Feind* und *das feindliche Prinzip* Weiblichkeit – beide *fließen als Verkörperung des ausgebrochenen Unbewußten des soldatischen Mannes*. Sumpf *scheint das erste Verfestigungsstadium der Flut, noch relativ weit entfernt vom bedrohten Mann zu sein*. Schlamm, Schleim, Brei – *am eigenen Leib, an den eigenen Rändern, wo der Mann weich zu werden droht*. Feigling. Gegen den feigen Mann, den, der sein Inneres nach außen läßt (und der auch im soldatischen Mann steckt) hilft nur ›standhalten‹ (Arschbacken zusammenkneifen), Nationales Denken«.[834] Im Sumpf, Schlamm, Schmutz versinken: Der Schmutz kommt »meist von lebendigen Körpern« her, oder steht »mit solchen in Verbindung, mit deren Rändern, wo Festes und Konturloses sich treffen und vermischen, auch und gerade beim Zerfall«. Und bei den immer wieder propagierten Entmischungen, der »säuberlichen Abgetrenntheit der Person« scheint es zumeist um eines der Geschlechter zu gehen. Das dann auch als allfälliger »Code«.[835] Wie weit lässt sich derartiges schon 100

829 Ebda., S. 344.
830 Zit. n. Lindemann, a.a.O., S. 219.
831 Lindemann, ebda.
832 Theweleit, Klaus: Männerphantasien 1, S. 492.
833 Ebda., S. 497f.
834 Ebda., S. 514ff.
835 Ebda., S. 493f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Jahre zuvor, in den ›Freiheitskriegen‹ gegen das napoleonische Frankreich, ausmachen?

›Standhalten‹: Der Wald als Heer, das sich lieber in Stücke hauen lässt, als zu fliehen. Die ›wehrhaften‹, mit rauhen Borken gepanzerten Eichen sind eher individuell zugeordnete Sinnbilder, so wie die Bäume in den stehen gebliebenen Hutewäldern vorgefunden werden (qua Nutzung als eher ›individuelle Gestalten‹). Theodor Körner, der schon früh (1813) getötet wird, wird selbstverständlich unter einer mächtigen alten Eiche beerdigt.[836] Fichten in ihrer gleichförmigen, engreihigen Anpflanzung stehen da eher für eine Armee als ganze. Namenlose, aber unerlässliche Fußtruppen, wehrhaft, ›entbehrungsgewohnt‹ und ›genügsam‹. Bis heute wird die massenhafte Aufforstung mit Nadelbäumen mit ihren ›asketischen‹ Eigenschaften, dem Vermögen auf ausgelaugtesten Böden wachsen zu können, begründet. Wenn Körner den Deutschen bescheinigt, (selbst im Fallen) nicht zu versinken, dann trifft das offenbar im Umkehrschluss auf den Feind zu. »Nach dem militärischen Debakel von 1806 setzte in Preußen eine intensive Diskussion über dessen Ursachen ein.« Kritisiert, so Karen Hagemann, werden die überkommene politisch-militärische Ordnung, ebenso der »›Verfall‹ von ›teutscher Sitte und Moral‹ sowie [der] ›Mangel an Religiösität‹«. Verlangt werden »eine Reorganisation von Staats- und Heeresverfassung«, insbesondere aber Neumanifestationen ›deutscher Tugenden‹ in einem »›christlich-teutschen Nationalcharakter[]‹« der infolge eines langen Einflusses französischer Kultur »entartet« sei. Definiert wird die Nation, vor allem gegen den Feind Frankreich, sozial – bürgerlich – und geschlechtsspezifisch: mit »primär männlich konnotierten Eigenschaften wie ›tugendhaft‹, ›innerlich‹ und ›innig‹, ›treu‹, ›einfach‹, ›redlich‹ und ›gerecht‹, vor allem aber ›ehrhaft‹ und ›wehrhaft‹«. Komplementär dazu: »›Echt teutsche Frauen‹ hatten ›fürsorglich‹ und ›häuslich‹, vor allem aber ›sittlich‹ zu sein.« Der französische »Nationalcharakter« – die Männer betreffend – hingegen wird beschrieben als »›äußerlich‹ und ›gewandt‹, ›fein‹ und ›spiegelglatt‹, ›falsch‹ und ›oberflächlich‹, ›wollüstig‹ und ›unzüchtig‹. Er wurde so mit als ›unmännlich‹ assoziierten, dem höfischen Adel zugeschriebenen Eigenschaften belegt«.[837] Solche Zuschreibungen und Kritik gibt es – »inspiriert von der aufklärerischen Adelskritik« – bereits Jahrzehnte zuvor. Der »berühmte Medizinprofessor

836 Vgl. Schama, a.a.O., S. 123.

837 Hagemann, Karen: Heldenmütter, Kriegerbräute und Amazonen. Entwürfe »patriotischer« Weiblichkeit zur Zeit der Freiheitskriege, in: Frevert, Ute (Hg.): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart: Klett-Cotta 1997, S. 181f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Johann Peter Frank« unterzieht 1786 »die in Adel und gebildetem Bürgertum verbreitete ›weibische Edukation‹ der Männer einer scharfen Kritik. Sie habe Deutschlands ›Heldensöhne‹ zur ›zierlichen Mannspuppe‹ degenerieren lassen, ›kaum noch kräftig genug, den seidenen Schirm der Sonne entgegen zu halten‹«. Hier seien keine Männer mehr zu finden, »sondern nur noch ›zu Weibern herabverzärtelte Weichlinge‹, die sowohl in ihrem äußeren Habitus als auch in ihrem Charakter ›Weiberzüge‹ trügen«. Gleiches äußert sein Kollege Johann Christian Reil 1791 in Halle: »französische Stuzzer« seien aus den »Söhnen der ›alten eisenharten Teutonen‹ [...] geworden, ›dürr wie Heuschrecken, ohne Rükken und Waden‹, dafür aber mit ›Krämpfen, Vapeurs und Mutterbeschwerden‹«.[838] Mit dem Ziel der »Bildung einer harmonischen männlichen Persönlichkeit« werden auch militärische Übungen, grundsätzlich aber kalte Bäder und Gymnastik empfohlen; ganz im Sinne Rousseaus.[839]

Nun weist Ute Frevert darauf hin, dass der ›soldatische Mann‹ des frühen 20. Jahrhunderts und seine Erfahrungen um 1800 noch nicht existieren, weil die »Verhältnisse« in Deutschland um 1900 noch »nicht nachvollziehbar« seien, die Definition des Berliner Professors für Pädagogik und Philosophie Friedrich Paulsen, das Militär sei eine »Schule der Männlichkeit« (1902) noch »nicht kommunikabel« gewesen sei. »Aber sie waren möglicherweise wünschbar, vorstellbar im Sinne einer gesellschaftlichen Vision, die manchem Zeitgenossen im Kopf herumspukte«, dessen Erwartungshorizont eine Brücke schlagen« könne »und eine gedankliche Nähe herstellen, die einer materiellen Basis noch entbehrte«.[840] Die Visionen spuken nicht nur »im Kopf« herum, sondern

838 Frevert, Ute: Das Militär als »Schule der Männlichkeit«. Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert, in: Ebda., S. 148. Mit diesen »Vapeurs« scheint ein Gipfel der Feminisierung erreicht, werden sie doch am Ende des 17. Jahrhunderts als medizinische Erklärung der Hysterie eingeführt. Vgl. Kap. Böse Ausdünstungen.

839 Vgl. Frevert, ebda. Die Kritik ist komplementär zur französischen am Ancient Regime. Die (vor-)revolutionäre Propaganda Frankreichs ist angefüllt mit pornographischen Pamphleten gegen Marie Antoinette in Wort und Bild. Auf der politischen Ebene erfüllen sie keinen anderen Zweck, als einen König, der – selbst zerrüttet von der eigenen Dekadenz, »jämmerlicher Weichling« als Konterpart des »virilen Revolutionärs« – nicht einmal das eigene »Weib« beherrschen kann, als Staatslenker schon gar am Ende zu zeigen. Vgl. Baecque, Antoine de: The »Livres remplis d`horreur«: Pornographic Literature and Politics at the Beginning of the French Revolution, in: Wagner, Peter (Hg.): Erotica and the Enlightment. Frankfurt/M u.a.: Peter Lang 1991, S. 149ff.; Sennett: Fleisch und Stein, S. 360f.

840 Frevert, a.a.O., S. 147.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

mindestens ebenso in den Körpern, wie gleich noch zu zeigen ist, »Wunschmaschinen«[841] im herrschenden Sinn. Auch das ist eine materielle Basis.

Der preußische Staat als »grande et belle machine«, »die Bewegungen eines Bataillons« als »beste[s] Uhrwerk«: ›codierte Ströme‹[842] allemal? Aber: »Militär und Gesellschaft waren damals scharf voneinander getrennt gewesen; nur ein kleiner Prozentsatz der männlichen Einwohner kam vor 1814 überhaupt je in Berührung mit der Armee. Konzepte militärischer Männlichkeit waren daher für den allgemeinen gesellschaftlichen Verkehr relativ bedeutungslos.« Um ihnen »die spätere Resonanz zu verschaffen«, seien materielle und institutionelle Bedingungen zu erfüllen gewesen, sei das wechselseitige Interesse von Gesellschaft und Militär, letzteres als »Modell für zivile Verhältnisse« anzuerkennen gewesen.[843]

Ernst Moritz Arndt, der in propagandistischer Vorbereitung schon 1803 poetisch einen »Heldenbruder« potentiell im Freiheitskrieg gegen Napoleon ›fallen‹ lässt, um »Eichen stolz und grün/Als Denkmal auf sein Grab« zu pflanzen,[844] sieht – wie »die meisten bürgerlichen Zeitgenossen« – im stehenden Heer eine »Schule der Üppigkeit und Liederlichkeit«, einen jugendverderbenden Ort, an dem die Rekruten »Lüsten und Lastern« ausgesetzt und »dem bürgerlichen Leben für immer entfremdet« werden.[845] Hier sind andere ›codierte Ströme‹ gefragt, bürgerliche, ›natürliche Männlichkeit‹: »Wo die hohen Eichen sausen,/Himmel an das Haupt gewandt,/Wo die starken Ströme brausen,/Alles das ist deutsches Land.«[846] Arndts Pädagogik will »alle Erziehung auf den Krieg gestellt« wissen, der Bürger muss »Krieger«, muss »Mann seyn, er muß innerlich und äußerlich empfinden, daß er es ist«. Schon ab der Kindheit werden »Leibesübungen und Waffenspiele« verlangt, »um ein männliches und streitbares Geschlecht erwachsen« zu lassen. In enormer Druckauflage (ca. 100.000 Stück) ruft Arndt, seit 1812 ›im Dienste‹ des Freiherrn vom Stein, den »heiligen Volkskrieg« gegen Frankreich aus, beklagt (anders als Körner), dass die »teutschen Männer [...] in Elendigkeit und Weichlichkeit« versunken seien, dass »Bauer und Bürger« sich gegenwärtig als »wehrlosen und waffenunfähigen Mann« sähen, der mit dem Krieg nichts zu tun hätte. Sie alle sollten durch den Krieg hier-

841 Deleuze, Gilles/Guattari, Félix: Anti-Ödipus.
842 Vgl. Theweleit, a.a.O., S. 548.
843 Frevert, a.a.O., S. 146.
844 Zit. n. Lindemann, a.a.O., S. 216.
845 Frevert, a.a.O., S. 152.
846 Schenkendorf, Max von: Frühlingsgruß an das Vaterland (1814); zit. n. Lindemann, a.a.O., S. 218.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

von ›befreit‹ werden. Die sich hier verweigern, sind »Buben oder Weichlinge« und als solche auszusondern.[847] Die, die nicht stramm stehen, nicht national denken das ›krumme Holz‹, Weichholz an und in den Sümpfen. Das richtet sich auch gegen die »weibische Weichlichkeit« qua Adelserziehung,[848] hat aber desgleichen eine besondere Vermischung/Verwirrung der Körperzustände im Sinn. ›Weichlinge‹ (›molles‹) sind vor allem Homosexuelle, aber auch Onanisten, Impotente, jene, die sich der Virilität, dem heterosexuellen Koitus verweigern. Der Arzt Valentin Müller stellt 1796 in seinem »Entwurf einer gerichtlichen Arzneiwissenschaft« die Theorie auf, dass Masturbation zu Homosexualität führe; eine Theorie, der 1892 Richard von Krafft-Ebing (er spricht von »Feiglingen«) in seiner epochemachenden »Psychopathia sexualis« zur breiten Geltung verhilft.[849]

Propagandisten wie Arndt, der 1814 den »Deutschen Verein« gründet, ›Turnvater‹ Jahn‹, 1810 Gründer des »Turnerbundes«, der »Studentenverbindungen« 1811,[850] Johann Christoph Friedrich GutsMuths, der »Schnepfenthaler Erzieher« und Gymnastikpropagator,[851] »und viele andere, die sich rund um die Befreiungskriege für eine streitbar-patriotische Männlichkeit stark machten

»träumten von einer umfassenden, auf sämtliche Bevölkerungsgruppen ausgedehnten kriegerischen Erziehung, die Männer zu richtigen Männern machen und der ›Nation‹ ihre ›Männlichkeit‹ (zurück)geben würde. Niemand aber mochte sich vorstellen, diese Erziehung im stehenden Heer, hinter Kasernenmauern stattfinden zu lassen. Vielmehr dachte man an lokale Turn- und Waf-

847 Arndt: »Geist der Zeit IV« u. »Was bedeutet Landsturm und Landwehr?« (beide 1813); zit. n. Frevert, a.a.O., S. 152.

848 Vgl. Frevert, a.a.O., S. 149.

849 Vgl. Mosse, George L.: Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und sexuelle Normen. München, Wien: Hanser 1985 (New York 1985), S. 41. Der Begriff ›molles‹ stammt aus der Antike. So werden »freie Männer bezeichnet, die als Pathicus homosexuellen Verkehr an sich zuließen. Dieser Ausdruck ist pejorativ und abwertend, wenn nicht Schimpfwort; kennzeichnet seine Träger als ehrlos, verweichlicht, weibisch. Ein ›mollis‹, (Weichling), ist derjenige, der die ihm qua Geschlecht zugeschriebene Rolle aufgibt und nicht die Härte des starken, in andere Körper eindringenden Mannes zeigt: So wird der ›mollis‹ zum ›semivir‹, zu einem halben Mann, zu einer Art gesellschaftlichem Zwitter. Denn er nimmt die Rolle der Frauen ein, die aufgrund der ihnen zugeschriebenen Natur passiv sein müssen. Vgl. Braun, Karl: Die Krankheit Onania. Körperängste und die Anfänge moderner Sexualität im 18. Jahrhundert. Frankfurt/M, New York: Campus 1995, S. 148.

850 Vgl. Mosse, a.a.O., S. 95f.

851 Vgl. Frevert, a.a.O., S. 149.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

fenplätze, an öffentliche Räume inmitten vertrauter Umgebungen. Hier sollte sich die zentrale Initiation des Jünglings zum *Mann*, d.h. zum *Bürger* und *Krieger* vollziehen: vor den Augen der gesamten Bürgergemeinde und speziell der ›Frauen und Jungfrauen‹«.[852]

Schon 1793 betont GutsMuths die ›Ganzheitlichkeit‹ des Anspruchs, die »Kultur des Herzens und Geistes« und formuliert das Ideal der Verbindung von »*körperliche[r] Vollkommenheit* des Naturmenschen mit der *Geisteskultur* des verfeinerten Erdenbürgers«.[853] Das greift zum Teil auf »damals populäre« Tugenden ›Spartas‹ zurück,[854] ebenso auf Tendenzen der Anthropologie, Phrenologie und Physiognomik des späten 18. Jahrhunderts, auf deren ›Beweise‹ einer »Überlegenheit der Kaukasier« oder der Griechen, die für Männlichkeit, Schönheit, Ordnung und Maß stehen, »gegenüber der schwarzen Rasse« und deren »Egoismus, Schamlosigkeit und [...] Sinnenhaftigkeit«. Bei Jahn und Arndt tritt der »Männlichkeitskult – der Kult des männlichen Körpers, hart und geschmeidig, in Kampfpositur – [...] an die Stelle des [›griechischen‹] Freundschaftskultes«. Entscheidend ist hier »die Einheit von Körper und Geist«, bei den Turnern verwirklicht, »deren Körperkonturen sich in der Uniform, die Jahn für sie entworfen hatte, sichtbar abzeichneten. Der Nationaltypus, sein Ideal männlicher Schönheit, symbolisierte, während er die Leidenschaften im Zaum hielt, zugleich eine aggressive Männlichkeit«.[855] Eine ›germanische‹. In Arndts »Gesang zu singen bei Pflanzung einer deutschen Freiheitseiche im Jahre 1814, zum Gedächtnis an die Leipziger Schlacht« verschmelzen nun explizit »deutsche Eiche[n], »germanische Männer« der ›Hermanns-Schlacht‹ mit den Befreiungskriegern gegen Napoleon, den »Männer[n] der Macht«, »Tapfre[n] und Freie[n]«, der »unschuldige[n] Jugend«, den »Deutsche[n] von Tugend« unter dem »deutschen Gott« des »heiligen Baumes«.[856] Männer wie ›Eichen‹: 1806 grenzt Jahn »als strammer Antisemit und Chauvinist das deutsche Volk im Zeichen der Eiche von sogenannten ›Blendlingsvölkern‹« ab. Die seien »Treibhauspflanzen [ohne] echte Fortpflanzungskraft« und: »Keine tausendjährige Eiche erwuchs im Treibhaus, nur in Gottes freier Welt.«[857]

852 Ebda., S. 152f.
853 GutsMuths: Gymnastik für die Jugend. Enthaltend eine praktische Anweisung zu Leibesübungen. Ein Beytrag zur nöthigsten Verbesserung der körperlichen Erziehung; zit. n. Frevert, ebda., S. 149.
854 Vgl. Frevert, ebda.
855 Mosse, a.a.O., S. 98.
856 Lindemann, a.a.O., S. 216f.
857 Ebda., S. 216, Fn. 69.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Jahn, dessen Aktivitäten bis in die 1840er Jahre von Armee und Staat mit deutlichem Misstrauen als »Brutstätten nationaler und liberaler Bewegungen« gesehen werden,[858] ›befreit‹ den turnenden Körper aus den Hallen der »adelsständischen Exerzitien«, ›sprengt‹ diesen Raum der Leibesübungen und deren Prinzipien »der geometrischen Körperbeherrschung«, das Menuetttanzen »nach geometrischen Choreographien« im Ballsaal, die »hohe Schule des Reitens, das Fechten auf dem Fechtboden. »Die Exerzitienkultur war gekennzeichnet durch eine dreidimensional-raumbetonte Ordnung, durch Halle und Abgeschlossenheit, Förmlichkeit und geometrisch-choreographisch regulierte Bewegungen«.[859] Diese Art der Geometrie erscheint nun ›französisch‹, ›weibisch‹, ›glatt‹ und ›äußerlich‹. Gefordert wird das kämpferisch-rauhe Männliche, vor allem das innerlich Befestigte, der »emotionale Panzer«, wie Wilhelm Reich das rund 120 Jahre später analysiert, keine scheinbar bloß äußerliche Choreographie. Ein neues »Ornament« muss her. Das »aus Menschen gebildete Ornament begleitet das europäische Ich bei der Einübung in seinen jeweils neuen Körper seit der Renaissance«.[860] Das bürgerliche Ich aber bildet sich vor allem gegen das höfische. Es handelt sich nicht, wie Elias das annimmt, um einen Prozess, der gesellschaftlich von ›oben‹ nach ›unten‹ verläuft, nicht um bloße Internalisierung äußerer Zwänge. Das bürgerliche Ich entsteht »nicht nur aus äußeren Zwängen, sondern vor allem auch gegen solche Zwänge«[861] – und bildet eigene aus. Aus der Perspektive der neuen bürgerlich-männlichen ›Maschine‹ einer als idealistisch-moralisch entworfenen Mittel-Zweck-Relation, ist die adlige ›Maschine‹ zynisch-dekadente Spielerei. Jahn verbindet in »Deutsches Volkstum« (1810) »Nationalismus mit bürgerlichen Idealen, dem Familienleben und ehelicher Treue [...]. Und richtig wurde von den Turnern, die sich auf den Kampf vorbereiteten, erwartet, daß sie sich sogenannter Jugendsünden wie Trägheit, Wollust und unbeherrschter sexueller Leidenschaft enthielten«.[862] Auf der Berliner Hasenheide werden seine Übungen und Spiele ab 1811 zum »Modell«. Hier entwickelt er »seine Turnkunst und wilde Turnspiele auf dem Turnfeld, ›wo Blache und Wirre miteinander abwechseln, wo Hain, Gebüsch, Gestäude, Dickicht und offene Räume anzutreffen sind, Laubholz und Tangel-

858 Frevert, a.a.O., S. 154.
859 Eichberg: Stimmung über der Heide, in: Großklaus/Oldemeyer (Hg.): Natur als Gegenwelt, S. 209.
860 Theweleit, a.a.O., S. 553.
861 Sonntag, a.a.O., S. 148.
862 Mosse, a.a.O., S. 98.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

holz‹‹.[863] »Dickicht«, »Hain«, Stauden, »Wirre«: das klingt nahezu nach ›Wildnis‹. Jahns ›Wildnis‹ ist die des ›Daseinskampfes‹, der Virilität, eine ›Wildnis‹ gegen den ›Treibhausdschungel‹, in dem in schwüler Hitze ›unzüchtige‹ und ›impotente‹ Triebe wuchern. Wehrhafte, gepanzerte ›Wildnis‹ der klaren Körperkonturen und -abgrenzungen. In der ›heroische‹, »patriotische« Männer und Frauen leben – jede/r am angestammten Platz. Dem »Mann die Wehrlichkeit«, dem »Weib die Sittlichkeit«. »Patriotische Weiblichkeit« in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bedeutet, wenigstens für die »gebildeten Schichten«, »›Pflegerinnen alles Großen und Guten, was der Staat je von seinen Bürgern erwarten kann‹, zu sein«. Zu erfüllen im »nicht-öffentlichen Raum«, im häuslichen, familiären. Frauen sollen »in einer der ›Nationenlehre‹, ›-sitte‹, und ›-kultur‹ entsprechenden Weise [...] ihre ›weibliche Ehre rein halten‹, die Kinder in ›teutscher Nationalsitte‹ erziehen und ›teutsche Kultur‹ in Sprache und Kleidung pflegen«. Gerade die Kleidungsfrage nimmt – auch für Männer – einen breiten Raum ein. Hier geht es nicht mehr um ein tradiertes Zeichensystem ständischer Zugehörigkeit, sondern ein neues »Symbolsystem« (wie zuvor in der französischen Revolution auch) des »sichtbaren Ausdruck[s] innerer [nationaler] Tugenden«.[864] Die strikte Entmischung der Geschlechter wird forciert durch die Einführung der »Allgemeinen Wehrpflicht« 1813/14. Potentiell ist damit jeder »Mann im wehrfähigen Alter« als Staatsbürger – von sozialer Position und tatsächlichem Bürgerrecht unabhängig – »zur ›Vaterlandsverteidigung‹ verpflichtet«. Wie in Frankreich ab 1789 ist »der Status des ›Vollbürgers‹ der ›Nation‹‹ ans Kriegführen und Waffentragen gebunden, womit Frauen vom Bürgerstatus aus der politischen Öffentlichkeit einer militärisch-männlich definierten und beherrschten Nation ausgeschlossen sind. Zumal die »Allgemeine Wehrpflicht« Frauen endgültig auch von jeder Versorgungstätigkeit innerhalb des Militärs ausschließt. Eine Entmischung, die sich auch in der Wahrnehmung von Pflanzen, Bäumen zumal, niederschlägt. 1853 stellt Franz Theodor Bratranek, Augustinerpater und Philologe, unter dem Einfluss Humboldts und der Möglichkeit, in dessen »Pflanzengeographie« ›nationaltypische Eigenschaften‹ in Pflanzen wahrzunehmen, seine »Beiträge zu einer Aesthetik der Pflanzenwelt vor«. Er sichtet unterschiedlichste Pflanzen »nach ihrer

863 Eichberg, a.a.O. Binnenzitat: Jahn/Eiselen: Die deutsche Turnkunst, zur Einrichtung der Turnplätze dargestellt. »Unabhängig davon«, schreibt Eichberg (ebda.), »aber parallel dazu, ließen auch Schwingerfeste in der Schweiz und Wettläufe in England, erste Badeanstalten im Freien und das Rudern nach englischem Vorbild die Konfiguration der geschlossenen Räume hinter sich«.

864 Hagemann, a.a.O., S. 185f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Eignung, die gewünschten Wirkungen aufs Gemüt zu bezwecken«. Heimische Pflanzen sind exotischen prinzipiell vorzuziehen, »bodendeckende als die geringsten« zu betrachten. Strauchartige werden »als vulgär bzw. ›Proletarier des Waldes‹« klassifiziert.[865] Damit wohl auch ›Weichlaubhölzer‹ mit ihren Tendenzen zum mehrstämmigen, verzweigten Wuchs. »Obstbäume« seien »beschränkt, häuslich, weich und einförmig«.[866] Sozusagen Hausfrauen, die im öffentlichen Raum des Waldes nichts zu suchen haben (dass sie dort auch wachsen, ist für die Klassifikation bedeutungslos). Lediglich »die Waldbäume können wegen ihrer Dauerhaftigkeit und Größe genügen [...]. Besonders individuell, da ungesellig, sind die Nadelbäume«.[867] Individualität definiert sich also als Ungeselligkeit, und die ist männlich. Bratranek:

»Wie der Mann nicht in der Friedlichkeit des Familienlebens, sondern in der breiten und mächtigen Darlegung seiner Principien [...] seine Würde und Ehre findet, so sind es auch jene gewaltigen Laubgewächse, die nicht wegen vergänglicher Blüthen und anlockender Früchte, sondern um der freien Entfaltung ihrer Kraft willen aufgesucht und festgehalten werden [...] Vor Allem bieten sich nun Eiche und Linde als Bilder kräftiger und anmuthiger Individualität dar.«[868]

Das transportiert ›Erhabenheit‹, die ebenfalls als männlich, weil schroff, individuell, zur Sphäre der Selbstbehauptung und höherer, ewiger Werte gehörig definiert wird. Schönheit dagegen (»vergängliche Blüthen«, »anlockende Früchte«) als weiblich, klein, glatt, gesellig.[869] Derartige ›männliche Wildnis‹ ist ein Raum strengster Arten- bzw. Geschlechter-Entmischung. Dieser vorgeblich natürliche Wald korrespondiert mit dem geregelten Forst. Auch hier herrscht strikte Entmischung nach Arten und Altersklassen. Zusätzlich ist der Forst ›Kultur‹, nicht ›Natur‹. Kultur ist ›männlich‹, sie ist ›produziert‹, schafft Werte von Dauer. Das Aufziehen der ›Kultur‹, das Läutern, Durchforsten, ist Sache des Försters, die erste, reproduzierende, niedere Tätigkeit des Pflanzens obliegt in der Vergan-

865 Vgl. Wimmer, Clemens Alexander: Die Fiktion des deutschen Nationalgartens im 19. Jahrhundert, in: Gröning, Gert/Schneider, Uwe (Hg.): Gartenkultur und nationale Identität. Strategien nationaler und regionaler Identitätsstiftung in der deutschen Gartenkultur. Worms: Werner 2001, S. 43.
866 Ebda.
867 Ebda.
868 Zit. n. ebda.
869 Vgl. Kap. Zur Erhabenheit verfeinert.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

genheit und auch noch häufig heute Frauen: den »Kulturfrauen«.[870] Andere Tätigkeiten, wie das Holzmessen, müssen schon frühzeitig von männlichen Waldarbeitern betrieben werden: »Je knapper und wertvoller das Holz wurde, desto bedeutsamer wurde die Aufgabe des Holzmessens. In Frankfurt, wo diese Tätigkeit ursprünglich Frauenarbeit gewesen war, wurde 1623 bestimmt, dass ›die Weibspersonen, welche sich künftig beim Holzmessen betreten lassen, ins Narrenhaus geführt‹ werden sollten«.[871] Vergleichbares ist mit der Einführung des Forstwesens im 18. Jahrhundert für das »Holzsparen« zu beobachten. Sparen wird völlig neu vom hauswirtschaftlichen Prinzip zum politisch-öffentlichen Thema. Seine Semantik verschiebt sich entscheidend vom ›unversehrten Aufbewahren‹, von der »Sicherung der Unveränderlichkeit der eigenen Welt« hin zur Expansion. Bedeutet das vorher, »bei einer bestimmten Tätigkeit mit möglichst wenig Holz auszukommen und möglichst viel Holz im Wald für die Zukunft zurückzubehalten«, geht es nun darum, »Holz so effektiv wie möglich zu nutzen, oder: möglichst viel Wald als Spielraum für ein Wachstum der Produktion zu gewinnen. Das alte aufbewahrende, haushälterische Sparen war eine Tugend der Frau gewesen; das Sparen im neuen, expansiven Sinne als Erhöhung des Wirkungsgrades war die Kunst des Erfinders und Organisators«.[872]

Jahns ›Wildnis‹ ist auch die ›Wildnis‹, deren ›Recht‹ Riehl Jahrzehnte später einklagt. Eine männlich-tugendhafte ›Wildnis‹, wie sie angeblich in der »Germania« des Tacitus bewiesen wird. Oder der Wald mittelalterlicher Helden, wie ihn die Grimms neu beleben. »In dieser Zeit, deren Freude zu erleben sieben Jahre Leid uns reinigten«, schreiben Jakob und Wilhelm Grimm 1813,[873] »ward die Bearbeitung eines alten, in sich deutschen Gedichtes als ein geringes Opfer dargebracht. Jetzt hat sich unser gesamtes Vaterland in seinem Blute von dem französischen Aussatz wieder geheilt und zu Jugendleben wieder gestärkt. Um diesen Preis gebe nun fortan jeder Deutsche alles Andere hin und sei stets bereit, als ein freudig Opfer zu fallen. Und keiner stehe von der Gefahr ab, sondern Denen, die aus Furcht oder Liebe ihn zurückhalten wollen, antworte er mit den schönsten Worten der reinen Jungfrau: ›Nun gönnet

870 Vgl. Bode/Hohnhorst, a.a.O., S. 55 und Burschel, Peter: Der Waldbau, in Stern, Horst (Hg.): Rettet den Wald. München: Heyne 1983[2], S. 237.
871 Radkau/Schäfer, a.a.O., S. 169.
872 Ebda., S. 186.
873 So zumindest zitiert Ernst Schultze ihre »begeisterte[] Vorrede« zum »Armen Heinrich« 1905 im Vorwort der von ihm herausgegebenen Grimm-Übersetzungen des »Walthari-Liedes«, des »Armen Heinrich« und der »Lieder der alten Edda«, S. 6f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

mir's, denn es muß sein‹«. Um »Geld aufzutreiben« für den »Befreiungskampf«, hätten die Grimms Hartmann von der Aues Text übersetzt und das »Büchlein« besonders in Hessen gut verkauft, als »die Sturmflut nationaler Begeisterung im Jahre 1813 alle verborgensten Kräfte des deutschen Volkes zu gewaltigem Aufbrausen brachte«, sie selbst »ihr Scherflein darbringen« wollten, zudem sie »ihre Brüder Karl und Ludwig als Freiheitskämpfer« ausgerüstet hätten, schreibt Ernst Schultz.[874] Die Geschlechterrollen sind hier eindeutig verteilt: Die ›reinste Jungfrau‹, die sich im »Armen Heinrich« gegen allen Widerstand der Eltern opfern will, um Heinrich, der an tödlichem Aussatz erkrankt ist, zu retten. Das geht nur mit dem Blut aus ihrem »reinen Herzen«. Anti-Napoleon-Propaganda und Pflichterfüllungsgeschichte: Deutschland selber wird zum armen Heinrich, der Franzose zu seinem Aussatz und das deutsche Volk zum glühend opferwilligen Mägdelein – weibliche Allegorese, aber auch patriotische Weiblichkeit. Am Ende, nachdem Heinrich ihr Opfer verhindert, wird er von Gott gerettet und beide heiraten.[875]

Walthari, der aquitanische Königssohn zeigt seine »Mannheit« im Kampf gegen den burgundischen König und dessen ›Mannen‹, steht »unerschüttert« gegen die Gegner, wie eine Esche.[876] Nachdem er die ›Mannen‹ im ›Wasgenwald‹ hinweggemetzelt hat, kommen schließlich König Gunthari und Hagano an die Reihe. Gunthari haut er »Bein und Schenkel bis zur Hüfte« weg, will zum »Todesstreich« ansetzen, aber Hagano hält seinen behelmten Kopf dazwischen, Waltharis Schwert birst, Hagano »haut« ihm »die vorgestreckte, Völkern und Königen durch ihre Siege furchtbare rechte Hand« ab. Walthari ist »unerschüttert«, schiebt »den blutenden Stumpf in den Schild« und kämpft mit der linken Hand weiter, mit der er »alsobald Haganos rechtes Auge ausstößt, die Schläfe durchschneidet, die Lippen spaltet und ihm zweimal drei Backenzähne aus dem Munde reißt. So nun endete der Kampf, aus welchem zwei großmütige, an Kräften gleiche Helden, keiner unversehrt, hervorgingen. Dort lag Guntharis Fuß, hier Waltharis Rechte und Haganos zitterndes Auge! So teilten sie die hunnischen Spangen! Es saßen die beiden, der dritte lag und trocknete den Blutstrom mit Blumen. Walthari rief die furchtsame Jungfrau« – seine Braut Hildgund –, um die Wunden zu verbinden und Wein zu bringen zur Feier des Unentschiedens. »Unbezwungen im Mut, ermattet am Leib scherzten unter den Bechern Hagano, der Dornige, und der Held aus Waskenland.« Sie »erneuerten [...] den blutigen Bund, hoben den König, dessen Wunde

874 Vgl. ebda.
875 Vgl. Der arme Heinrich, in: a.a.O., S. 71ff.
876 Zit. n. ebda., S. 27.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

heftig schmerzte, aufs Roß und gingen voneinander, die Franken nach Worms, der Aquitaner in seine Heimat«. Da heiratet er Hildgund und herrscht »allen teuer und lieb« 30 Jahre.[877] Was nach Czerwinski Bestandteil noch aggregativer Bedeutungsorganisation ist,[878] erscheint den Freiheitskriegern um 1813 offenbar als Exempel im Sinn der Canettischen Definition des Waldes als Heeres-Symbol: sich festgewurzelt lieber in Stücke hauen zu lassen, als zu fliehen, und damit schließlich zu siegen.

Die andere Variante des Waldes als Massensymbol, die der ›Kathedrale‹ (»der Wald ist über den Menschen«) bezeichnet eine Form der ›Erhabenheit‹. Die Verbindung ist auch als kriegerische zu finden. Theodor Körner entwirft 1813 im »Reiterlied« die »martialische Hochzeit [..] zwischen dem Freiheitskämpfer und dem ›Liebchen Vaterland‹«. Vollzogen wird sie in »einer beeindruckenden Zeremonie in der Eichwaldkirche des ›deutschen Gottes‹«.[879] Ludwig Uhland reimt 1812 in »Freie Kunst«: »Nicht in kalten Marmorsteinen,/Nicht in Tempeln dumpf und tot:/In den frischen Eichenhainen/Webt und rauscht der deutsche Gott.« Aus Anlass des Sieges 1815 malt Karl Friedrich Schinkel »Friedrichs gotische Ruine«. Sie ist hier »zwischen winterlichen Eichen aus einem neu ergrünten Eichenwald, der zudem von siegreichen Kriegern durchzogen wird, als deutscher *Dom* unter dem Friedensbogen mächtig wieder auferstanden«.[880] Erhabene Baumrecken und siegreiche Schlachten. Es ist *der* Theoretiker des Krieges, Carl von Clausewitz, der 1832 – ohne den Begriff zu verwenden – ›Erhabenheit‹ im »absoluten Kriege« beschreibt. »Seit Bonaparte«, schreibt er zum ›Befreiungskrieg‹, »hat der Krieg, indem er zuerst auf der einen Seite, dann auch auf der anderen wieder Sache des ganzen Volkes wurde, eine ganz andere Natur angenommen, oder vielmehr, er hat sich seiner wahren Natur, seiner absoluten Vollkommenheit sehr genähert«. Die aufgebotenen Mittel »hatten keine sichtbare Grenze, sondern diese verlor sich in der Energie und dem Enthusiasmus der Regierungen und ihrer Untertanen.

877 Vgl. »Walthari-Lied«, in: a.a.O., S. 34ff.

878 »Jene andere, unmittelbare, konkrete Gewalt erscheint in Zeiten einer nicht-symbolischen, vor-abstrakten Kommunikation einander in der Berührung ›erkennender‹ voller Körper durchaus als positiv (z.B. ist sie das entscheidende Element der gesellschaftlichen Synthesis ›Adel‹ und wohl generell der von Kriegern und Jägern) oder zumindest, was die Perspektive der ›Leidenden‹ angeht, als ›normal‹ [...]« Czerwinski: Der Glanz der Abstraktion, S. 260, Fußn. 187.

879 Lindemann, a.a.O., S. 220f.

880 Ebda., S. 223f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Die Energie der Kriegführung war durch den Umfang der Mittel und das weite Feld möglichen Erfolges sowie durch die starke Anregung der Gemüter ungemein erhöht worden, das Ziel des kriegerischen Aktes war Niederwerfung des Gegners; nur dann erst, wenn er ohnmächtig zu Boden liege, glaubte man innehalten und sich über die gegenseitigen Zwecke verständigen zu können«. Allerdings mahnt Clausewitz, dass die Kriegs-Theorie nicht anhand von »idealen«, sondern von »wirklichen Verhältnissen« entwickelt werden müsse. Unwahrscheinlich sei es, »daß die Kriege alle fortan diesen großartigen Charakter haben werden«, denn »das kriegerische Element, von allen konventionellen Schranken befreit, mit seiner ganzen natürlichen Kraft losgebrochen«, habe seine Ursache in »den Verhältnissen, welche die französische Revolution in dem Innern der Länder herbeigeführt hatte« und in der »Gefahr, womit alle Völker von dem französischen bedroht waren«. Es sei ungewiss, ob nicht »nach und nach wieder eine Absonderung der Regierung von dem Volke eintreten wird«.[881]

Die Erfahrung von ›Erhabenheit‹ steht im Mittelpunkt der ästhetischen Diskussion des 18. Jahrhunderts und wird an dessen Ende besonders von Kant und Hegel behandelt. Die ›Erhabenheit‹, der ›Enthusiasmus‹ entstammt ›stärksten Bewegungen‹ wie Schrecken und Schmerz, weckt Leidenschaft, Staunen, Ehrfurcht, ›existentiellen Schauder‹, ist das ›Große‹ und ›Herrliche‹, das, was die Einbildungskraft übersteigt. Die Vermittlungsinstanz ist das ›Gemüt‹. ›Erhabenheit‹ ist dem weiblichen Verstand nicht zugänglich. Entdeckt wird die ›Erhabenheit‹ in tiefen Wäldern, vor allem in schroffen, jähen Gebirgen, um 1800 herum und seitdem ebenso in gotischen Kathedralen. In der Natur sind nicht die Dinge und Ereignisse selbst ›erhaben‹, sie geben den Anstoß zur Erhabenheits-Stimmung und rufen ein Bewusstsein der ›Allmacht‹ menschlichen Geistes hervor. Denn nur dem Geist sind die Dinge und Ereignisse, die sinnliche Maßstäbe überschreiten, zugänglich. So erfährt sich der Mensch angesichts physischer Überlegenheit der ›Natur-Gewalten‹, als sittliches, über-sinnliches Wesen. Die furchterregende Macht hat keine Gewalt über die Seele, sie ›hebt sich‹ vielmehr an ihr ›empor‹.[882]

Die »Natur des Krieges« verlange in jedem Fall, so Clausewitz, nach »Gemüts- oder Seelenstärke«, nach »Selbstbeherrschung«, der »Kraft, sich auch in den Augenblicken der heftigsten Gemütsbewegung dem Verstande noch zu unterwerfen«, die »in dem Gemüte selbst ihren Sitz hat«. Die erregte »Leidenschaft« habe ein »Gegengewicht«, das »Gefühl

881 Clausewitz, Carl von: Vom Kriege. Bonn: Dummler 1973 (Berlin 1832), S. 972f.

882 Näheres hierzu findet sich im Kap. Zur Erhabenheit verfeinert.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

der Menschenwürde, dieser edelste Stolz, dieses innerste Seelenbedürfnis, überall als ein mit Einsicht und Verstand begabtes Wesen zu wirken«. Das halte die Leidenschaft im »Gleichgewicht, ohne sie zu vernichten« und sichere »dem Verstande erst die Herrschaft«.[883]

Der ›Enthusiasmus‹ großer Kampfgruppen als ›positive Eigenschaft‹ ist der klassischen Erhabenheitsphilosophie noch fremd. Hier ist die Erfahrung von Erhabenheit eine von Individuen. Das klingt anscheinend auch bei Clausewitz noch nach: »Der Volksgeist des Heeres (Enthusiasmus, fanatischer Eifer, Glaube, Meinung) spricht sich im Gebirgskrieg am stärksten aus, wo jeder sich selbst überlassen ist bis zum einzelnen Soldaten hinab. Schon darum sind Gebirge für Volksbewaffnung die besten Kampfplätze.« Enthusiasmus allerdings sei kein »notwendiger Bestandteil« der »kriegerischen Tugend« des stehenden Heeres, die bestehe vielmehr aus der Unterordnung unter Gehorsam, Ordnung, Regel, Methode. Enthusiasmus aber gebe »der kriegerischen Tugend eines Heeres Leben und stärkeres Feuer«. Er gehöre, wie »Tapferkeit, Gewandtheit, Abhärtung« zu den »natürlichen Eigenschaften eines zum Kriege gerüsteten Volkes«.[884]

Solche »natürlichen Eigenschaften« verlangen nach angemessenen Monumenten, ›Tempeln‹ ›natürlicher Erhabenheit‹, wie sie 1812 Uhland dichtend errichtet (s.o.); aus »Eichen himmelan«[885] – »Heldenhaine«, wie sie 1815 in Spandau aus Eichen und Linden für die »Gefallenen« errichtet, von Arndt 1813 »als Friedhof für große Deutsche« am »historischen Ort der Völkerschlacht von Leipzig vorgeschlagen, als »Denkmal für die Schlacht von Lützen« konzipiert werden.[886]

Am Ende steht dann der Fahnenmast als »Endgestalt« des Baumes. Hoch und gerade gereckt. Kein »Blattplunder« mehr,[887] nur noch die

883 Clausewitz, a.a.O., S. 240f.

884 Ebda., S. 359ff.

885 Dichtet Hoffmann von Fallersleben 1840; zit. n. Lindemann, a.a.O., S. 226.

886 Vgl. Gröning, Gert/Schneider, Uwe: Naturmystifizierung und germanische Mythologie – Die Heldenhaine, ein nationalistisches Denkmalskonzept aus dem Ersten Weltkrieg, in: Dies. (Hg.): Gartenkultur und nationale Identität, S. 100f.

887 Das ist gewissermaßen die Monumentalversion dessen, was für Schrebergärten von Kerstin Decker in der taz vom 23. April 2003 (»Häuserkampf für den Frieden«) beschrieben wird: »Jedes Mal, wenn ich an Luzern vorbeikomme, warte ich auf die kleine Gartenkolonie. Es wachsen keine Bäume dort, denn für Bäume sind diese Gärten viel zu klein. Aber fast alle haben in ihrer Mitte einen großen, baumlangen Fahnenmast. Das hat genau drei Gründe. Nur nach oben sind diese Gärten unbegrenzt, außerdem nimmt ein Mast nicht so viel Platz weg wie ein Baum, und drittens ist

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

eine Fahne, Nationalzeichen, das Banner. So, wie »die stattlichen Bäume« zu »lebendigen Monumenten der Väter«[888] werden, wird die Fahne zum Zeichen der ›Ahnen‹. Mit Canettis Definition der »Fahnen als sichtbar gemachter Wind«[889] und dessen These, dass sich »im Wind die *unsichtbaren Massen* verkörperten, vor allem die Masse der Toten«, schließt Theweleit, »würde der domestizierte Geist der Toten in den Fahnen mächtig wehen. (Fahnen – Ahnen!) Die erhobene Fahne: das Heer der Toten kämpft mit uns«. Eine enorm gesteigerte Macht erhalten die Fahnen, »wenn man zur Masse der Toten die Masse *des* Toten zählt, die abgestorbenen eingesperrten Wünsche. Dann präsentiert sich in der Fahne auch das gebändigte und äußerlich sichtbar gemachte Triebleben dessen, der der Fahne folgt, in seinen Wunschfarben; dann schaukelte in den Fahnen das zur Ordnung gebrachte Fließen des Wunsches auf dem Bild einer Welle. Nicht Bewegung ist in der Fahne, vielmehr der Ausdruck von Bewegung, vielfältig benennbar (z.B. auch als tragbare Flamme, als ›das Geräusch des Raubvogels über uns‹ etc.). Wenn sie dem Feind in die Hände fällt, geht die Masse der/des Toten in sein Gefolge über und die Ordnung der Triebe gerät außer Kontrolle – die Fahne muß zurückerobert werden«.[890] Friedrich Ludwig Jahn, der sich daran macht, mit Turnen in ›freier Natur‹ wehrhafte, ihre Triebe beherrschende Männer entstehen zu lassen, ist ebenso mitverantwortlich für die Gründung der Burschenschaften im Zeichen der ›Freiheitskriege‹. Ihre Farben sind Schwarz und Rot mit goldener Einfassung, den Uniformen von Theodor Körners »Lützowschen Freikorps« entlehnt. Auf dem Wartburgfest 1817 kommt es zur Verbrennung »›undeutscher‹ Bücher [...], die die ursprüngliche Kultur des Volkes vergiftet hatten«.[891] 15 Jahre später auf dem Hambacher Fest wird Schwarz-Rot-Gold zur ›Volksfahne‹.

Von der »grüne[n] Revolution« der Freiluft-Leibesübungen bleibt zunächst nicht viel übrig: »Seit den 1840er wurde das Turnen eingefangen in Hallen neuen Typs, in Turnhallen voller Geräte, an denen auf Kommando Drillübungen vollzogen wurden. Hallenschwimmbäder mit Klassen- und Geschlechtertrennung und kommerzielle Zirkusbauten ergänzten das Bild – Räume eines restaurativen, aber industriellen Zeitalters.«

der Mast gewissermaßen die Bestimmung des Baumes. Seine von allem Blattplunder befreite Endgestalt. An den vielen Mastspitzen aber wehen lauter Schweizer Fahnen.«

888 Oberforstrat Burckhardt, zit. n. Küster, a.a.O., S. 191.

889 Canetti, a.a.O., S. 95.

890 Theweleit: Männerphantasien 2, S. 329f.

891 Mosse: Ein Volk, ein Reich, ein Führer. Völkische Ursprünge des Nationalsozialismus. Königstein/Ts: Athenäum 1979 (New York 1964), S. 11.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Was allerdings erfolgreich bleibt, ist die »körperhafte Erschließung« des Raums durch das Wandern, romantisch mit »Naturerlebnis und ›unbestimmte[m] Sehen‹« begründet, naturwissenschaftlich mit Pflanzenexkursionen, nationalpatriotisch und heimatbewegt mit dem »Kennenlernen des Vaterlands«. Vornehmlich »aber gab man sich pädagogisch, erzieherisch, körperbildend, beginnend mit den Ausflügen der Philantropen und fortgesetzt im lehrhaften Schulwandern des 19. Jahrhunderts«.[892] All das hängt offenbar auch mit der Neubegründung der Wälder zusammen. Schon wenige Jahrzehnte danach werden sie »für Natur« gehalten. »Man bemerkte nicht, daß nun Wälder aus Fichten und anderen Bäumen emporwuchsen, die es zuvor noch nie dort gegeben hatte, und übersah, daß viele Fichten in Reih' und Glied gepflanzt waren«, ebensowenig Spuren vorheriger Besiedlung oder agrarischer Nutzung (»seltsamerweise [...] auch in wissenschaftlichen Publikationen«). »Niemand zweifelte daran: Wald, die Heimat des Wildes ist gleichbedeutend mit Natur. Die Waldwesen aus Märchen und Sagen lebten nun nicht mehr nur in den eigentlichen Wildnissen, sondern auch in den neubegründeten Wäldern«.[893] Zumal diese Wälder gar neue bürgerliche Ritualobjekte hervorbringen. »In den neu entstehenden Forsten setzte man die Fichten zu dicht nebeneinander. Schon nach wenigen Jahren mußte man die Waldfläche durchforsten«. Die anfallenden Jungfichten werden im 19. Jahrhundert zu Weihnachtsbäumen und verdrängen weitgehend bisherigen Schmuck wie Stechpalmen- und Mistelzweige.[894] Hierbei werden Nadelbäume (wie auch ›Knecht Ruprecht‹) in vorgeblich »dauernder Kontinuität« zu Abkömmlingen des »germanischen Mythos« erklärt, zurückgeführt auf die ›nordische‹ Wintersonnenwende.[895]

892 Eichberg, a.a.O., S. 210.
893 Küster, a.a.O., S. 202f.
894 Vgl. ebda., S. 189f.
895 Vgl. Weber-Kellermann, Ingeborg (Hg.): Die Familie. Eine Kulturgeschichte der Familie. Frankfurt/M: Insel 1996 (1976), S. 300f. Dagegen behauptet Anne Martin-Fugier (ohne das zu belegen), der Weihnachtsbaum sei vermutlich skandinavischen Ursprungs, im 30jährigen Krieg von Schweden nach Deutschland gebracht worden, sei aber erst seit Anfang des 19. Jahrhunderts populär. Verbürgt seien Christbäume in Straßburger Häusern schon für 1605 (Riten der Bürgerlichkeit, in: Perrot, Michelle [Hg.]: Geschichte des privaten Lebens 4. Von der Revolution zum Großen Krieg, S. 223). Nach Weber-Kellermann gibt es in »Zunftstuben der Reformationszeit«, aber noch nicht im familiären Kontext »geschenktragende Schüttelbäumchen«, am Heidelberger Hof Anfang des 18. Jahrhunderts lichtgeschmückte Buchsbäumchen (ebda.).

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Die neuen geregelten Forste, Altersklassenwälder, entstanden »vor dem Hintergrund einer nationalen Idee« oder ökonomisch begründet,[896] werden zum Ausgangspunkt neuer bürgerlicher Praktiken der Naturaneignung, der Identifikation mit Orten, die immer weniger ›draußen‹ liegen. Die Maschinenförmigkeit des geregelten Forstes geht dabei in der Wahrnehmung auf, d.h., er entspricht den Identifikationen des Soldatischen, des männlich Geordneten. Da, wo das nicht ausreicht – oder tatsächlich Widersprüche zwischen realem ›Waldbild‹ und Anspruch auftauchen – halten übrig gebliebene alte Wirtschaftswälder, Hute-, Nieder- und Mittelwälder als (mythisch aufgeladene) Ur-Wälder her. Hier wie da: »ordnungsstiftende Signatur«. Die Ordnungsstiftung der Landschaft, des Waldes erhöht sich in dem Maße, in dem infolge gesteigerter Industrialisierung und des Wachstums der Städte das Urbane zunehmend als bedrohliche Unordnung wahrgenommen wird. Eine Unordnung, die – konträr zur ›männlichen‹ Ordnung des Waldes – weiblich konnotiert ist.

Exkurs II: Die (lasterhafte) Stadt als Frau und Wildnis

»In [den Gründungsmythen] ist die Gründung einer Stadt mit der Errichtung einer Mauer verbunden, mit deren Hilfe das Weibliche aufgespalten wird in einen wilden, dämonisierten Anteil draußen und in eine domestizierte Frau, Gattin und Mutter im Innern der Stadt. In der mythischen Urszene der Stadtgründung beispielsweise, wie sie uns in antiken griechischen Mythen in vielfältigen Variationen erzählt wird, läßt sich die Stadtmauer leicht als Schutzwall erkennen, mit dem die neu errichtete Ordnung (die Polis) gegen die wilde, ungebändigte Natur draußen abgegrenzt wird, gegen jenen Raum, in dem sich der Heros im Kampf gegen das Chaos als Drachentöter beweist.«[897]

Wenn im Mythos das »Bild von der weiblichen Wildnis«, personifiziert auch als Schlange, Hydra, Drachen, als Gegenbild zur Stadt fungiert, verkehrt sich das Verhältnis mit den explosionsartigen urbanen ›Wucherungen‹ seit dem 19. Jahrhundert.

»Beim Übergang von der Stadt zur *Groß*stadt kehrt dieser wilde Anteil wieder ins Innere der Stadt zurück. Mit dem Übergang zur Großstadt verliert nicht nur das Bild der Stadt, sondern auch das Stadtbild seine ordnungsstiftende Signatur. Gibt es auch immer wieder städtebauliche Versuche, Übersichtlichkeit, Geometrisierung und Zentrierung in der Anlage der Stadt zu erhalten oder

896 Vgl. Küster, a.a.O., S. 203.
897 Weigel, Sigrid: Topographien der Geschlechter, S. 157.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

wiederherzustellen, so zeigt sich gleichzeitig, daß das Wachstum der Großstadt sich planerischer Kontrolle entzieht. Die Beobachtung wird oft im Bild des Wucherns der Großstadt beschrieben.«[898]

Ihre Grenzen sind uneindeutig, ihre Übergänge ins Umland desgleichen. Die Zentrierung auf einen Punkt ist zugunsten vieler, »sozial und kulturell differenzierte[r] Zentren« aufgehoben; »die Außenseiter und Asozialen kehren in das Innere der Stadt zurück«.[899] Der Begriff vom »Weichbild« der Stadt bekommt buchstäblich eine neue Bedeutung. Der stammt vermutlich vom mittelhochdeutschen »wîch« (Stadt) und »bilde« (Bild; Kreuz, das die Stadtgrenze markiert) oder »bilidi« (Recht). Was also mittelalterlich den – mauerumwehrten – Geltungsbereich des Stadtrechts bezeichnet, bedeutet in der Moderne den Siedlungs- bzw. Einzugsbereich der Stadt. Keine Mauer mehr, die den umschließt. Die Mauer sollte die innere Ordnung vor äußeren Gefahren schützen. Jetzt beginnen stattdessen Bestrebungen, die Ordnung draußen in der Landschaft zu schützen vor der metastasierenden Unordnung der Stadt, der Industrie. Burckhardt spricht vom »Geschwindigkeitsraum«, den »explodierende[n] Stadtkerne[n], die sich wie unter Dampf gesetzt in konzentrischen Kreisen ausdehnen, metastasieren, in Kreisen und Wellenbewegungen, die wie die Jahresringe der industriellen Entwicklung anmuten. Der Raum ist nicht mehr etwas, das unwandelbar, absolut und feststehend ist, sondern er gerät in die Schieflage, ins Rutschen, er reißt auf, folgt untergründigen Druckwellen, tektonischen Beben«.[900] Untergründig: der Leib der Stadt bebt. Städte, die ihre Körperlichkeit, die die (und sei es nur annähernd) geometrische Grundordnung ihrer Peripherie verlieren, noch nicht durch das Schleifen der Mauern, dann aber durch explosionsartige industrielle Entwicklung. Der Stadt-Körper wird zum wuchernden Leib: Wildnis. Er metastasiert, befällt die Landschaft, verschlingt mit ihr die Landbevölkerung, proletarisiert sie. Das Mechanische erscheint als Organisches, die destruierende Technik als Naturkatastrophe. Verschlingende Stadt und verschlingende Maschine sind ›weiblich‹. Sie verschlingen nicht nur, sie spucken auch wieder aus: Proletarier.

Jean Vebers Gemälde »Die Maschine« von 1900[901] plaziert eine nackte Frau mit in die Hüften gestützten Händen und hochgewirbeltem langen schwarzen Haar, sardonisch lächelnd das Geschehen zwischen

898 Ebda., S. 173.
899 Ebda.
900 Burckhardt, Martin: Metamorphosen von Raum und Zeit, S. 275f.
901 Abgedruckt in Theweleit: Männerphantasien 1, S. 454.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

ihren Beinen betrachtend, rittlings auf eine Turbine – maschinelle Verlängerung ihres Unterleibes. Die Turbine treibt nicht nur mittels der sich in ihrer Öffnung vor- und zurückbewegenden Pleuelstange das große Schwungrad an. Sie entfacht auch einen Orkan, der aus der Öffnung entweicht und sehr klein dargestellte männliche Arbeiter durch die Luft wirbelt, um sie am Schwungrad zu zerschmettern.

»Symbol der unheimlichen geheimen Kraft der Maschine, die alles zermalmt, was ihr in die Räder kommt, was die Wege ihrer Kurbeln, Stangen und Riemen kreuzt, oder was gar sinnlos vermessen in ihre Speichen greift, – das ist das Weib. Aber auch umgekehrt: Symbol des männerwürgenden Minotaurocharakters des Weibes ist die Maschine, die kalt und grausam ohne Rast und Ruh' Hekatomben von Männern opfert, als wären sie ein Nichts!«,

schreibt zeitgenössisch Eduard Fuchs.[902] Das Maschinen-Weib, die Weib-Maschine lässt sich durchaus als Hexe verstehen – Hexen gehören, zusammen mit all den anderen ›phallischen Frauen‹, in dieser Zeit (wieder) zum populären Sujet der bildenden Kunst und des Kunstgewerbes.[903] Sie ›reitet‹ auf der Turbine, der Pleuelstange (dem ›Hexenbesen‹), entfacht aus ihrem ›Topf‹ einen Orkan, ihr Haar weht gegen die Windrichtung. Das alles sind Stereotype aus frühneuzeitlichen Darstellungen.[904]

902 Fuchs: Die Frau in der Karikatur (1906); zit. n. Bovenschen: Die aktuelle Hexe, in: Becker, Gabriele et al.: Aus der Zeit der Verzweiflung, S. 298.

903 Vgl. dazu Stelzl, Ulrike: Hexenwelt. Hexendarstellungen in der Kunst um 1900. Berlin: Frölich & Kaufmann 1983.

904 »Die Hexe ist ein ›Weib wie der Wirbelwind‹. Diese Assoziation drängt sich durch die dynamische Bewegung und das flatternde Haar [...] geradezu auf«, schreibt Stelzl dazu. Es geht um die Dämonisierung der zerstörerischen Potenz des Windes, insbesondere des Orkans, im deutschen Volksglauben, um die besonders gefährliche Windsbraut also, die oft mit Hexen gleichgesetzt wird, belegt mit »typisch weiblichen Eigenschaften« dem »Kulturzerstörerischen«, der »Neigung zum Weinen, Zanksucht und Geschwätzigkeit« sowie zur »Tollheit«. Ebda., S. 39. Den Topf zwischen den Beinen, aus dem der Sturm entweicht, thematisiert z.B. Hans Baldung (»Die Hexen«, 1510), vgl. Abb. 2 in dieser Arbeit. Von Dürer stammt ein Kupferstich (»Die Hexe«, um 1502), auf dem die nackte Frau einen Bock reitet. »Während der Bock zum rechten Bildrand strebt, suggeriert das fliegende Haar der Frau eine Bewegung nach links« – »Sinnbild teuflischer Verkehrtheit«; vgl. Unverfehrt, Gerd (Hg.): Dürers Dinge. Einblattgraphik und Buchillustrationen Albrecht Dürers aus dem Besitz der Georg-August-Universität Göttingen. Katalog zur Ausstellung der Kunstsammlung der Universität (11.5.-21.6. 1997) Göttingen: Kunstgeschichtliches Seminar der Universität 1997, S. 208ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

»Indem die Allegorien des Industriezeitalters, verkörpert durch Frauengestalten, das Bezeichnete erstarren lassen und aus dem historischen Kontext heben, kann Technik wieder als bedrohliche Naturpotenz erscheinen. [...] Dort, wo der technologische Fortschritt sich hinter dem Rücken derer entwickelt, die ihn initiieren, und sich gegen sie verselbständigt, steht für diese Bedrohung auch wieder die Frau, die an dem Prozeß von Anbeginn nicht teilhatte. Zerstörerische Technik erscheint als Naturkatastrophe, analog zur vermeintlich ungebrochenen Sinnlichkeit der Frau. Allegorie und Mythos behaupten Natur gegen den Widerstand des Geschichtsverlaufs.«[905]

Technik, die sich hinterrücks verselbständigt, als bedrohliche »Naturpotenz«: Die entfesselte Maschine wird zur ›reißenden Natur‹. In dem Maße, wie die Landschaft geordnet, ihre Natur »technisch-zivilisatorisch[]« gebändigt ist, zur »lieblichen Nahlandschaft« oder ›erhabenen Weite‹ des Spaziergängers seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert wird,[906] wie der Wald zur – unbemerkten, weil der Wahrnehmung adäquaten – Maschine wird und/oder zum heroischen Ort ›ewiger Werte‹, zum vorgeblich ruhenden Raum, geraten die städtischen Maschinen hinter dem Rücken ihrer Initiatoren zur Wildnis, zum brodelnden Raum, der seinerseits brodelnde, effeminierte Massen gebiert. Der Turiner Rechtsgelehrte Scipio Sighele (»La folla delinquente«, 1891), unübersehbar beeinflusst von Cesare Lombroso/Enrico Ferri, und der Pariser Mediziner und Populärwissenschaftler Gustav Le Bon (»Psychologie des Foules«, 1895) pointieren mit ihrer ›Massenpsychologie‹, was zeitgenössisch »gleichermaßen Narrativ der Großstadtliteratur und Großstadtreportage wie auch emblematischer Gegenstand der [...] Soziologie« ist, fußend auf der »spezifische[n] Mischung von Biologismus, Evolutionismus und Rassenlehre, die nach 1880 in der Medizin, Psychologie, Anthropologie und der entstehenden Kriminalwissenschaft hegemonial wurde«:[907] Die Massen sind weiblich, sexuell ungezügelt und grausam. Mit ihnen »kehrt der Naturzustand und die Barbarei in die Kultur zurück«. Die proletarisierten Massen sind »der Triumph der Triebnatur«. Reizbar und impulsiv sind sie, urteilt Le Bon, ihnen fehlt es umfassend an Geist, sie sind emotional überschäumend, so wie die anderen »Wesen

905 Bovenschen, a.a.O., S. 298f.

906 Schneider, Helmut J.: Selbsterfahrung zu Fuß. Spaziergang und Wanderung als poetische und geschichtsphilosophische Reflexionsfigur im Zeitalter Rousseaus, in: Söring, Jürgen/Gasser, Peter (Hg.): Rousseauismus. Naturevangelium und Literatur. Frankfurt/M u.a.: Peter Lang 1999, S. 150.

907 Musner, Lutz: Stadt. Masse. Weib, in: Hödl, Günther et al. (Hg.): Frauen in der Stadt, S. 66f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

von niederer Entwicklungshöhe«, wie »Frauen, Wilde[], Kinder[]«. »Das Weib« ist es auch, so Sighele, das die Massen zu Aufruhr und Demonstrationen anstachelt, die Männer zu Grausamkeiten und Unverschämtheiten anstachelt und sie darin noch übertreffe.[908]

Die Großstadt wird pathologisiert, Proletariat (und Prostitution) als eindeutiges Merkmal sozialer Degeneration diagnostiziert.

»Der Begriff der ›Degeneration‹ wie auch der der ›Dekadenz‹ wurde dieserart zum Gegenbegriff von Aufklärung und Fortschritt und damit zu einer negativen Folie des bürgerlichen Weltbildes, die nicht nur die Krisenphänomene der neuen Massendemokratien in Westeuropa, soziale Devianz, Anomie und Entfremdung erklären sollten, sondern den politischen Eliten auch als Abwehrbegriff gegen die ersten Machtdemonstrationen der Arbeiterbewegung dienen sollten.«

Zuschreibungen wie ›Pöbel‹, im ständischen Sozialgefüge frühneuzeitlicher Städte »zwar als rechtloses aber dennoch ›organisches Substrat‹ der Kommune wahrgenommen«, werden seit der Mitte des 19. Jahrhunderts obsolet »angesichts einer durch Industrialisierung, Kapitalisierung und Landflucht verursachten Konzentration der sozialen Unterschichten in den Städten«: Die ›Massen‹ entstehen als »neuartige soziale Entität«, amorph und schon daher bedrohlich.[909] Landflucht heißt ›Entwurzelung‹, Verlust, Umkehrung tradierter Geschlechterhierarchie, die der ›Bauernstand‹ noch garantiert hat. »In vielen Fällen«, notiert Friedrich Engels 1845 fürs Proletariat,

»wird die Familie durch die arbeitende Frau nicht ganz aufgelöst, sondern auf den Kopf gestellt. Die Frau ernährt die Familie und der Mann sitzt im Hause, verwahrt die Kinder, kehrt die Stuben und kocht. [...] Man kann sich denken, welche gerechte Entrüstung diese tatsächliche Kastration bei den Arbeitern hervorruft und welche Umkehrung aller Verhältnisse der Familie, während doch die übrigen gesellschaftlichen Verhältnisse dieselben bleiben«.[910]

Tatsächliche Kastration. Zumindest aber »ist dem letzten Rest der Männerherrschaft in der Proletarierwohnung aller Boden entzogen – es sei denn noch ein Stück der seit Einführung der Monogamie eingerissenen Brutalität gegen Frauen«, seit »die große Industrie die Frau aus dem Hause in die Fabrik versetzt hat und sie oft genug zur Ernährerin der

908 Vgl. ebda., S. 74f.
909 Vgl. ebda., S. 65f.
910 Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse in England, in: MEW 21. Berlin (O): Dietz 1968, S. 369.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Familie macht«.[911] Was für Engels einen ›subjektiven Faktor‹ auf dem Weg zur »Beseitigung der kapitalistischen Produktion und der durch sie geschaffenen Eigentumsverhältnisse« darstellt, an dessen Ende dann »die gegenseitige Zuneigung« als ausschließliches »Motiv« der »Gattenwahl« stehe.[912] Aber so etwas läuft auf die Nivellierung der Geschlechterhierarchie (»tatsächliche Kastration«) hinaus. Dabei wird die strikte Abgrenzung der Geschlechterrollen voneinander als grundlegendes Erfordernis im ökonomischen, sozialen und privaten Raum wahrgenommen. »Es wurde ständig beteuert, daß Arbeitsteilung und die Unterscheidung zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit ein dringendes Gebot des modernen Zeitalters waren.«[913] Nur – davon ist der wissenschaftliche Kommunismus überzeugt – arbeitet die Bourgeoisie qua kapitalistischer Produktionsverhältnisse selbst an ihrer Abschaffung. Es bewähre »sich hier wieder die Ironie der Geschichte«: Das aufstrebende Bürgertum (vor allem das protestantische) habe die Freiheit der Gattenwahl propagiert, die »Liebesehe« zum Menschenrecht erklärt, »und zwar nicht nur als droit de l'homme, sondern auch ausnahmsweise als droit de la femme«. Während Menschenrechte normalerweise »auf die herrschende Klasse [...] beschränkt blieben«, sei es hier faktisch umgekehrt, sei die herrschende Klasse »beherrscht von den bekannten ökonomischen Einflüssen«, was nur ausnahmsweise zu real »frei geschlossene[n] Ehen« führe, »während diese bei der beherrschten Klasse [...] die Regel sind«.[914]

Die bürgerlich geschaffene »gesellschaftliche Dynamik der Moderne« erscheint zugleich als Drohung mit Kontrollverlust und somit als Ursache ständiger Versuche, diese Dynamik »unter Kontrolle zu halten«.[915] Bedrohliche ›Weiblichkeit‹ speist sich ebenso aus anderen Gruppen, die wahrgenommen werden als Resultat sozialer Bewegung, Beschleunigung, der nun zunehmenden Durchlässigkeit bisheriger sozialer Schranken, Entgrenzungen und Vermischungen: Künstler, Bohemians, Flaneure werden im vorherrschenden normierenden medizinisch-psychiatrischen Diskurs zur »Dégénérecence supérieure« ernannt, »weil hier auch das Genie eingruppiert wurde. Disharmonie, einseitige Talente, Leidenschaftlichkeit, Tendenz zum Pessimismus, Hysterie und Sensibilität zählten zu den Merkmalen künstlerischer ›Entartung‹« wie sie

911 Vgl. Ders.: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates. Im Anschluss an Lewis H. Morgans Forschungen. Berlin (O): Dietz 1969 (1884), S. 82.
912 Ebda., S. 93.
913 Mosse, George L.: Nationalismus und Sexualität, S. 35.
914 Engels: Der Ursprung, S. 82.
915 Mosse, a.a.O.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

auch immer wieder Max Nordau vermisst, klassifiziert und beklagt. Und diese Künstler scharen andere »Degenerierte«, Neurastheniker und Nervöse aller Art, Hysteriker um sich.[916] Juden wird »zuweilen eine Verwirrung der Geschlechterrollen zur Last gelegt«,[917] ein »wollüstiges Verlangen nach nicht-jüdischen Frauen«, um diese zu »verderbe[n]«.[918] Homosexuelle werden charakterisiert durch ihre »feminine Erscheinung und zerrütteten Körper« (Ambroise Tardieu: »Die Vergehen gegen die Sittlichkeit«, 1860),[919] »Rastlosigkeit und Exzessivität« und damit Paradebeispiele »der modernen Zeit« (Iwan Bloch: »Das Sexualleben unserer Zeit«).[920] Sie alle werden feminisiert: »Emotionalität, Dominanz von körperlichen Reaktionen, Hemmungslosigkeit, Irritabilität, Lügenhaftigkeit, Unverstand, Infantilismus, Tierähnlichkeit, Instabilität, häufiger Stimmungswechsel, Instinktbetontheit, Feigheit, Ängstlichkeit – solche Eigenschaften konstituierten weibliche Normalität«.[921]

Damit zugleich ist hier »ein ganzes Geschlecht«, das weibliche, sozial zum kranken erklärt.[922] Weibliche Emanzipation wird zum Signum ›weiblicher Entartung‹, ebenso wie Prostitution. »So wie feministische Ziele *sexuell* konnotiert wurden, galt auch die Prostitution als sexuelle ›Perversion‹: Onanie, lesbische Beziehungen, Nymphomanie, Hysterie, Imbezillität, Schwachsinn stellten Entartungsäußerungen von Prostituierten dar.«[923]

Schulemachend ist dabei Guigliamo Ferrerro/Lombroso: »Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte«. Weibliche ›Normalität‹ ist zweigeteilt. Neben der Hurenhaftigkeit ist sie geprägt von »›Kinderliebe‹ und ›Mutterinstinkt‹« auf der anderen Seite. »Gebärfähigkeit, Menstruation und Mutterschaft« werden zu »›körperlich[n]‹ Stigmata«. Beiden Kategorien – Mutter und Hure – gemein ist die »Thierähnlichkeit«, das Verbleiben im Naturzustand, was sich auch in größerer Leidensfähigkeit, Schmerzerduldung zeige, im »Urzustand«, weil Frauen und »Thiere seit undenklichen Zeiten immer dasselbe thun«, so Paul Julius Möbius (»Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes«, 1900). Frauen werden zur »Inkarnation« all dessen, dem »sich das maskuline Prinzip ge-

916 Vgl. Bergmann, Anna: Die verhütete Sexualität. Die medizinische Bemächtigung des Lebens. Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 1998 (Hamburg 1992), S. 267.
917 Mosse, a.a.O., S. 36.
918 Ebda., S. 178.
919 Vgl. ebda., S. 41.
920 Vgl. ebda., S. 51.
921 Bergmann, a.a.O., S. 268.
922 Vgl. ebda., S. 268.
923 Ebda., S. 273.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

rade zu entziehen versuchte«.[924] Frauen und ›Entartete‹ verletzten die Norm, denn »das normale Geschlecht ist männlich«.[925] Es sieht sich offenbar gefährdet in einer Gesellschaft in ›Auflösung‹. Einer Gesellschaft, die droht verschlungen zu werden von »›gesellschaftsfeindliche[n] Ich-Süchtige[n]‹, ›schädliche[n] Raubtiere[n]‹, ›wilde[n] Tiere[n]‹, ›Krokodile[n] der Gesellschaft‹, ›menschliche[n] Ungeheuer[n]‹«.[926]

Die Kategorien von Norm und Abweichung sind (auch) Reaktionen auf eine ›physische Demokratisierung‹. »Die Bougeoisie richtet Freiheit und Gleichheit der Körper ein. Beide Errungenschaften sind für ihren Aufstieg an die Macht notwendig, um sich gegen die Gewalt von Seiten des Adels zu schützen und um zum Adel aufzuschließen.«[927] Physische Demokratisierung aber lässt, weil es keine unterschiedlichen ›Naturen‹ der Körper mehr gibt (bis auf die eine neue, die biologische), die anderen, ›niederen‹ Körper dem bürgerlichen auf den Leib rücken. Das zwingt zum Einen zu permanenten Distinktionsleistungen nach unten und oben.[928] Das bedroht zum Anderen mit Kontrollverlust. Der »Arbeiterkörper« erscheint als multiple Gefährdung: Seine ›Roheit‹ bedroht die ›Kultiviertheit‹ des Bürgerkörpers, seine ›Bereitschaft‹ zu Gewalt und Aufruhr bedroht die politische Herrschaft, seine Sexualität die Herrschaft des Bürgers »über die Frauen seines Standes«.[929] Kontrollverlust droht ebenso durch weibliche Emanzipation, droht durch Prostituierte, ›Entartete‹. Kontrollverlust lässt auch beim ›Bedrohten‹ die Gefahr des Leibes virulent werden, der ›Ansteckung‹. Das »Treibhaus« urbaner Zivilisation, das Friedrich Ludwig Jahn beklagt, thematisiert auch der bedeutende deutsche Philanthrop und Pädagoge Joachim Heinrich Campe im »Väterliche[n] Rath an meine Tochter« (1796). Die meisten seiner Zeitgenossen seien degeneriert, ihre Natur entartet, so dass sie »gleich Pflanzen, die im Treibhause gezogen werden, zu einer übereilten, also unnatürlichen und verderblichen Reife in jeder Betrachtung; auch in der, daß der Fortpflanzungstrieb weit früher bei ihnen erwacht, als er, der Absicht Gottes gemäß, erwachen sollte«. Selbst »Thiere« und solche

924 Bergmann, a.a.O., S. 168f.
925 Braun, Christina von: Nicht ich: Logik, Lüge, Libido. Frankfurt/M: Verlag Neue Kritik 1985, S. 24.
926 Bergmann, a.a.O., S. 159. Sie zitiert Max Nordau: Entartung Bd. 2 (1893), Auguste Forel: Die sexuelle Frage (1904), Kraepelin, Emil: Psychiatrie (1915), Krafft-Ebing, Richard von: Psychopathia sexualis (1887).
927 Gebauer, Gunter: Ausdruck und Einbildung, in: Kamper/Wulf (Hg.): Die Wiederkehr des Körpers, S. 318.
928 Vgl. ebda., S. 323ff.
929 Ebda., S. 320.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Menschen, »die wir Wilde nennen«, da sie »bloß triebmäßig« verfahren, würden den vom »erhabenen Urheber der Natur selbst« erlassenen Vorschriften besonders bezüglich des Fortpflanzungstriebs verpflichtet bleiben, »seine absichtsvolle Einschränkung und die weisesten Gesetze, nach welchen er wirken soll« befolgen – obschon in roher Weise und ohne sie erkennen zu können. Der vernunftbegabte Mensch aber würde dieser Verbindung immer stärker verlustig gehen, »und zwar je verfeinerter und ausgebildeter er wird«, je größer und stärker seine »Verweichlichung, gekünstelte Bedürfnisse und Ueppigkeit« werden. Dieses Treibhaus der Wollust verwandele »in Gift und Fluch«, was dem Menschen eigentlich »zur Genesung und zum Segen gereichen sollte«, wo »durch verkehrte Erziehungsweisen« bewirkt »der schändliche und verderbliche Mißbrauch [...] von diesem Naturtriebe gemacht wird«.[930] Er spricht von einer Ruderalwildnis, »dem vergifteten Unkraute« und »dem Schierlinge«,[931] die an den »labyrinthische[n] Abwege[n]« der degenerierten Menschen wachsen.[932] Selbst »in feinen Gesellschaften« seien sie »eine Lieblingsmaterie der Unterhaltung und ein Gegenstand des Scherzes geworden«, all die »schlüpfrigen Vorstellungen« und »schmutzigen Zweideutigkeiten«; abgesehen von den »Ausgüssen einer unreinen Einbildungskraft« in Theatern, Bildergalerien und Büchersälen, deren einziger Sinn und Zweck darin bestehe, »den Geschlechtstrieb anzuregen und schändliche Begierden zu entzünden« und so »Seelen damit zu vergiften«. Anleitungen zur Unzucht gerade für die »junge[n] unschuldige[n] Personen« weiblichen Geschlechts.[933]

Treibhaus, Labyrinth, Wildnis. Weibliche Personifikation von Städten (und Territorien) ist eine strukturelle Wiederholung des »in den Gründungsmythen« bereits Vorhandenen, des sozialen Prozesses einer »Bewältigung der als doppelgestaltig gewerteten Natur«, der sich imaginär »am Bild der Frau vollzieht und dabei gespaltene Frauenbilder produziert«: Nicht begrenzte und nicht domestizierte Natur wird verglichen »mit dem wilden Anteil des Weiblichen«, erobertes, zivilisiertes und begrenztes Terrain »mit seinem domestizierten Anteil«.[934] Diese Strukturen bleiben Dispositiv: »Solange der Leib der Frauen als Wunschterri-

930 Campe, Joachim Heinrich: Väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Thephron. Der erwachsenen weiblichen Jugend gewidmet. Braunschweig 1796 (Reprint d. 5. Aufl. Paderborn: Hüttemann 1988), S. 153ff.
931 Ebda., S. 148f.
932 Ebda., S. 154.
933 Ebda., S. 160f.
934 Weigel: Topographie der Geschlechter, S. 173.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

torium anstelle des vorenthaltenen Leibs der Erde dienen kann, braucht keins der historischen Bilder abzusterben. Denn jedes ist vom entfalteten Kapitalismus reproduzierbar, neu belebbar«.[935]

Im Folgenden möchte ich einen historischen Überblick geben, ehe ich abschließend zur ›Großstadt-Wildnis‹, der Wahrnehmung von Beschleunigung und Auflösung, insbesondere im deutschsprachigen Raum seit dem 19. Jahrhundert zurückkehre.

Zunächst zu den Gründungsmythen. Sie gehen apokalyptischen Erzählungen wie der über die ›Hure Babylon‹ voraus. Weigel referiert den Mythos der »zweite[n] Gründung Athens«, in dem der »hinkende Schmiedegott« Héphaistos beim Nachstellen der fliehenden Athene seinen Samen verliert, den Boden befruchtet, woraus Erichthónios hervorgeht. Der wird von Athene aufgezogen und »als zweiter Gründer des attischen Staates betrachtet«. Der Mythos spricht von einer Aufspaltung des weiblichen Anteils in die gebärende Funktion, hier der Erde – »Ge (oder Gaia)« –, und die aufziehende Funktion – der Jungfrau Athene –, also von einer »Integration der Matri- und Patrilinie in die Organisationsform der Polis« unter »Ausschluß der Sexualität«. Diese Polis wird gebildet von Kriegern, die unter dem Schutz der (hier Kriegsgöttin) Athene stehen, weil sie nicht aus ihrem Schoß stammen. Es gibt Variationen des Mythos: Kádmos tötet den Drachen, sät dessen Zähne aus. Daraus entstehen Krieger, die sich gegenseitig umbringen, bis auf fünf. Sie gründen Theben mit Kádmos, der seinen Triumph durch Heirat mit der Frau »Harmonia« feiert. Später wird Ödipus die Sphinx, die Theben belagert, mit List überwinden, in die Stadt einziehen und seine Mutter heiraten.[936]

Weigel: »Der Drache haust an jenem Ort, an dem die Stadt nach seiner Tötung entsteht. Dem entspricht, daß die Ordnung durch das bedroht wird, aus dem und durch dessen Überwindung sie erst geschaffen wurde.« Existiert in einem Mythos eine Stadt bereits, wird sie »oft von einem Drachen bedroht [...], der *vor* ihren Mauern placiert ist«. Die Jungfrau, die der Drachentöter als Lohn erhält, »hat ihren Ort *in* der Stadt«.[937] Das muss allerdings präzisiert werden. Zunächst ist diese Jungfrau das Opfer des Drachen, das er verschlingen will. Um ihn zu besänftigen, wird sie ihm geopfert und muss aus der Stadt in die Wildnis. Sie, die noch keinem Manne untertan ist, droht, von ihrem eigenen wilden Anteil – dem Drachen – verschlungen zu werden. Der Held tötet den

935 Theweleit, Klaus: Männerphantasien 1, S. 455.
936 Vgl. Weigel, a.a.O., S. 157f.
937 Ebda., S. 158f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Drachen und bringt sie in die Stadt zurück. Nun wird sie seine Frau, endgültig domestiziert.

»Für das Weibliche versinnbildlicht die Stadtmauer damit eine Aufspaltung in die ungebändigte Natur draußen und in die domestizierte, entsexualisierte Frau, ihre erstarrte, versteinerte, in den Mauern der Stadt buchstäblich gefangene Existenzweise: Die Stadtmauern, die sich drinnen in den Häuserwänden vervielfältigen, begrenzen den Ort der Frau im Sozialen als ›lebendig Begrabene‹. Fortan soll sie sich drinnen, im Innern, im Verborgenen bzw. im sogenannten Privaten aufhalten – dort, wo ihr Leib nicht sichtbar ist, nur verwendbar zum ›bestimmungsmäßigen Gebrauch‹ für den, der ihn zu seinem Besitz rechnen kann.«[938]

Mit dem Verweis der Frau hinter die Mauern errichte sich der Held »einen Herrscherstuhl, so daß Frau und Stadt für ihn wechselseitig Ordnungsfunktionen erhalten«.[939] Wichtig an derartigen Mythen ist der Kern der räumlichen Aufteilung zwischen den Geschlechtern: Der Mann bewegt sich in beiden Sphären, ›innen‹ und ›draußen‹, die (züchtige) Frau, Gattin und Mutter, ist zwingend aufs ›Innere‹ verwiesen. Antigone verstößt dagegen, weil sie vor den Stadtmauern den toten Bruder bewacht. Sie beruft sich aufs »Gesetz des Totenreichs«, der Herrscher Kreon auf die »Götter der Väter«. Sophokles' Text entfalte »sichtlich« den »Kampf um die Autorität des Mannes«. Kreon lässt die zuchtlose, die männliche Ordnung bedrohende Antigone zur Strafe lebendig begraben, einmauern in eine Felsenkammer – das »Brautgemach«, Hinweis »auf die ummauerten Brautgemächer der anderen Frauen, in denen ihr Geschlecht lebendig eingeschlossen ist«.[940]

Die weibliche Personifizierung von Städten bezeichnet Passivität und Besessenwerden oder Auflehnung gegen diese Ordnung. Städte sind Tochter, Braut, Mutter einerseits, Hure, Ehebrecherin andererseits. Sie sind weiter die ›erotisch Lockende‹, die Jungfrau, die Geschändete, erneut die Hure.

Für die Israel umgebenden Gesellschaften ist die weibliche Städte-Personifizierung für das 1. Jt. v.u.Z. dokumentiert. Hier »verschwimmen« die Vorstellungen von weiblich gedachten Städten und Stadtgöttinnen so stark, »daß der Stadt auch göttliche Eigenschaften zugewiesen wurden. Marc Wischnowsky erwähnt dabei Unterschiede zwischen der westsemitischen und der mesopotamischen Sphäre. In ersterer sei (wie

938 Ebda., S. 159.
939 Ebda., S. 161.
940 Ebda., S. 160f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

im Hebräischen) die Stadt »grammatisch weiblichen Geschlechts«, in letzterer nicht.[941] Eine Zuschreibung, die – wie Barbara Häusl zeigt – seit Ende des 19. Jahrhunderts gängig ist, aber unhaltbar. »[N]ichtbelebte Größen« seien, anders als Lebewesen oder Personen, mittels der grammatischen Genera nicht zu erklären, da sie »nicht auf Regelhaftigkeiten der abgebildeten Wirklichkeit und Welt zurückzuführen« seien. Dass derartige Erklärungen trotzdem »regelmäßig« zu finden seien, lasse jedoch »Geschlechterrollen und -wertungen der Zeit der Verfasser erkennen. Die listenartigen adjektivischen ›Beschreibungen‹ des femininen und maskulinen Genus führen zu einer Sexualisierung der Sprache, die auf die Wahrnehmung der Wirklichkeit zurückwirkt und diese (zumeist) patriarchal festschreibt«.[942]

Jerusalem, das »nach der Vernichtung Babylons, der ›Mutter der Hurerei und aller Greuel auf Erden‹«, so die Apokalypse des Johannes, als neues Jerusalem, als ›heilige Braut‹ geschmückt vom Himmel herunterkommt, ist zugleich ein ›hortus conclusus‹, von Mauern umgeben, dabei würfelförmig, in Länge, Breite und Höhe gleich – ein »Denkbild«, das eine »auf Gleichförmigkeit und Ordnung ausgerichtete[] Gemeinschaft repräsentiert«.[943] Die alttestamentarische Personifizierung Jerusalems als »Tochter Zion« oder »Frau Zion« erfolgt in verschiedenen Kontexten. Jerusalem/Zion erscheint zunächst als klagendes Opfer, später in

941 Vgl. Wischnowsky, Marc: Tochter Zion, S. 13ff.

942 Häusl, Barbara: Bilder der Not, S. 2f.

943 Weigel, a.a.O., S. 161f. Die Idee des ›himmlischen Jerusalem‹ hat in der christlich-mittelalterlichen Tradition »das diesseitige Ideal einer vollkommenen Gesellschaft verdeckt«; sie taucht bis Ende des 19. Jahrhunderts immer wieder auf (Kluge, Walter: Die Stadt der Utopie, in: Mahler, Andreas [Hg.]: Stadt-Bilder, S. 69). So etwa in Johann Valentin Andreaes »Christianopolis«, die, aufbauend auf Mores »Utopia« und Campanellas »Città del Sole«, »auch direkt von einem religiösen Heilswillen des einzelnen Menschen« ausgeht, »der nicht länger auf ein von oben kommendes ›himmlisches Jerusalem‹ warten will«. Die Stadt soll auf der »fiktiven Insel Caphar Salama« liegen, was zugleich eine Anspielung auf »den Sieg des alttestamentarischen Judas Maccabaeus über die Feinde Israels« sei (ebda., S. 74f.). Die Vollkommenheit wird oft durch das Kreissymbol dargestellt, häufig kombiniert mit dem Quadrat (anhand biblischer Beschreibung und der Topographie des realen Jerusalem), was »das alte religiöse Symbol der Mandala« ergibt. Mandala, Quadrat und Kreis bleiben grundlegend für derartige Utopien folgender Jahrhunderte, ebenso »in der Realität etwa bei den Mormonen oder in Ebenezer Howards Gartenstädten« (ebda., S. 69). Auch Andreaes »Christianopolis« ist als Quadrat konzipiert. Die Seitenlänge von 700 Fuß und die jeweils vier Häuserreihen sind sowohl Hinweis auf die heilige Zahl, die vier Elemente und Himmelsrichtungen, als auch dem realen Plan Heinrich Schickhardts für Freudenstadt – gedacht für Glaubensflüchtlinge – entlehnt (vgl. ebda., S. 75).

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

»exilischer Zeit« wird sie »vom Opfer zur Täterin«, zur »Hure« und »Ehebrecherin«, die sich auf fremde Liebhaber einlässt, was auf die »politische Koalition mit Assur und Ägypten und ihre religiöse Apostasie abzielt, die ihren Untergang selbst verschuldet. In »nachexilischer Zeit« wendet sich die Zuschreibung. »Jerusalem wird zur weltweit verehrten Königin und Mutter reicher Nachkommenschaft«, zur Heilsgarantin und -verkünderin. Die »Schuld« gilt »aufgrund ihres Strafdienstes in Babel als abgegolten«. Die »Ehe Jahwes mit seiner Stadt« wird erneuert, »das Ende ihrer Verlassenheit und Witwenschaft zugesagt«.[944] Das Tochter-Bild fungiert als Vergleich des Stadtschicksals mit der »Vergewaltigung einer Tochter und mit der Zerstörung der Zukunft einer jungen heiratsfähigen Frau«. Da Vergewaltigung zu den realen Folgen von Frauen in Kriegen gehört, hat »das Schicksal der Stadt [...] zum Schicksal des weiblichen Teils der Bevölkerung eine metonymische Relation«. Die »Tochter als Opfer ruft Gefühle des Schmerzes, des Entsetzens und der Anteilnahme hervor«. In positiven Bezügen, etwa bei »der Aufforderung zum Jubelruf« ist die Stadt in der Rolle ihrer ›Töchter‹, die freudig heimkehrende Sieger empfangen.[945]

Personalisierte Städte (ebenso ihre Bevölkerung, aber auch fremde Könige, die ganze Menschheit, der Prophet) in Paniksituationen werden »mit einer Frau in Wehen« verglichen, wobei der Vergleich weder pejorativ ist noch auf der Geschlechterdifferenz basiert (wie der »Vergleich ›Männer/Helden werden zu Frauen‹«), weil nur die Bedrängnis und Unausweichlichkeit thematisiert, die weibliche Geburtsaktivität insgesamt aber »ausgeblendet« wird.[946] In Jeremia 49,3-5 werden hingegen klagende und zerstörte Städte wie Rabba als »selbstsichere[] und reiche[] Frau«, zugleich als »bedrohte« und am Ende vernichtete Stadt dargestellt. »Weiblichkeit repräsentiert somit nicht nur Selbstbewußtsein, sondern auch Untergang.« Selbstsicherheit wird hier zum Irrtum, an dessen Ende die Vernichtung steht.[947]

Gründungsmythen sind auch im ausgehenden Mittelalter und in der Renaissance anzutreffen. Weigel zeigt das anhand von Christine de Pizans »Buch von der Stadt der Frauen« (1405), das gelesen werden könne als »Versuch einer Begründung weiblicher Geschichte«. Die Ich-Erzählerin erscheint als verwirrt über die grassierenden misogynen Urteile, etwa die »Behauptung, daß Frauen gern vergewaltigt würden«, die in Dialogen »durch die Geschichten einzelner Frauen widerlegt« wer-

944 Wischnowsky, a.a.O., S. 267ff.
945 Vgl. Häusl, a.a.O., S. 82ff.
946 Vgl. ebda., S. 111f.
947 Vgl. ebda., S. 163f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

den. Auch hier allegorische Frauengestalten, die »edle[n] Frau[en] Vernunft«, »Rechtschaffenheit« und »Gerechtigkeit«, auch hier gibt es eine Mauer, um der Stadt »Dauerhaftigkeit« und »Volkommenheit« zu verleihen. »Und indem der Entwurf überhistorisch konzipiert und der natürlichen Reproduktion enthoben ist, konstituiert sich auch *diese* Verbindung von Stadt und Weiblichkeit über die Verdrängung der Natur.« Zugleich aber werden Frauen »in *doppelter* Gestalt« präsentiert, sowohl als »Zeichenkörper«, als auch als »konkrete weibliche Subjekte« mit eigenem Namen und eigener Geschichte (die Jungfrau Maria, Heilige, edle Jungfrauen). »Weiblichkeit ist hier also nicht *nur* eine allegorische Form.«[948] Klaus Heinrich verweist im Zusammenhang mit den antiken Drachentötermythen auf die »staatserhaltende Lösung« des »Medusa-Problems« durch Perseus, im Andromeda-Relief Benvenuto Cellinis (1545/54), die »seitdem eines der entscheidenden patterns in unserer Zivilisation« darstelle: eine »elegante, kultivierende Teilung« Medusas in »Drachin« und Jungfrau. Andromeda ist an die Stadtmauer gekettet. Es ist also »eine Stadt, die befreit werden muß«, was »per definitionem« durch einen Herzog geschehen müsse. Links erschlägt Perseus die Drachin, rechts wird ihm von der Mutter (und dem Stadtrat) Andromeda als willige Braut übergeben: Vermählung der Stadt mit Herzog.[949]

Die »über die Zeiten« verbreitete Städte-Allegorisierung zu Frauen, »über deren Leiber Männer ihre Ehrkonflikte austragen, verläuft analog zur »reale[n] Vergewaltigung von ›echten‹ Frauen« bei Stadt- und Dorferoberungen. »Bekanntestes deutsches Beispiel wurde die gewaltsame ›Hochzeit‹ der ›Magdeburger Braut‹ mit den Kaiserlichen Truppen im Dreißigjährigen Krieg«.[950] Hier sind zudem Flugschriften verbreitet, in denen in »Gespräche[n] zwischen Feldherren« die von ihnen eroberten Städte »als umworbene Jungfrauen dargestellt sind«.[951] Frühneuzeitlich wird ebenso die ›lasterhafte‹, ›dekadente‹ Stadt feminisiert – auch als Erbin des Hofes. Die »an vielen Höfen praktizierten Travestiebälle und -tänze«, so Maren Lorenz, hätten ob ihrer Sprengung der Geschlechtereindeutigkeiten als »lasterhafte[] Dekadenz und Sodomie« gegolten.[952]

948 Weigel, a.a.O., S. 165ff.

949 Vgl. Heinrich, Klaus: Das Floß der Medusa, in: Schlesier, Renate (Hg.): Faszination des Mythos. Studien zu antiken und modernen Interpretationen. Basel, Frankfurt/M: Stroemfeld 1985, S. 360f. u. Abb. 38, S. 392.

950 Lorenz, Maren: Leibhaftige Geschichte, S. 114.

951 Weigel, a.a.O., S. 173.

952 Daher, folgert sie, sei auch Hermaphroditismus »als Unordnung der Natur« während der gesamten Frühen Neuzeit mit diesen höfischen Untugenden assoziiert worden; vgl. Lorenz, a.a.O., S. 110 (mit weiteren Literaturhinweisen).

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Die »Marktpräsenz von Frauen« wird mit dem Beginn der Neuzeit männlicherseits zunehmend als Zeichen ›verkehrter Welt‹, von ›Weiberherrschaft‹ gesehen. So zeigt eine zeitgenössische Karikatur, wie die Frau dem Mann das Schwert und das Geld abgenommen hat (und damit dessen ökonomische Macht). Sie schwingt die Peitsche, den (auf allen Vieren) vor den Wagen gespannten Mann anzutreiben. Dahinter stehen zwei Männer und zwei Frauen, eine Frau mit Narrenkappe, wohl für die Torheit, die Ordnung zu verkehren.[953] In den Darstellungen unterscheiden sich städtische und ländliche Szenarien bezüglich der Trennung bzw. Mischung der Geschlechter deutlich voneinander. Die »Feldarbeit und der Markt« lassen Frauen vom Land aus dem ihnen »ansonsten zugewiesenen häuslichen Raum heraustreten«. In der Stadt dagegen seien »beide Geschlechter gleichermaßen« auf der Straße anzutreffen, einem »Ort des Lebens, an dem Neuigkeiten ausgetauscht werden, an dem Gerüchte entstehen«. Das »Verhalten und die Konflikte«, die Resultat »ständige[r] Nähe« seien, bildeten »ein unerschöpfliches ikonographisches und literarisches Thema«. Immer wieder werden »die Lebhaftigkeit der Wortgefechte von Männern und Frauen gezeigt, die charakteristisch für die städtische Bevölkerung ist«. Zeichen der »Beunruhigung und Sorgen«, die aus der »Neuaufteilung der Geschlechterrollen« resultieren.[954]

953 Vgl. Kuhn, Annette/Pitzen, Marianne (Hg.): Stadt der Frauen, S. 137, ohne Angabe von Herkunft und Ort (Quelle: Steven Ozment: When Fathers ruled. Family Life in Reformation Europe. Cambridge 1983, S. 52.)

954 Borin, Françoise: Frauenbilder, in: Duby, Georges/Perrot, Michelle (Hg.): Geschichte der Frauen. Bd. 3, Frühe Neuzeit, S. 244f. Borin illustriert das mit François Guérads Kupferstich »Die Verwirrung in Paris« (um 1720). ›Zusammenleben‹ wird zum beherrschenden Thema der Ikonographie: Darstellungen des ›Liebesbaums‹ oder des ›Streits um die Hose‹, gebotener Gleicheit wie ›verkehrter Welt‹ überschreiten Grenzen, Epochen und soziale Klassen, bedienen sich aller Kunstformen »von den elitärsten bis hin zu den volkstümlichsten« und postulieren »die Wichtigkeit der moralischen und sozialen Funktion der Ehe«. Am Anfang steht die Begegnung. »Die ländliche Szenerie« betone eine größere »Freiheit in der Liebe [...] als in der Stadt. Die Liebesbäume variieren vom 15. bis zum 18. Jahrhundert wenig«, sind in zwei Kategorien unterteilt: Entweder sind »die Männer auf den Bäumen oder die Frauen«. Sind die Männer unten, bedienen sie sich »der Verführung Wein, Musik und Tand. Lockend und abwartend brauchen sie keine Gewalt, um die Schönen zum herabsteigen zu bewegen«. Die werbenden Frauen hingegen sind aggressiv, »bieten zwar Geschenke an«, fällen aber den Baum mit Äxten oder Sägen, benutzen Leitern oder Schlingen (vgl. ebda., S. 240f.). Weibliche Gewalt behauptet auch das Dauersujet des »Streits um die Hose«. Auch hier zwei Gruppen: »In der ersten ist der Raum diametral geteilt.« Mann und Frau, oft von Geschlechter-Attributen (Kleid/Hose, Gewehr/Spindel, Spaten/Besen etc.)

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Für das 18. Jahrhundert sieht Véronique Nahoum-Grappe die Entwicklung einer »zusehends einheitlichere[n] städtische[n] Kultur in Europa [...], die ein mit femininen Attributen versehenes Bild von sich entwirft: [...] Ort der Kultur, der Hast, der Dekadenz, der Verrücktheiten und Frivolitäten, des eher ›weibischen‹ (im unterschied zu weiblichen) Scheins, des Verlustes der wahren Werte und Tugenden? Die Stadt selbst war natürlich eine Frau«.[955]

Die ›Weiblichkeit‹ italienischer Städte in britischer Wahrnehmung zeigt Barbara Schaff als geprägt durch die »Grand Tour«, jene vom 16. bis ins 19. Jahrhundert exklusiv männliche Reisetradition, die jungen Adeligen institutionalisiert humanistische Bildungsideale zuführen soll – anfangs individuell und tutorgeführt, seit dem 18. Jahrhundert zunehmend »normative[r] Bestandteil der englischen Kultur«. Die Tour ist auch deshalb »geschlechtsspezifisches Erlebnis«, weil »das Sammeln sexueller Erfahrungen [...] ein Programmpunkt« ist.[956] Die Eroberung

umgeben, streiten sich. »In der zweiten Gruppe ist der Mann abwesend«, vorhanden nur noch sein Männlichkeits-Emblem, »eine phallische Hose«. Um sie streiten sich Frauen in einem Chaos von »Kleidern, entblößten Schenkeln, herausstehenden Brüsten«, raufen sich die Haare, beißen. Hier geht es weniger um »faktische Macht«, als um die »Angst vor der weiblichen Sexualität«, was die Gewalt erkläre. Die kurze Hose sei Sexualsymbol geworden, die lange Hose Machtsymbol. Wenn sie die Frau erringt, passiert »das Schlimmste«: Rollentausch, »verkehrte Welt«: Ein Bild aus Epinal (17. Jh.) zeigt den sitzenden Mann, eine Haube auf dem Kopf, die Spindel in der Hand, das Kind wiegend, ihm steht die Frau gegenüber, behelmt, mit Schwert und Muskete bewaffnet (vgl. ebda., S. 241ff.).

955 Nahoum-Grappe, Véronique: Die schöne Frau, in Farge, Arlette/Davis, Natalie Zemon (Hg.): Geschichte der Frauen 3: Frühe Neuzeit, S. 107. Es ist sicher richtig, dass man sich für die beiden Jahrhunderte vorher »vor einer allzu scharfen Trennung von Stadt und Land hüten« müsse, schon weil »während der Frühen Neuzeit große Teile der ländlichen Bevölkerung Europas« in den »großen Marktflecken (etwa 2000 bis 5000 Einwohner)« leben, Orte mit einem Marktplatz als Zentrum, »um das herum sich Kirche, Wirtshaus, Friedhof, die Schmiede und die Häuser der Wohlhabenden gruppierten« und in denen sich »eine äußerst komplexe und heterogene Gesellschaft vermuten« lasse. Zugleich aber spricht Nahoum-Grappe auch von der »ostentative[n] Aufmachung« und demonstrativ-machtvollen Prachtentfaltung der frühneuzeitlichen »europäischen Hofgesellschaften« (ebda.), womit sie das von Lorenz angeführte Moment bestätigt. Zugleich ändert die geschilderte frühneuzeitliche Wohnsituation in »Marktflecken« nichts an einer historisch kontinuierlich zu beobachtenden Allegorisierung von Städten zu Frauen. Zu fragen wäre hier allerdings nach historisch-sozial unterschiedlichen Bedeutungsgehalten.

956 Schaff, Barbara: Gendered Cities. Italienische Städte im Blick britischer Reisender, in: Mahler, Andreas (Hg.): Stadt-Bilder, S. 173f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

und Aneignung der ›Anderen‹ – das Territorium als Körper und umgekehrt –, weil dieser Körper tradiert Territorium ist.

Mit wachsender ›Demokratisierung‹ der Reise zum Massentourismus im 19. Jahrhundert nehmen »nun auch vermehrt Frauen« teil. Am Weiblichkeits-Klischee italienischer Städte ändert das noch lange nichts, schon aufgrund der in Reiseführern allfällig zitierten und klischeesierten Beschreibungen von Dichtern wie Byron, Ruskin, Henry James.[957]

Ein »bruchlos über Jahrhunderte fortgeschrieben[es]« Erfahrungsraster speist die Wahrnehmung/Konstruktion kultureller »Alterität und Differenz«, geprägt durch grundlegende Dichotomien: femininer, warmer, katholischer Süden versus maskuliner, kalter, protestantischer Norden. Die italienische Stadt wird so zum ersehnten und/oder schreckenden Raum, der Erfahrung der/des Anderen, des im Alltags-Zuhause Defizitären.[958] Sexualisierung als Sinnstiftung: »Indem das kulturell Andere, Fremde weiblich semantisiert wird, wird es beherrschbar und erfahrbar, und kann damit in die ›natürliche‹ Geschlechterhierarchie integriert werden.«[959]

Venedig steht oft für alle italienischen Städte. Davon abgesetzt werden Florenz als ›makellos‹, Rom als ›Mutter‹, »Schoß der abendländischen Kultur [...] erlebt und beschrieben«. Zugleich wird Venedig zur weiblichsten aller Städte: als »Wasserstadt« tendenziell entgrenzt[960] und ausgestattet mit labyrinthischen, irreleitenden, potentiell verschlingenden (Wasser-)Wegen, als altes Handelszentrum orientalisch beeinflusst; daher die »erotisch [L]ockende«, auch gespeist durch »lockere Sitten«, Karneval, Kurtisanen und den eigentümlichen Ehebrauch des sozial akzeptierten »cavaliere servente« der Ehefrau, »verfallende Hure«.[961] Sie ist die »Princess Volupine« bei T.S. Eliot (1919), die es mit jedem treibt, gierig, zugleich »tuberkulös«: tödlich ansteckende Gefahr.[962] Gut 100 Jahre zuvor bleibt der Benediktinermönch John Chetwode Eustace in seinem Reisebericht so lange beim neutralen »it«, wie »es um die architektonische Schönheit, den historischen Ruhm und republikanische Werte geht«. Sobald er von Korruption, Verschwendung, Luxus als potenzraubender, pathologischer Schwächungen des »Stadtkörpers« spricht, benutzt er das »she«.[963] So erscheint auch die Herrschaft Österreichs ab 1802 über Venedig als »brutale Vergewaltigungsphantasie«,

957 Vgl. ebda., S. 174f.
958 Vgl. ebda., S. 175.
959 Ebda., S. 176.
960 Vgl. ebda.
961 Ebda., S. 176f.
962 Vgl. ebda., S. 183f.
963 Ebda.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

wobei das Opfer, gemäß des Sterotyps, daran mitschuldig zu sein scheint. »Am Ende« des sukzessiven Verfalls stehe dann

»›effeminacy‹, ein weibisches Gehabe, das in einer syntaktischen Parallelkonstruktion mit Lüsternheit und Ausschweifung verbunden wird. Die Stadt erlebt eine tödliche Geschlechtsumwandlung: aus dem Arsenal, dem Ort männlicher Kampfeskraft wird ein Tanzparkett und so ist es nur logisch und gerecht, daß die freie Republik fallen muß«.

Was nicht ohne Mahnung für Eustaces eigene ›britische Nation‹ geschrieben ist.[964]

»Geschlechtsumwandlung«. In den alten Vorstellungen einer Entsprechung von Mikrokosmos und Makrokosmos sind es männliche Körper, die die Proportionen von Architektur, Stadt, Territorium bilden.[965] Eigentlich ist es so der Körper des Fürsten, des Königs, der das Modell abgibt. Der Staat ist (seit der griechischen Antike) der Organismus, die Hauptstadt der Kopf, Kapitale. Dieses ›Haupt‹ entsteht prähistorisch nach Mumford als »Implosion von Dörfern und Landstrichen«, nicht aus wirtschaftlichen Erfordernissen, »sondern aus dem Waffenmonopol ei-

964 Ebda., S. 181f. Tödliche Geschlechtsumwandlung: Das zeigt, dass Städte, auch italienische aus britischer Sicht, männlich konnotiert sein können. Schaff verweist hier auf das Florenz von Wordsworth und E. M. Forster. Anders als das ›weibliche‹ Venedig Byrons, das – gemäß weiblicher Naturverhaftung – u.a. von »Werden und Vergehen« geprägt ist (ebda., S. 178), ist Florenz als Stadt des männlichen Kulturraums nicht das Andere, sondern das Eigene, das männlich konnotierte kulturelle Ewigkeitswerte, Genie repräsentiert: den Dom, das Denkmal Dantes etc. Hier ist »die Architektur symbolhaftes Zeichen der Männlichkeit« (ebda., S. 185), sperrt die ›männliche‹ Kultur per männlicher Stadttopographie ›weibliche‹ Natur aus, ist deren Exorzierung (vgl. ebda.). Hier ist nicht der ›Körper‹, sondern der Geist von Bedeutung, ist die Wahrnehmung »eine intellektuelle«. Forsters »Room with a View« will vorführen, dass nur Männer Florenz richtig sehen können, denn: »Frauen schauen an, Männer schauen hinein«. Bei derart verstehender Penetration ist dann auch der »phallisch konnotierte Turm des *Palazzo Vecchio*, der die *Piazza della Signoria* dominiert« nicht etwa »bedrohliches Zeichen, sondern als strahlend goldener Pfeiler vielmehr ein positiv besetztes Symbol männlicher Vitalität und Vollkommenheit, unerreichbar weit oben im Himmel, während Lucy [die weibliche Heldin] mit zu Boden gesenkten Augen den Heimweg antritt« (ebda., S. 186f.).

965 Vgl. Reudenbach, Bruno: Die Gemeinschaft als Körper und Gebäude. Francesco di Giorgios Stadttheorie und die Visualisierung von Sozialmetaphern im Mittelalter, in: Schreiner, Klaus/Schnitzler, Norbert (Hg.): Gepeinigt, begehrt, vergessen. Symbolik und Sozialbezug des Körpers im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit. München: Wilhelm Fink Verlag 1992; S. 171-197.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

nes Fürsten. Platon als Gesetzgeber einer idealen Stadt beschränkte ihre Größe auf die Reichweite einer Stimme, die Gesetze oder Befehle gab«. Von dieser vorgeschichtlichen Phase der Städtegründungen als Auftakt von ›Hochkultur‹ und ›Geschichte‹ bis zur barocken Residenzstadt bleibt »der militärisch-administrative Kopf architektonisch erkennbar: in Burgberg oder Akropolis, Zitadelle oder Schloß. Erst mit der ersten industriellen Revolution soll eine Wucherung eingesetzt haben, deren Geschwüre in Mumfords Augen dann das Gesicht der Stadt auflösten und im Namen reiner Technologie über die ökologischen Notwendigkeiten des Zusammenlebens hinweggingen: Megalopolis«.[966]

Wucherungen und Geschwüre. Ein Abweg vom Haupt zum Leib. Hingegen: ›Metropole‹, ›Metropolis‹ ist die griechische ›Mutterstadt‹, so werden während der Zeit griechischer Kolonisation die Kolonien bildenden Städte wie Korinth oder Rhodos genannt, die dann mit den Kolonien aber in d.R. nur noch kulturell verbunden sind, in hellenistischer Zeit bezeichnet Metropolis die Gauhauptstädte in Ägypten.

Dass die Haupstadt ›Kopf‹ ist, macht den Staat zum ›Körper‹. In dieser Kapitale aber bildet das Schloss den ›Kopf‹, die Stadt den ›Körper‹. Grundsätzlich aber ist das Verhältnis von ›Haupt‹ und ›Gliedern‹ mehrdeutig. So schreibt Kantorowicz: »Die Analogie des *corpus mysticum* trug zur Klärung des Verhältnisses zwischen den Ständen des ›politischen Körpers‹ und ihrem König bei; die Ehemetapher illustrierte die besondere Natur des Fiskus.« Juristisch werden hier »die wesentlichen sozialen, organischen und korporativen Elemente, die gewöhnlich dazu dienen, das Verhältnis zwischen Christus und der Kirche zu erklären« auf den Fürsten und den Staat übertragen. Danach erscheint »Christus als Bräutigam der Kirche, als Haupt des mystischen Leibes und als der mystische Leib selbst«.[967]

Die Geschlechtermetaphoriken für Städte und Territorien sind nichts Starres. Zur weiblichen Personifizierung/Allegorisierung kommt es, wie gezeigt, immer dann, wenn Abhängigkeit und Unterordnung (Tochter, Ehefrau) ausgedrückt werden soll. Desgleichen drückt ›Weiblichkeit‹ Bedrohung und Eroberung, Schutzlosigkeit des Opfers aus. Die ›weibliche Stadt‹ ist Nährende (Mutter), sie kann ebenso erscheinen als Lockende, Verschlingende, Verfallende oder eben Ehebrecherin (unterschiedliche Ausformungen von ›Hure‹), als Trägerin von Schuld. ›Weiblichkeit‹ als ordnungsstiftende Funktion ist Passivität. Aktivität wird hier zum Kennzeichen der Destruktion von Ordnung. ›Weiblichkeit‹ wird,

966 Kittler, Friedrich A.: Die Stadt ist ein Medium, in: Fuchs, Gotthard et al. (Hg.): Mythos Metropole, S. 228.

967 Kantorowicz, Ernst H.: Die zwei Körper des Königs, S. 228.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

als Kontrast zu ›Männlichkeit‹, mit Machtlosigkeit gleichgesetzt (und weibliche Macht mit Umsturz).[968] ›Männlichkeit‹ wiederum erscheint in aller Regel als konkrete (Subjekte, Träger von Geschichte usw.), konträr dazu allegorische ›Weiblichkeit‹:

»In der Personifikation von Ideen oder abstrakten Begriffen durch Frauengestalten ist die Erstarrung der Weiblichkeitsimagines und die Entleerung einer präsentierten Frauenfigur von ihrem konkreten Sinn am weitesten vorangeschritten. Erst dadurch, daß die dargestellte Frau *nicht* auf eine reale Frau referiert, kann sie zum Zeichen für anderes werden. [...] [Damit] wird die Imagination der Frau entindividualisiert und enthistorisiert. Das Bild der Frau verweist, indem es für einen Begriff steht, auf kein Subjekt und keine Geschichte.«[969]

Der weibliche Körper in Bild und Text werde zum »Zeichenkörper[]«. Diese entleerende Allegorisierung sei »am reinsten [...] in der scholastischen Verwendung« zu beobachten,[970] hier drückt sich die »vorausgegangene[] Verdrängung weiblicher Natur« als Asexualität aus. Im »Vorgang der Verbildlichung« allerdings kehrt diese verdrängte Natur zurück.[971] Derartige Städtebilder seien »eher als *Denk*bilder denn als *Ab*bilder zu betrachten«, sagt Sigrid Weigel, »als verräumlichtes Sinnbild einer Kultur, als paradigmatischer Ort von Zivilisationsarbeit und Kristallisationspunkt einer als Fortschritt konzipierten Geschichte, in dem die Dialektik der Naturbewältigung und der Rückkehr des Verdrängten zum Ausdruck gebracht wird und in der dies mit einer jeweils spezifischen und sich verändernden Topographie der Geschlechter verbunden ist«.[972] Der Begriff »Denkbilder« aber übersieht den somati-

968 An einem Beispiel aus dem AT: »Durch den Kontrast zur konkreten Männlichkeit der militärischen Mächte macht die ›Geschlechtergrenze‹ die Ungleichheit zwischen den Größen deutlich. Denn es werden nur Städte und Länder weiblich personifiziert, die von der Eroberung bedroht bzw. erobert sind, die nicht selbst als militärische Mächte, sondern als schutz- und machtlos beschrieben sind. Besonders deutlich wird die kontrastive Verwendung der weiblichen Personifizierung im Spruch gegen Ägypten Jer 46,3-12, da dort konkrete Männlichkeit und metaphorische Weiblichkeit auf ein und dieselbe Größe bezogen ist. Ägypten wird dann weiblich personifiziert, wenn die Schlacht verloren ist und die endgültige Niederlage festgestellt wird. Die Beschreibung der Expansionsabsicht Ägyptens geschieht hingegen durch die Nennung von Truppenteilen, die konkret aus Männern bestehen.« Häusl, a.a.O., S. 232.

969 Weigel, a.a.O., S. 167.

970 Ebda.

971 Vgl. ebda., S. 172f.

972 Ebda., S. 156.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

schen Gehalt von Wahrnehmung. Auch, weil die Verbildlichung mit realem Geschehen korrelieren kann – und das ist häufig der Fall. Städte werden erobert und ›vergewaltigt‹ – real aber die Frauen in diesen Städten. Auch das ›Labyrinthische‹, ›Lockende‹ und ›Schreckende‹, das ›Bedrohliche‹ wird körperlich wahrgenommen – und als Angriff auf den Körper, als dessen drohende Auflösung. Die ›weibliche Stadt‹ rückt dem sie so Wahrnehmenden auf ›den Leib‹.

Was als Auflösung, Schock, Desintegration wahrgenommen wird, korreliert mit neuen Formen der Ordnung.

»Das neue Ordnungssystem von Raum und Zeit manifestiert sich nicht mehr in der Festlegung spezifischer Orte und spezifischer Zeiten, sondern in deren Auflösung. Die scheinbar beliebige und freie Bewegung im städtischen Raum trägt gerade durch die Auflösung der Bezüge und der genauso beliebigen und potentiell immer präsenten Kontrolle zur weiteren Stabilisierung von Herrschaft bei. Zwar bleiben mit der schichtspezifischen Zuschreibung bestimmter Räume – die bürgerlichen Viertel, die proletarischen Vororte – nach wie vor traditionelle Strukturen bestehen, doch dominiert jetzt weitgehend der desintegrierte, an der freien Zirkulation ausgerichtete abstrakte Raum.«[973]

Zur Herrschaftsstabilisierung bzw. -ausbreitung trägt hier etwa Städteplanung und Architektur bei. Es entstehen etwa neue Passagen, Galerien, Kaufhäuser vor allem, Glaspaläste, deren Konstruktion »den Raum nach außen zu öffnen« scheinen, die aber – wenigstens »zu Beginn dieses Prozesses« – exklusiv bürgerliche Orte sind, synthetische Räume, die die ›proletarischen Massen‹ draußen halten. Zu den Herrschaftsstrukturen des abstrakten Raums gehören auch neue Praktiken der Identifizierung von Personen, dazu »genügt der Blick des Polizisten auf bestimmte äußere Merkmale« – jenseits jeder räumlichen und zeitlichen Zuordnung.[974] Aber, die Wahrnehmung von ›Auflösung‹, der Entstehung ›amorpher Massen‹ zwingt die sich bedroht Wähnenden zur Konstruktion eindeutiger Merkmale, die ›Gefahr‹ lesbar machen sollen – mit den Mitteln der Kriminalanthropologie.

Deren ›Ahnherr‹ Cesare Lombroso setzt der ›Demokratisierung der Physis‹ neue Körper*naturen* entgegen. Zunächst die des (männlichen) »homo delinquens«, eine »natürliche Varietät«, gekennzeichnet durch dreifachen Atavismus: Durch das »Reversionsphänomen« der Körpermerkmale »wilder Völker und Rassen (»Neger«, »Mongoloide«) oder (Raub-)Tiere, das »Charakterphänomen« der Wildheit der Seele als Ba-

973 Kleinspehn, Thomas: Der flüchtige Blick, S. 247.
974 Vgl. ebda., S. 247f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sis der Physiognomie, und schließlich das »Deformationsphänomen« spezifizierbarer körperlicher Häßlichkeit und Medikalisierbarkeit. Der »Verbrechermensch« ist ein »zufällig in die Zivilisation geworfener Wilder« und damit »moralisch irre« wie alle Natur, deren ursprüngliche Boshaftigkeit Lombroso mit »Verbrechen« in Fauna und Flora nachzuweisen versucht.[975] Lombrosos zweite Schöpfung ist die spezifische Verschärfung der bereits konstruierten Körpernatur ›Frau‹. Sie wird aufgespalten in drei Varianten. Beim »normalen Weib«, dem »halbkriminaloiden Wesen« bleiben die bösen Triebe, die ungleich stärker vorhanden seien als beim Mann, latent, neutralisiert durch »Mitleid, Muttergefühl, geringere Leidenschaftlichkeit, sexuelle Kälte, Schwäche und gering entwickelte Intelligenz«.[976] Die normale Frau ist Mutter. Sie drückt die Bedrohung des Mannes aus, und stellt zugleich deren Abwehr da. Dies vor allem aufgrund ihrer Frigidität, denn »die Frigidität ist die Regel, das Gegentheil findet sich nur bei den Verbrecherinnen von Geburt«, die stets Prostituierte seien.[977]

Die ›geborene Verbrecherin‹ ist wiederum in zwei Typen aufgespalten. In die *Masturbatorin*, die den Mann aufgrund ihrer sexuellen Selbstbestimmtheit, ihrer monomanischen Selbstgenügsamkeit mit Entmachtung (seiner sexuellen Vorherrschaft) bedroht. Sie ist das »Symbol der Nicht-Gemahlin und Nicht-Mutter«, die »Inkarnation einer die Kultur bedrohenden Selbstgenügsamkeit des Lustfleisches, worin die Ströme der Libido in sich gekehrt zirkulieren«,[978] sie macht sich des Verbrechens der Mit-sich-selbst-Verschwörung gegen die soziale und kulturelle Ordnung, ja gegen den Fortbestand der Bevölkerung schuldig. Der zweite Typ ist die sexuell permanent bereite Hure, die alles verschlingende, kastrierende Vagina dentata. Sie ist weitaus gefährlicher als die Masturbatorin, da sich ihr Trieb *direkt* gegen den Mann richtet. »Die Identität zwischen der Verbrechernatur und der Dirnennatur ist auf anatomischem und psychologischem Gebiete so vollständig wie nur möglich.«[979]

975 Vgl. Strasser, Peter: Verbrechermenschen. Zur kriminalwissenschaftlichen Erzeugung des Bösen. Frankfurt/M, New York: Campus 1984, S. 60ff.

976 Lombroso, Cesare/Ferrero, Guglielmi: Das Weib als Verbrecherin und Prostituirte. Anthropologische Studien gegründet auf einer Darstellung der Biologie und Psychologie des normalen Weibes. (Autorisierte Uebersetzung von Dr. Med. H. Kurella) Hamburg: Verlags-Anstalt und Druckerei 1894, S. 412.

977 Vgl. ebda., S. 388.

978 Strasser, a.a.O., S. 69.

979 Lombroso/Ferrero, S. 576.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Weigel verweist darauf, dass in der Moderne »eine veränderte allegorische Funktionsweise« städtischer Weiblichkeit zu beobachten ist. »Die Stadt wird nicht mehr in der Form einer Personifikation dargestellt und das Bild der Frau nicht mehr als leere Zeichenhülle verwendet.« Die Stadt werde vielmehr »mit dem Weiblichen analogisiert« und fungiere als »semiotischer Körper, dessen Bedeutungen mit der doppelt bewerteten Natur der Frau in Verbindung stehen«. Dem gehe historisch eine diskursive »Festschreibung des bürgerlichen Frauenbilds« voraus, die begleitet werde von der »Abspaltung« eines »als dunkel und ungebändigt verstanden[en]« Weiblichen. »Wenn die *moderne* Stadt mit dem weiblichen Körper verglichen wird, dann geschieht dies, gerade *weil* die Imagination dieses Körpers voller Bedeutungen ist.« Moderne weibliche Allegorese hat »das Scheitern einer totalen Domestizierung« zur Voraussetzung, weshalb sich die Strukturen der Gründungsmythen wiederholen – und zwar »im Innern der Stadt und des Subjekts, am Bild der Frau und in der Schrift«. Die Dichotomien des Frauenbildes korrespondieren so mit denen der Räume: Haus (Ort der Familie) versus Straße (öffentlicher Ort) – wozu auch ›öffentliche Häuser‹ zählen –, »Stadt der Mütter« versus »der der Huren«.[980]

Verbrecherinnen/Verbrecher/Raubtiere und ihre Lesbarkeit, verborgen in der urbanen Wildnis. Was seien schon die »Gefahren des Waldes und der Prärie« verglichen »mit den täglichen Chocks und Konflikten in der zivilisierten Welt«, der Mensch bleibe »das vollkommenste aller Raubtiere«, ob »er auf dem Boulevard sein Opfer unterfaßt oder in unbekannten Wäldern seine Beute durchbohrt«, zitiert Benjamin Baudelaire. Und Alexandre Dumas adaptiert gleich Coopers Lederstrumpf-Erzählungen und schreibt »Mohicans de Paris«, entfaltet hier die »Poesie des Schreckens [...] amerikanische[r] Wälder, in denen feindliche Stämme auf dem Kriegspfad« sind, den »Urwald in der d'Enfer-Straße«. Der Flaneur, so Benjamin, wird zum Abenteurer, zugleich zum Detektiven. Die Detektivgeschichte und ihre »logische Konstruktion« haben ihren »Ursprung« darin, dass die großstädtische »Masse als das Asyl« erscheine, »das den Asozialen vor seinen Verfolgern schützt«. Es braucht also neue wissenschaftliche Methoden, ihrer im Gewimmel habhaft zu werden.[981]

Die Stadt der Moderne ist kein wohlgeformter Körper mehr. Sie wird zum Dschungel – schon Dürer lässt Wald in die Stadt einbrechen – und/oder zum katastrophalen Krankheitsfall. »Im 19. Jahrhundert wuchsen die Städte alptraumhaft an; nach London überschritten in dieser Zeit auch Paris, New York, Berlin und Chicago die Millionengrenze. 1881

980 Weigel, a.a.O., S. 175f.
981 Vgl. Benjamin, Walter: Charles Baudelaire, S. 37ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

lebten bereits 70% aller Engländer in urbanen Zentren. Am Ende dieses Jahrhunderts war London mit $4^1/_2$ Millionen Einwohnern die größte Stadt der Welt. Seine Geschichte wurde wie die der urbanen Entwicklung allgemein vor allem als pathologischer Vorgang empfunden; man beschreibt die britische Metropole als ›wen‹, ›rash‹ oder ›cancer‹ und setzt sie mit negativen Beispielen aus der Bibel oder der antiken Geschichte wie Sardis, Sidon, Sodom, Tyrus und vor allem Babylon in Beziehung.«[982]

1871 gibt es im Deutschen Reich nur acht Städte mit mehr als 100.000 Einwohnern, 1910 sind es schon 48. In diesem Zeitraum wächst der Anteil der Stadtbewohner an der Gesamtbevölkerung (1871: 41 Millionen, 1910: 65 Millionen) von 4,8 auf 21,3 Prozent an. Das Tempo der Industrialisierung »schuf die Voraussetzungen für Urbanisierung und nachhaltige Veränderungen der sozialen und materiellen Lebensbedingungen«.[983] Zur klaren Tendenz der Verstädterung gehört auch die Entstehung neuer Zentren in bisher ländlichen Gebieten, wie etwa dem Ruhrgebiet, »vornehmlich industrielle Standorte, von der großen Industrie weitgehend geschaffen und geprägt«.[984] Das Deutsche Reich als »aufstrebende Großmacht« erobert sich in »den Bereichen der Eisen- und Stahlerzeugung, des Maschinenbaus, der Militärtechnik, der Elektrotechnik sowie der chemischen, feinmechanischen und optischen Industrie [...] eine wichtige Position auf dem Weltmarkt«.[985] 1885 sind 19,3 und 1907 bereits 26,4 Prozent der deutschen Frauen erwerbstätig, zumeist in der Textil-, Bekleidungs- und Kartonageindustrie. In diesem Zeitraum steigt die Anzahl arbeitender Ehefrauen von 631.748 auf 926.667. Zeitgenössisch wird für die Arbeiterinnen eine doppelte Für-

982 Kluge, Walter, a.a.O., S. 77. Gegen derartige ›Wucherungen‹ werden zeitgenössisch in Utopien vermeintlich organischere Wohn-Einheiten entworfen. »Dabei greift man nicht nur auf die ältere Tradition der literarischen Gattung der Utopie, sondern auch auf konkrete utopische *blueprints* des 19. Jahrhunderts zurück, in denen politische Entwürfe und architektonische Planungen engstens verwoben sind. Owen dachte sich seine agrarisch-industriellen Kooperativen als ›moral quadrangles‹, und Fourier entwarf für seine halb privaten, halb gemeinschaftlichen Lebens- und Produktionsstätten die schloßähnlichen Phalangsterien, für die er schon aus Prestigegründen den Louvre als Vorbild aufgriff« (ebda., S. 77f.). Ähnlich auch der britische Sozialist William Morris, zu dessen architektonischen Rückgriffen auch die Gotik zählt.

983 Dupke, Thomas: Mythos Löns, S. 51f.

984 Ritter, Gerhard A./Kocka, Jürgen: Bevölkerungsentwicklung und Verstädterung. Einleitung, in: Dies. (Hg.): Deutsche Sozialgeschichte 1870-1914. Dokumente und Skizzen. München: C.H. Beck 1982[3], S. 36.

985 Dupke, a.a.O.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sorgepflicht betont. Einerseits setze der »Gattungsdienst« der Frauen deren Widerstandsfähigkeit gegen die »Schädlichkeiten der Industriearbeiten« herab, andererseits beeinträchtigten diese »Schädlichkeiten« die »Gattungsleistung«.[986] Der Anteil ehelicher Geburten in Städten ist deutlich geringer, als auf dem Land, deutlich größer aber bei den unehelichen Geburten: Im Preußen von 1914 kommen 115,4 (Stadt) auf 65,1 (Land) je 1000 Geburten. »Damit parallel geht die Zahl der Ehescheidungen. Sie betrug 1913 in Preußen auf je 1000 bestehende Ehen in Städten 24,1, auf dem Lande 5,6. Der Ehebruch als Scheidungsgrund kommt zu 87,7 Prozent auf die Städte.«[987]

Der Kapitalismus untergräbt die patriarchale Familie. Was Engels bereits Mitte des 19. Jahrhunderts konstatiert, treibt an dessen Ende auch die national-konservative Heimatschutzbewegung um – wenn auch aus entgegengesetzter Motivation. Der ›Antikapitalismus‹ der Heimatbewegung ergibt sich vor allem aus einem Gefühl der Fremdheit. Kapitalisten erscheinen danach als Ausländer oder Juden, internationale, also heimatlich ungebundene Operateure, die zudem ›autarke‹ Bauern schmarotzend unter ihre Ordnung zwingen wollen. Das Problem der Proletarisierung besteht demnach darin, dass Bauern entwurzelt, also selbst zu ›Fremden‹ gemacht werden.[988] Das Problem des Kapitalismus reduziert sich so auf eines der ›Moral‹, eine fremde (Nicht-)Moral, die daran arbeitet, »den Bauern von seiner Moral, seinem Rechte loszuhacken«, schreibt Hermann Löns. Die Moral der Stadt ist eine ›angsteinflößende‹, weil »ausländische« Moral.[989] Hier herrschen Krankheit und Verfall. Peter Rosegger in der programmatischen Zeitschrift »Der Kynast«:

»Sie aber nennen die moderne Großstadt mit ihrem G'schnas und ihren giftvollen Genüssen die Blüte der Kultur! Oho, das ist nicht die Blüte, das ist Fäulnis. Großstadtleben ist Entartung und Untergang, nur verlangsamt durch den beständigen Zufluß ländlicher Kräfte. [...] Ich gebe zu [...], daß die Großstädte zeit- und ortweise für die Menschheit eine Naturnotwendigkeit sind, so ähnlich, wie an einem ungesunden Körper sich Geschwüre bilden können, die

986 Tennstedt, Florian: Sozialgeschichte der Sozialpolitik in Deutschland. Vom 18. Jahrhundert bis zum ersten Weltkrieg. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1981, S. 153f.
987 Ritter/Kocka, a.a.O., S. 45.
988 Vgl. Zimmermann, Peter: Der Bauernroman. Antifeudalismus, Konservatismus, Faschismus. Stuttgart: Metzler 1975, S. 82.
989 Vgl. Löns, Hermann: Bauernrecht und Bauernmoral, in: Gesamtausgabe in fünf Bänden. Hg. v. Wilhelm Deimann. Hamburg: Standard-Verlag 1960/61, Bd. 5, S. 498.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

aber dann rückwirkend den ganzen Körper vergiften. [...] Diejenige Kultur ist die edelste und blühendste, die uns Gesundheit und Daseinslust giebt.«[990]

Diese Kultur sei die ländliche. »Der Bauernstolz [...] steht auf gutem Grunde, denn der Bauer ist das Volk, ist der Kulturträger, ist der Rasseerhalter.«[991] Seine Moral habe sich »in langen Jahrtausenden bewährt« und sei nicht »brüchig geworden«, weil sie »einfach«, »natürlich« und »praktisch« sei, nichts mit »fremder Art« zu tun habe. »Sie ist das Rassezuchtgesetz seiner Art, ist der Boden für das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben der Dorfgemeinde«.[992] Dieser »Bauer denkt [...] unmoralisch im städtischen Sinne, und gerade darum ist sein Eheleben durchschnittlich so strenge, daß es Scheidungen so gut wie gar nicht gibt, selbst dann nicht, wenn der Mann ein Vieh und die Frau eine Metze ist«. Das Gesetz der Bauern bestehe darin, dass jeder – Bauer oder Knecht – »sich zu seiner Art halte [...], damit nicht durch fahrlässiges Freien die Grundlagen des Erbbesitzes erschüttert, nicht Führer und Volk durcheinandergewirbelt, nicht das feste Gefüge der Gemeinde gelockert werde«. Das sei die Basis, »auf dem jedes Volkes Leben und Kraft beruht« und ihr »ordnet der Bauer seine Geschlechtsmoral unter. Erben will er durch die Ehe haben, weiter nichts«.[993]

Für die völkische Heimatbewegung und national-konservative oder national-revolutionäre Publizistik gilt: Gerade, weil sie die Landschaft (den Wald) als Ort intakter patriarchaler Ordnung entwirft, eine Landschaft und einen Wald, die in Entsprechung hierzu als ›heroisch-männlich‹ konstruiert werden, muss dann die Stadt ›weiblich‹ oder ›weibisch‹ sein. Diese ›Weiblichkeit‹ ist eine fremde. Es ist die des »Ibsenweib[s]«, der »Kameradin«, der »Heldin einer ganzen weltstädtischen Literatur vom nordischen Drama bis zum Pariser Roman«, der Emanzipierten George Bernhard Shaws, die keine Kinder habe, sondern »seelische Konflikte«.[994] Oswald Spengler, der fatale Untergangsphilosoph und ›preußische Sozialist‹ diagnostiziert »die Unfruchtbarkeit des zivilisierten Menschen«.[995] Ihm gehe es um »die Wahl der ›Lebensgefährtin‹ –

990 Rosegger, Peter: Rückkehr zur ländlichen Natur, in: Der Kynast. Alldeutsche Monatsschrift für Volkstum und Kunst. 1. Jg., 1. Hälfte 1899, S. 226f.
991 Löns, a.a.O., S. 488.
992 Ebda., S. 490f.
993 Ebda., S. 495f.
994 Spengler, Oswald: Der Untergang des Abendlandes. Umrisse eine Morphologie der Weltgeschichte. München: dtv 2000[15] (München 1923; 33.-47. Auflage [Neubearbeitung]), S. 680f.
995 Ebda., S. 679.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

der Bauer und jeder ursprüngliche Mensch« dagegen »wählt *die Mutter seiner Kinder*«. Und: »Das Urweib, das Bauernweib ist *Mutter*. Seine ganze von Kindheit an ersehnte Bestimmung liegt in diesem Worte beschlossen.«[996]

Die »Dichotomie von Stadt und Land«, die im ausgehenden 19. Jahrhundert so geläufig wird, merkt Burckhardt an, »verdeckt eigentlich die Tiefe der Umwälzung, verdeckt, daß der Raum als solcher durchkreuzt und zerschnitten wird, daß dem Landschafter das Landschaftliche abhanden kommt. Das, was sich ihm auftut, ist nicht mehr Landschaft, sondern im höchsten Maße abstrakt«. Landschaft werde »ersetzt [...] durch jenes Netzwerk aus Brücken und Gleisen, das der Geschwindigkeitsmaschine den Raum bahnt«. Dieser Raum werde »›überschwemmt‹ von Massenprodukten, von Reproduktionen und Simulakren«, bevölkert von »Sommerfrischlern, von Großstadtflaneuren und Touristen«, werde »zum Stadtlandschaftsbild ästhetisiert«.[997] Zugleich sei »das *Anderswo*, die Große Welt« in »den Zentren der Städte« gleich mit zentriert. Die Ferne werde ent-fernt, der gesamte Raum zum »Geschwindigkeitsraum«. Genaugenommen handele es sich um eine »sich überkreuzende, einander durchschneidende und überlagernde Vielheit von Räumen«, die etwa per Eisenbahnen »ins Hier und Jetzt« eindrängen. Es ist die Dynamik dieser *heranrückenden Räume*, die auch Heinrich Heine, im Nachdenken über die Eisenbahnen, ›die großen Bewegungsmächte‹, erfasst: ›Durch die Eisenbahnen wird der Raum getötet, und es bleibt nur noch die Zeit übrig.‹ Und dann, eher bangend, denn enthusiastisch: ›Mir ist als kämen die Berge und Wälder aller Länder auf Paris angerückt. Ich rieche schon den Duft der deutschen Linden; vor meiner Tür brandet die Nordsee.‹«[998]

Die Großstadt als ›weiblicher Dschungel‹ ist ein internationaler Diskurs. Balzacs Novelle »Das Mädchen mit den Goldaugen« von 1834 kann als exemplarisch für dessen literarische Formung gelten. Paris ist hier ein unmenschliches Monster, unterteilt in mehrere »Höllenkreise«, den düstersten der Arbeiter, »die auch Frau und Kind in die Maschine einspannen«, um doch »den schwerverdienten Lohn in einer kurzen Orgie« zu verschleudern, dann die Sphäre der Kleinbürger, wo nur »verquälte« Arbeit herrscht, es folgt der »Magen von Paris«, die Sphäre des Geschäftslebens mit ihren »Ausschweifungen«, dem »seelische[n] Verschleiß«, dem »stupide[n] Spezialistentum«. Die Künstler im nächsten Höllenkreis sind »zerquält, erschöpft«, »vergnügungssüchtig«, desperat.

996 Ebda., S. 680.
997 Burckhardt: Metamorphosen, S. 275f.
998 Ebda., S. 277f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Der Adel schließlich ist von »weibischer Affektiertheit«, schlaff, launisch und »verliert sich in Süchten«. Der »Gesellschaftskörper« ist »lasterhaft krank, ja leichenhaft«. Alles ist in permanenter Bewegung, brodelt, kocht wie ein »häßlicher Vulkan«. Der städtische »Organismus« entfaltet sich in einer »Serie von Sexual-, Natur- und Körpermetaphern«, so »werden die Boulevards als *Venus*gürtel bezeichnet, während im Gegensatz dazu die Schenken am Stadtrand im Bild des Kot- oder *Schlamm*gürtels gefaßt sind«. Paris als Ganzes wird als »die ›diademgeschmückte Stadt‹, als Königin dargestellt, ›die, allzeit schwanger, von unwiderstehlichen Gelüsten gequält wird‹, zugleich aber – im Hinblick auf die kulturelle Führungsposition in Europa – als von Genie platzendes Hirn«.[999]

In der deutschen Heimatbewegung allerdings ist eine *spezifische Verkehrung* der Aufspaltung des Weiblichkeitsbildes auszumachen. *Domestizierte Weiblichkeit ist hier grundsätzlich ländlich ›verwurzelt‹.* Nichtdomestizierte Weiblichkeit erscheint ebenso grundsätzlich als urban und daher als ›entartet‹. Auf diese Weise zementiert sie eine Dichotomie von ländlicher Kultur und urbaner Zivilisation. Oder, in den Worten Spenglers: »Aus dem ursprünglichen Markt zur Kulturstadt und endlich zur Weltstadt herangewachsen, bringt sie das Blut und die Seele ihrer Schöpfer dieser großartigen Entwicklung und deren letzter Blüte, dem Geist der Zivilisation zum Opfer und vernichtet damit zuletzt auch sich selbst.« Zivilisation sei »der Sieg der Stadt« über das Land, die Befreiung »vom Boden«. Das mache sie »[w]urzellos«, dem »Geist verfallen«.[1000] Was bei Spengler allerdings unaufhaltsamer Weg des ›zyklischen Sterbens‹ großer Kulturen ist.

Ernst Jünger, der Spengler-Bewunderer,[1001] verwendet 1925 den Begriff »Hexenbesen«,[1002] um die Ängste seiner Standesgenossen vor der Maschine zu benennen: »Es lebt aber auch in uns eine tiefe Angst vor diesem technischen Apparat, vor diesem Hexenbesen, den wir in Bewegung gesetzt haben, und dessen Wirkung wir ratlos wie die Zauberlehrlinge gegenüberstehen.« Besonders »ausgeprägt« sei diese Angst vor »einem Ausfluß des zweckmäßig denkenden Gehirns« unter »dem neuen Geschlecht, das instinktiv und unter dem Erlebnis des großen Krieges aufgewühlt eine scharfe Wendung nach der Seite des Blutes vornimmt

999 Weigel, a.a.O., S. 180ff.
1000 Spengler, a.a.O., S. 684.
1001 Er »war so hingerissen, daß er ›Den Untergang des Abendlandes‹ gleich zweimal las und Spengler 1932 ein Exemplar seines Buches ›Der Arbeiter‹ zueignete« (Felken, Detlef: Nachwort, in: A.a.O., S. 1251).
1002 Vgl. den Anfang dieses Exkurses.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

und daher sich einer verstandesmäßigen Weltanschauung zu entwinden strebt«. Aber die Maschine müsse »den Fangarmen des Intellekts« entwunden »und unter den Willen des Blutes« gestellt werden. »Was in der Sprache des Verstandes ein Mittel zum Fortschritt ist, heißt in der Sprache des Blutes ein Mittel zur Macht.« Und: »Der Industriearbeiter ist der erste und stärkste Faktor beim Aufmarsch des modernen Nationalismus, der eine neue und europäische Erscheinung ist.«[1003] Auch hier werden ›Geist‹ und das Bild einer bedrohlichen weiblichen Sexualität zusammengedacht. Das Requisit der Hexe, die ›weibliche‹ Maschine erscheint als »Ausfluß des zweckmäßig denkenden Gehirns«, da, wo die ›Instinkte des Blutes‹ verschwunden sind. Dieses ›Blut‹ ist männlich, soldatisch besetzt. Es ist das »Blut der Blutsgemeinschaft«, dessen »Hochzucht« oder »die Güte seiner Mischung« ohne die »große Kraft« des »Schicksals« ohne Bedeutung sei. »Das Blut ist der Brennstoff, den die metaphysische Flamme des Schicksals verbrennt«, der »unvergeßliche[] Rausch der Zusammengehörigkeit«.[1004] Bei Jünger geht es nicht um eine Dichotomie von Stadt und Land, sondern im Gegenteil um die Tilgung aller Unterschiede, den ›totalen Raum‹, eine ›faschistische Moderne‹, wie sie im »Arbeiter« entworfen wird.[1005]

Der Wald als Ort des ›Daseinskampfes‹

Das Maskulinum »scheint das frühere, festere, sprödere, raschere, das thätige, bewegliche, zeugende; das femininum das spätere, kleinere, weichere, stillere, das leidende, empfangende [...]«.[1006]

Was Jakob Grimm 1831 analog zur Genesis für die Entstehung der grammatischen Genera postuliert, ist vor allem eine herrschende Dichotomie und Hierarchie von Geschlechtereigenschaften, die sozial erzeugt, aber naturalisiert oder, wie hier, biblisch belegt werden. Via Genealogie ist das männliche Geschlecht zuerst da gewesen, aktiv und produktiv,

1003 Jünger, Ernst: Die Maschine, in: Die Standarte, 13. Dezember 1925; zit. n. Politische Publizistik 1919 –1933. Hg. von Sven Olaf Berggötz. Stuttgart: Klett-Cotta 2001, S. 159ff.

1004 Jünger: Das Blut, in: Die Standarte, 29. April 1926; zit. n. a.a.O., S. 193ff.

1005 Vgl. Stöckemann, Ingo: Im reinen Raum. Jünger, Schmitt, Medientechnik, in: Maresch, Rudolf/Werber, Niels (Hg.): Raum – Wissen – Macht. Frankfurt/M: Suhrkamp 2002, S. 142f.

1006 Grimm, Jakob: Deutsche Grammatik 3, S. 359; zit. n. Häusl: Bilder der Not, S. 2f., Fn. 6.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

fest und spröde. Das Männliche ist also das ›Ursprüngliche‹. Dieses rauhe, aggressive Ideal muss auch vor dem Hintergrund entstehender bürgerlicher Männlichkeitskonzepte gegen die des Adels, befördert durch die ›Freiheitskriege‹, gelesen werden. Vor allem aber bezüglich der »Asymmetrie im Geschlechterverhältnis als einer der Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft«.[1007] Hierbei geht es um die »schwierige[] Aufgabe, die Geschlechterhierarchie unter dem Postulat bürgerlicher Gleichheit festzuschreiben«,[1008] was neben zunehmend medizinischen Begründungen weiblicher Inferiorität desgleichen Rückprojektionen aus der ›äußeren Natur‹ benötigt, um Begründungen für ein neues bürgerliches Männerbild zu schaffen. Begründungen, die Hierarchie und Dichotomie als natürliche Größen reklamieren – einen ›Organismus‹ gegen den ›Mechanismus‹ bloßer adliger ›Mannspuppen‹ in Stellung bringen. Die Reklamierung ›uralter Haine‹ als Orte, die diesen ›ursprünglichen‹ Strukturen ein Bild geben, ist seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert in Gang. Zudem scheinen derartige Wälder, ebenso wie die seit dieser Zeit entdeckten ›Waldesdome‹ und Gebirgswildnisse, hervorragend geeignet, die Geschlechterpolarität dank ihrer männlich konnotierten ›Erhabenheit‹, der Momente des ›Jähen‹ oder ›Schroffen‹ abzubilden.[1009] Während jedoch ›Waldesdome‹ überwiegend zu Monumenten einer ›Harmonie‹ mit der ›natürlichen Ordnung‹ werden – ohne allerdings bezüglich der Zuschreibungen gotischer Architektur die Dimensionen des ›nordisch Rauhen‹ zu verlieren[1010] –, genügen Gebirge und ehemalige Hutewälder einem Bild der Asymmetrie, wie sie dem Geschlechterverhältnis zukommt; zugleich ›wecken‹ sie Assoziationen eines ›heroischen Daseinskampfs‹.

Organismus versus Mechanismus?

Die Suche nach dem ›Ursprung‹, den ›Urgründen‹ usw. ist bereits Kennzeichen der ›Geniezeit‹. Herder wird 1771 seine Theorie der Volkslieder entwickeln, wonach ›wilde‹ und ›freiwirkende‹ Völker ›wilde‹, ›freie‹ und ›sinnliche‹ Lieder schaffen. Basis dieser Theorie sind die von ihm emphatisch rezipierten Werke eines keltischen »Naturgenies«, die »Ossian-Balladen‹. Diese seit 1760 vom Schotten James Macpherson veröf-

1007 Niemeyer, Beatrix: »Angenehme Sittenlehrer« – Briefe und Weiblichkeit im 18. Jahrhundert. Kritische Anmerkungen zu Norbert Elias, in: Klein, Gabriele/Liebsch, Katharina (Hg.): Zivilisierung des weiblichen Ich. Frankfurt/M: Suhrkamp 1997, S. 202.
1008 Ebda., S. 195.
1009 Vgl. Kap. Zur Erhabenheit verfeinert.
1010 Vgl. Kap. ›Heilige Hallen‹ II.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

fentlichten Balladen sind dessen freie Erfindungen.[1011] Vergleichbares trifft auf den »Erlkönig« zu. Dieser »König« »der germanischen Folklore« schlechthin, entstammt einem Übersetzungsfehler Herders. Er macht aus dem dänischen Lied »Die Tochter des Elfenkönigs« in seinem »Volksliederbuch«, das 1807 in dritter revidierter Auflage als »Stimmen der Völker in Liedern« erscheint, »Die Tochter des Königs der Erlen«. »Eller« (dän. für »Elfen«) übersetzt er in »Erlen«, weil diese im Dialekt des Herderschen Herkunftsorts in Ostpreußen »Eller« heißen. Daraus wird in der Balladendichtung Goethes (1782) und Schuberts Vertonung – laut Michel Tournier in Frankreich das lyrische »Symbol für Deutschland«. Goethes »Phantasie«, botanische Kenntnisse mit tradierten Zuschreibungen verbindend, »entzündete sich an einer so genauen und urtümlichen Darstellung der Erle, denn sie ist der schwarze und unheilbringende Baum der stehenden Wasser, so wie die Weide der grüne und freundliche Baum der fließenden Wasser ist. Die Sumpferle beschwört das Bild der nebelverhangenen Ebenen und des trügerischen Bodens des Nordens herauf«, das des hier hausenden, menschen- und besonders kinderverschlingenden Luftgeistes »Erlkönig«.[1012]

Konstruktionen von Organischem im buchstäblichen Sinn. Hier entsteht eine ›ur-tümliche Wildheit‹, die einen authentischen ›Volkston‹ behauptet, ›natürliches Genie‹, ›Gewachsenes‹ gegen das ›Künstliche‹ des Mechanismus setzt. In Herders Denken bereitet sich »die Herausbildung des Gegensatzpaares Mechanismus/Organismus vor«, wenn auch ohne explizite Nennung der Dichotomie.[1013] Seine Philosophie sei, wie die Schellings, als ›profunde antipolitisch‹ bezeichnet worden. Die Sphären des Staates und des Politischen werden dem »Toten«, »Unbeseelten«, »Künstlichen« zugeordnet, das eigene »Ideal menschlicher Gemeinschaft« dem »Natürlichen«. Instrumentalisiere der Staat bei Herder »alle Glieder zu Mitteln eines außerhalb seiner selbst liegenden Zweckes«, sei in der ›natürlichen Gemeinschaft‹ »alles Mittel und Zweck zugleich«. Ein »natürliche[r] Staat« wird so zum Paradox erklärt, wobei andere Passagen eine Versöhnung von Staat und »Naturordnung« andeuten, was allerdings stets im Vagen bleibe. Als Idealfall werde aber eine Absorption des Politischen durch die »Natur« als Idealfall vorgestellt.[1014]

1011 Dazu ausführlicher Kap. ›Heilige Hallen‹ II.
1012 Brosse, Jacques: Mythologie der Bäume. Solothurn, Düsseldorf: Walter 1994 (Paris 1989), S. 195f.
1013 Vgl. Stollberg-Rilinger: Der Staat als Maschine, S. 216.
1014 Vgl. ebda., S. 214ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Vordergründig scheinen die Konfrontationen klar. Johann Heinrich Gottlob von Justi (1705-1771), einer der »›systematische[n] Vollender‹ der Oekonomischen, Polizei- und Kameralwissenschaften«,[1015] ordnet unter dem Signum »der großen Maschine des Staates«, der desgleichen »ein einfacher moralischer Körper« ist, den Wald seiner einzigen Funktion als Holzlieferant unter.[1016] Da zugleich viel Wald Raum für Siedlungen und Nahrungsmittelproduktion koste, eine möglichst zahlreiche Bevölkerung und ihr Wohlstand nach Friedrich II. aber die Stärke eines Staats bestimmen,[1017] sei das »beste Verhältnis der Waldungen im Land [...], wenn sie nur die gebirgigten und andere unfruchtbare Gegenden einnehmen, die ohne langwierige Kultur zum Ackerbau und Wiesen nicht angewendet werden können; und in der That kann keine Gegend so sehr gebirgigt und unfruchtbar seyn, die nicht zum Wachstum des Holzes genutzt werden könnte«.[1018] Beim (Früh-)Romantiker Ludwig Tieck hingegen erscheint der Wald, in einer Landschaft, die dem Urbanen entgegengesetzt ist,[1019] als Ort der Einsamkeit, durch »Dichte und Dunkelheit« als Raum »hermetischer Abgeschlossenheit«. Er ist »als entferntester Punkt von der Gesellschaft [...] nicht nur ein Ort der Freiheit, er ist ebenso ein Ort der Mysterien und des Kultischen. Er wird zum Ort des Irrtums und der Verirrung und erscheint als Labyrinth des Unheimlichen«. Ebenso kann diese »Urheimat der Poesie« vom Dämonischen befreit auftauchen.[1020]

Die beschriebenen Unterschiede entspringen nicht einfach einer Dichotomie Staatswissenschaft – Dichtung. In der romantischen Staatskonstruktion des »Organismus« bilden Gesellschaft, Staat und Natur »einen gewachsenen Körper, der sich nicht ungestraft in seine Bestandteile zerlegen läßt«, in dem das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile. Diesem Ganzen »wohnt ein eigener Geist inne, der nicht aus dem Zusammenspiel der Atome (Individuen) zu entwickeln ist, sondern der Totalität selbst angehört«. Diesem »Gewachsene[n], Gewordene[n],

1015 Ebda., S. 79.
1016 Justi, Johann Heinrich Gottlob von: Die Grundfeste zu der Macht und Glückseligkeit der Staaten; zit. n. Morgenthaler, Erwin: Von der Ökonomie der Natur zur Ökologie. Die Entwicklung ökologischen Denkens und seiner sprachlichen Ausdrucksformen. Berlin: Schmidt 2000, S. 139f.
1017 Vgl. Sonntag: »Das Verborgene des Herzens«, S. 151.
1018 Justi, a.a.O.
1019 Vgl. Duesberg, Peter: Idylle und Freiheit, S. 356ff.
1020 Vgl. ebda., S. 358f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Historische[n]«, das über dem Produzierten und Konstruierten stehe,[1021] gehören die »Seelenwerte des deutschen Waldes«, dessen »Gegensatz zur Gesellschaft« ein »Gefühl der Freiheit« errege,[1022] offensichtlich an. Es geht also um mehr, als »die Totalität des Individuums«, die es, im Widerspruch zur »Zerstörung von Natur und Individualität« durch die »kapitalistische Arbeitsteilung« per »Versöhnung von Natur und Gesellschaft« wiederzugewinnen gelte.[1023] Bei Novalis, in seinem Romanfragment »Die Lehrlinge zu Sais« – der sich auf die Statue der Isis (= Natura, Diana, Sphinx) in Sais bezieht[1024] –, kann der Jüngling »die Isis nur finden durch die Unterstützung einer ›wunderlichen Frau aus dem Walde‹ (!), die wie Weiland Paracelsus zuerst einmal das gelehrte Buch verbrennt. Nicht die instrumentelle, sezierende Vernunft weist ihm den Weg, sondern die Belebung und Beseelung der toten Natur in einem wechselseitigen Prozeß (ähnlich dem, auf dem die Hexenmagie einst beruhte) führt zum Ziel«, schreibt Bovenschen. »Die Vorstellung einer aktiv-produktiven Beherrschung der Welt im Zuge einer planmäßigen Ausbeutung der Natur war den Romantikern eine Illusion. Daher kann es nicht verwundern, daß das Weiblichkeitsbild der Romantik nicht in der bürgerlichen Diffamierungstradition stand.« Sie verweist hierbei auf eine Ablehnung der rein häuslichen Frauenrolle, wie sie zeitgenössisch bei Rousseau beschrieben werde, da der Romantik die »Frau« näher »an den Quellen der Natur« sei, Quellen einer göttlichen Erkenntnis. Eine zumindest spätere Ambivalenz derartiger Widerstände räumt sie allerdings ein.[1025]

Wie bereits angedeutet, ist eine so schroffe Frontstellung zwischen ›Mechanismus‹ und ›Organismus‹ gar nicht unbedingt vorhanden. Barbara Stollberg-Rilinger zeigt, dass sich spätestens im »Irrationalismus« Adam Müllers, dessen Vorstellungen auch bei befreundeten Konservativen auf Ablehnung stoßen,[1026] keine Restauration einer »alten ständischen Verfassung« darstelle, »sondern die Rückkehr zum absoluten Staat. Dem entsprechen auch Müllers lebensgeschichtliche Wendungen: Er, der den ›Maschinenstaat‹ am emphatischsten verwirft, dient ihm schließlich selbst um so effektiver, indem er sich theoretisch und prak-

1021 Vgl. Sieferle, Rolf Peter: Fortschrittsfeinde? Opposition gegen Technik und Industrie von der Romantik bis zur Gegenwart. München: C.H. Beck 1984, S. 43.
1022 Duesberg, a.a.O., S. 359.
1023 Bovenschen, Silvia: Die aktuelle Hexe, in: Becker, Gabriele et al. (Hg.): Aus der Zeit der Verzweiflung, S. 300.
1024 Vgl. ebda., S. 299.
1025 Vgl. ebda., S. 300ff.
1026 Vgl. Stollberg-Rilinger, a.a.O., S. 236f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

tisch in den Dienst von Metternichs antiständisch-zentralistischer Politik stellt«. Seine »Polemik gegen die Maschinenmetapher« bestreitet real jede Möglichkeit »eines kritischen Maßstabes« politischer Herrschaft, wie das bei den älteren Theoretikern durchaus der Fall gewesen sei, zugunsten einer »beliebige[n] politische[n] Verfügbarkeit der Theorie«.[1027] Seiner »›Idee‹ der naturgemäßen monarchistisch-republikanischen Verfassung« ist jegliche Beschränkung des Souveräns »mechanisch«, künstlich. Das »Wirken des Staatsmannes« dürfe durch keinerlei »Schranken« gestört werden. »Freiheit« entstehe, wenn »das Volk ›mit erhobener Seele dem reinen Willen des Regierenden entgegen‹ geht, der allein Gegensätze zur »höhere[n] Harmonie verbindet«.[1028] Künstlich sei auch die Pauperisierung durch das »allgemeine angeblich liberale Fabriksystem«, wohingegen die »wahrhaft natürliche Ordnung« den »natürlichen Armen« kenne.[1029] Müllers Staat ist dem Absolutistischen real nah verwandt, da er »Selbstzweck« ist, alle »physischen und geistigen Kräfte« seine Bestandteile sind, eine Gewaltenteilung strikt abgelehnt wird und im Monarchen ein absolutes »Zentrum« besteht.[1030]

Friedrich Schlegel entwirft 1827, inzwischen »vom jugendlichen Freigeist [...] zum kaiserlichen Legationsrat und zum Metternich-Begleiter gewandelt«,[1031] eine »Philosophie des Lebens«, in der er eine Naturwissenschaft, »welche die ganze Natur mit allen Wundern der Herrlichkeit, die ihr der Schöpfer verliehen hat, wirklich nur als ein totes Uhrwerk betrachtet«, als nicht nur »seichte und oberflächliche«, sondern »grundfalsche« brandmarkt. Würde doch »der Schöpfer selbst« derart »bloß als ein großer mechanischer Künstler« erscheinen, ja als »allmächtiger Uhrmacher« hingestellt, der lauter Totes zusammensetze und in Gang halte. Wenn denn »Gleichnisse auf den Schöpfer der Natur« überhaupt angebracht seien, »so wollen wir ihn doch lieber einem allwissenden Gärtner vergleichen, der aber die Bäume und Blumen, die Er pflanzt, selbst erschaffen hat«.[1032] In diesen Passagen, schreibt Martin Burckhardt, werde »die Richtung der Verschiebung sichtbar [...]: vom Mechanismus zum Organismus, von der Ordnung zur Geschichte, von der Statik zur Dynamik«. Das sei »nicht nur eine *Revolution der Denkart*«, sondern vielmehr »eine Verschiebung des Denkgrundes, der Metabasis: von der Meta-Physik zur Meta-Biologie«. Der »geistige Riß«, der

1027 Ebda., S. 246.
1028 Ebda. S. 244f.
1029 Sieferle, a.a.O., S. 52.
1030 Stollberg-Rilinger, a.a.O., S. 245f.
1031 Burckhardt: Metamorphosen, S. 221.
1032 Zit. n. ebda., S. 221f. Vgl. Kap. Das Wirken des Maschinengottes.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

das 19. Jahrhundert vom Vorhergehenden trenne, werde vom »bukolischen Bild des ›allwissenden Gärtners‹« verdeckt, nehme man dieses im Sinne eines »panlogische[n] Glaubensbekenntnis[ses]« allzu wörtlich. Der den Mechanikergott absetzende Gärtnergott hege und pflege nicht einfach die vorhandene Schöpfung, sondern er verfolge offensichtlich den steten Plan, die Natur, dieses sein Kunstwerk, zu vervollkommnen«. Das sei »ein Streben, das ihn mehr als einen ambitionierten Gentechniker denn als einen allwissenden Gott ausweist«, sei es doch die permanente Nicht-Abgeschlossenheit, »die mit dem Attribut der Allwissenheit kollidiert«.[1033]

Und das erinnere an den »kurzen Gedankenaustausch [...], den der junge Schlegel mit Novalis ›symphilosophiert‹: der Versuch, die Bibel (oder die Enzyklopädie) nicht als ein endliches, sondern als ein *unendliches*« Gebilde begreifen zu wollen, »als ein evoluierendes, sich an einer Vertikalen hinaufentwickelndes und somit: ausdifferenzierendes Ganzes«. Es zeige sich so ein »höchst dialektische[r] Gott«, mit dem »Wissen um die Prozessualität, die Zeitlichkeit aller Dinge«, der »mehr mit Schellings ›Weltseele‹ oder Hegels ›Weltgeist‹ als mit seinesgleichen gemein hat«. Er entwickle sich und seine Intelligenz parallel zur Hinaufentwicklung seiner Geschöpfe, unterziehe »sein Werk einem beständigen Fort- und Weiterbildungsprogramm, einer *divinatio*«. So sei dann auch Schlegels ›Natur‹ ein »höchst widerspruchsvolles, vielgestaltiges Wesen«, das jederzeit erscheinen könne »in der Maske der Kunst, der Wissenschaft, der Menschheit, ja selbst der Sprache«. In diesen Masken entäußere sich »die Physiognomie eines höheren, ›organischen‹ *System-Begriffs*«, in dem sich ›Natur‹ nicht als »blindes« Geschehen ausgebe, sondern,

»wie der junge Schelling sagt: als das *Älteste Systemprogramm*. So hat man es bei der Gegenüberstellung von Mechanismus und Organismus zwar mit einer Asymmetrie, aber doch im wesentlichen mit der Gegenüberstellung zweier Systembegriffe zu tun. Der Systembegriff des Organischen verwirft den des Mechanischen nicht, sondern er übersteigt ihn, und zwar dergestalt, daß das Mechanische auch weiterhin, als ein Spezialfall, darin enthalten ist«.[1034]

Schlegels wachsender und sich verzweigender »Baum des Lebens« im ›Hortus conclusus‹ des Gärtner-Gottes habe als Vorläufer-Metapher den »*Strom*, die verflüssigte Zeit«, Jahrzehnte zuvor bei Herder, der die »Na-

1033 Burckhardt, a.a.O., S. 222f.
1034 Ebda., S. 223f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

turgeschichte des Menschen« den Prinzipien von »*Tradition und organische[n] Kräfte[n]*« unterwirft.[1035]

Burckhardt hat dabei etwas Bestimmtes im Blick, die »Geschichte des Computers«. Die setze mit dem Ende »des Räderwerkautomaten« ein. Der Computer sei als »Raum-und-Zeit-Maschine« die Verdinglichung des im frühen 19. Jahrhundert entstehenden »neue[n] Verständnis[ses] von Raum und Zeit« und damit die »Hypostase« des Zeitalters des ›Maschinengottes‹. Dieses mechanistische Zeitalter erklärt – mit den Worten René Descartes' – alles Physische zur *res extensa*, alles ist Uhrwerk, alle Wesen sind »natürliche Automata«. Ein Unterschied zwischen Artefakten und Lebewesen existiert damit nicht.[1036] Die »universale Maschine« Computer erschöpfe sich, anders als der Räderwerkautomat, »nicht in einem bestimmten Werkzeugcharakter, sondern markiert den Raum, in dem bestimmte (auch künftige, noch nicht entwickelte) Werkzeuge aufbewahrt werden können«.[1037]

Ganz am Ende steht ein »Zeichenkörper«, dem »Hybride seiner selbst« entspringen. Auf diese Weise seien Fortpflanzung und somit »der Zeitprozeß in Vergangenheit und Zukunft« unter ständiger Kontrolle, simuliert in kontrollierter Genealogie. »Der Computer – in dem all dies stattfindet, der all diese Prozesse im Vorhinein zu steuern vermag –, er ist Gebärmaschine, ein *Logos spermatikos* par excellence. Und sein Geist: ein allwissender Gärtner.«[1038]

»Der Zeichenkörper, ganz in Zeichen aufgelöst, ist beliebig manipulierbar. Hier liegt das entscheidende Novum: daß es möglich ist, Mutanten, Clons und Hybride zu generieren. Es ist der Generations-Abstand dieser Mutanten, es ist die hergestellte, kalkulierte Andersheit dieser hybriden Zeichenkörper, es ist die Möglichkeit, beliebig viele Generationen zu zeugen. An die Stelle des *Spiegels* tritt der *Baum* (und so ist es ja nicht von ungefähr, daß die innere Struktur eines Computers auf Baumstrukturen beruht). Die Logik des Zeichenkörpers ist die Logik des Stammbaumes, es ist die Logik der *Genealogie*. Der Zeichenkörper, in jener Form, in der er digitalisiert, in den Kenotaph des Computers überführt worden ist, ist *Stammvater* (oder *Stammmutter*). Er ist, da es keiner Befruchtung durch ein Schwesterwesen mehr bedarf, Hermaphrodit.«[1039]

1035 Ebda., S. 224.
1036 Vgl. Kap. Tätige Geometrie.
1037 Burckhardt, a.a.O., S. 309.
1038 Ebda., S. 324ff.
1039 Ebda., S. 325 f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Die Logik des binären Codes 0/1, entwickelt und 1854 veröffentlicht von George Boole, basiert auf einer »Besonderheit des Zahlensystems – nämlich daß es nur zwei Zahlen gibt, die der Formel $X=X^2$ genügen: die Null und die Eins«. Die Null sei das »Nichts«, die Eins das »Universum«, definiert Boole. Das »Nichts« sei »eine Klasse«, das »Universum« ebenfalls, und zwar die, in der »alle Individuen aller Klassen versammelt sind«.[1040] Aber, die Null genießt eine übergeordnete Unantastbarkeit, wie Erwin Schrödinger beschreibt. Sie habe als einzige Zahl eine »Art königliche[s] Privileg«, es ist »verboten, durch Null zu *dividieren* – ebenso wie z.B. in vielen Parlamenten *jeder* Gegenstand diskutiert werden darf mit Ausnahme der Person des Herrschers. Teilt man durch Null, erhält man gewöhnlich ein unsinniges Ergebnis«. Also »muß man sich vergewissern, daß der Divisor nicht ›von königlichem Blut‹ ist«. Andererseits kann »königliches Blut einzig wieder von königlichem Blut (durch Multiplikation) entstehen«. So ergibt die Multiplikation mit Null stets Null.[1041]

Booles binäre Logik des 0/1, so Burckhardt, sei nur Reflektion und Formalisierung dessen, »was mit der ›Systemphilosophie‹ der Romantik bereits ein halbes Jahrhundert zuvor ins Denken gedrungen ist. Dazu ein kleines Novalis-Zitat: ›Gott ist bald $1\cdot\infty$ – bald $1/\infty$ – bald 0.‹«[1042] Novalis, selbst Naturwissenschaftler, erklärt die Denkorgane zu »Welterzeugungsorgane[n]« und daher zu »Naturgeschlechtsteile[n]«. Die Mathematik sei der »vollgültigste Zeuge des Naturidealism«, der »Hauptbeweis der Sympathie und Identität der Natur und des Gemüts«.[1043] Anders, als bei Goethe, Tieck, Schleiermacher, wird bei Novalis, ähnlich bei Schlegel, das Unendliche mathematisch erfassbar, ausdrückbar. »Die Logik der Mathematik als Logik des Ursprungs.« So lässt sich dann »Potenzierung und Logarithmisierung einsetzen, um den ›ursprünglichen Sinn‹ einer inzwischen verdinglichten Welt wieder einzusetzen«.[1044] Schlegel beschreibt die Geometrie als »ins innerste Wesen der Poesie verflochten«.[1045] Die Poesie wird somit zur »systembildenden Form«.[1046] Otto F. Best:

1040 Ebda., S. 318f.
1041 Schrödinger, Erwin: Struktur der Raum-Zeit; zit. n. ebda., S. 390, Anm. 374.
1042 Ebda., S. 390, Anm. 375.
1043 Zit. n. Best, Otto F.: Die blaue Blume im englischen Garten, S. 173.
1044 Ebda., S. 168f. u. 172.
1045 Zit. n. ebda., S. 171.
1046 Best, ebda., S. 172.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

»Daß aus der Setzung einer einzigen Beziehung, nämlich der Hinzufügung einer Einheit, der Eins, zu der Besetzungsgrundlage Null, die natürliche Zahlenreihe 0, 1, 2, 3... entstanden ist, braucht kaum erwähnt zu werden. Sie ist erzeugt oder sie erzeugt sich selbst, fortschreitend ins Unendliche aus einer einzigen Relation, die man + 1 bezeichnen kann. Ihr Sein, ihre Existenz beglaubigt sich allein aus dem Gesetz der progressiven Relation, das seinen Ursprung im reinen, synthetischen Denkprinzip hat.«

Es sei die »Synthesis«, die die »erzeugende Relation« logisch ermögliche.[1047] Da ist nicht ganz nachvollziehbar, wenn Werner Künzel und Peter Bexte einen programmatischen Text von Lady Ada Lovelace, Tochter Lord Byrons, Mathematikerin und »erste Programmiererin der Welt« als Charles Babbages' Mitarbeiterin bei der Herstellung der »Difference Engine« und der »Analytic Engine« vorstellen und sie betonen: »Man beachte, daß es eine romantische Frau war, welche diesen unerhörten Gedanken äußerte!«[1048]

In ihrem Text zur »Analytic Engine« (1842/43) spricht Lovelace davon, dass diese Maschine »die Fleisch gewordene Wissenschaft von den Operationen« sei, »besonders im Hinblick auf abstrakte Zahlen«. Sie erklärt, »daß wir mit dem Begriff Operationen jeden Prozeß meinen, der das wechselseitige Verhältnis von zwei oder mehr Dingen ändert, unabhängig von der Art dieser Relation. Das wäre die allgemeinste Definition, die sämtliche Gegenstände des Universums einschlösse...«.[1049] Etwas »eigentümlich Schwärmerisches, ganz Unmathematisches« spreche aus diesem Text. »Romantische Sprachgewalt [...] in poetischen Wendungen: den Schleier der Isis von den Mysterien der Natur zu heben, Gottes Schöpfung lesbar zu machen, und zwar maschinenlesbar.« Es gehe um die Hoffnung, alles Symbolisierbare automatisch rechenbar« zu machen. Die »Konsequenzen dieser Entgrenzung lösen den Taumel des schier Unabsehbaren aus«, kommentieren Künzel/Bexte.[1050]

Den Konventionen entsprechend verbirgt Lovelace sich bzw. ihren programmatischen Text hinter einem männlichen Pseudonym und im Anmerkungs-Apparat des vergleichsweise bedeutungslosen Textes (den sie ins Englische übersetzt) eines heute praktisch vergessenen Mannes.

1047 Ebda., S. 171.
1048 Künzel, Werner/Bexte, Peter: Maschinendenken/Denkmaschinen. An den Schaltstellen zweier Kulturen. Frankfurt/M, Leipzig: Insel 1996, S. 107.
1049 Zit. n. ebda., S. 114ff.
1050 Vgl. ebda., S. 107ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Bekannt aber ist die Lady, wenn auch überwiegend in digitalisierter Auflösung, entkörperlicht als Computersprache »ADA«.[1051]

Babbages »Analytic Engine« basiert auf der Jacquardmaschine, dem von Lochkarten gesteuerten französischen Webstuhl aus dem 18. Jahrhundert, mit dem sich beliebige Muster erzeugen lassen.[1052] Ist die materielle Maschine Jacquards so vom Programm entkoppelt, dass sie zur »Leseapparatur« wird, die beliebig viele Muster verarbeiten kann, will Babbage den »Prozeß des *Einlesens* und des *Ausarbeitens*« schließen. Die Maschine soll von Lochkarten gesteuert Lochkarten schreiben, mit diesen gefüttert werden usw., kurz, einen »Kreislauf der Schrift« erzeugen.[1053] Hier geht es um »ein Unendlichkeitskalkül«, nicht in strikter Kontinuität, sondern mit einer Maschine, die »*Diskontinuitäten* zu bewältigen vermag«.[1054] Den Code, die Welt in Zeichen aufzulösen, hat er aber nicht und nimmt ihn auch nicht zur Kenntnis.

Pierre Lévy bemerkt zu Charles Babbage: »Ob man ihn als Erfinder, Begründer oder Vorläufer betrachtet – stets wird das Handeln des großen Mannes auf die Zukunft hin entworfen. Es kündigt an, es geht voraus, es leitet ein. Doch eine Umkehrung der Blickrichtung würde zeigen, daß der Begründer zugleich ein Erbe ist, der eine Menge von Ideen und Materialien, die zu seiner Zeit bereits verfügbar waren, benutzt, umwidmet und für eigene Zwecke verwendet.«[1055] Darauf kommt es an. Was sich zeigen lässt, sind »Wiederverwendungen, Entlehnungen und Umwidmungen«,[1056] ist ein diskontinuierlicher historischer Prozess der Umwandlung von Körper in Zeichen, des Ersatzes des Organischen im »Innern der Apparaturen«.[1057] Es geht um

»eine Art löchriges, zerrissenes, unregelmäßiges Meta-Netz, in dem jeder Knoten, das heißt jeder Akteur, die Topologie seines eigenen Netzes seinen eigenen Zielen entsprechend bestimmt und alles, was von den benachbarten Knoten zu ihm gelangt, nach seiner Weise deutet. Jeder lebendige Knoten dieses Geflechts reinterpretiert die Vergangenheit, die ihm von den anderen überliefert wird, als müßte sie geradewegs auf die eigene Entscheidung zulaufen, und entwirft eine Zukunft, in der sich seine Optionen geradlinig fortsetzen.

1051 Vgl. ebda., S. 107.
1052 Vgl. Lévy, Pierre: Die Erfindung des Computers, in: Serres, Michel (Hg.): Elemente einer Geschichte der Wissenschaft, S. 911; Künzel/Bexte, a.a.O., S. 92.
1053 Burckhardt, a.a.O., S. 316.
1054 Ebda., S. 314.
1055 Lévy, a.a.O., S. 910f.
1056 Ebda., S. 912.
1057 Gendolla, Peter: Geregeltes Begehren, in: Kamper, Dietmar/Wulf, Christoph (Hg.): Die Wiederkehr des Körpers, S. 171.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Doch diese Zukunft liegt, ebenso wie das Bild der Vergangenheit, wieder in der Hand der nachfolgenden Knoten, und so *ad infinitum*«.[1058]

Was aber nichts an bestimmten romantischen Prämissen, der Gestalt des »Romantiker[s] als Logiker und Systematiker« ändert.[1059] Es sei die

»Vorstellung eines der Natur innervierten höheren *Systems*, die dem Bild des ›allwissenden Gärtners innewohnt – ja, es ist recht eigentlich die gedankliche Sprengkraft dieses *Ältesten Systemprogramms* (und keineswegs ein gefühliges ›Zurück zur Natur‹), was die Vielgestaltigkeit des romantischen Naturbegriffs und seine Verästelungen in ein ganzes Wissenstableau begreiflich macht«,[1060]

resümiert Burckhardt.

Die Natur als mathematisch erzeugte Abfolge unendlicher Merkmalskombinationen fungiert in dieser, aber auch anderer Weise als ›unendliches Geheimnis‹. Das führt an ›Schwellen‹, ins Dunkle, Tiefe, Verschlingende, in die Nacht und ins Wasser und wieder heraus ins Leben von Maschinen, auch dieses ist »scheinhafte[s] Sein«,[1061] das herabzieht in Sinnenstrudel, ins Ungewisse. Jacques Brosse erinnert an die Wiederkehr von Elfen, Feen und Undinen (im Verein mit Zwergen) als Protagonisten in den seit 1813 von E.T.A. Hoffmann und bis 1822 von den Grimms gesammelten Märchen.[1062] Auch die Grimms reklamieren in ihrer Vorrede, Zugänge zu den ›Ursprüngen‹ zu erhalten, zu dem, »was in früherer Zeit geblüht hat«, von dem so wenig übrig geblieben sei.

»Es war vielleicht gerade Zeit, diese Märchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren sollen, immer seltener werden [...]. Der epische Grund der Volksdichtung gleicht dem durch die ganze Natur in mannigfachen Abstufungen verbreiteten Grün, das sättigt und sänftigt, ohne je zu ermüden«.[1063]

»Ammenmärchen« werden diese Erzählungen genannt, in dem Glauben, »in ihnen Bruchstücke einer antiken Weisheit wiederzufinden«. Geburtshelferinnen, ›weise Frauen‹, die diese Funktion auch in antiken Mythen ausüben, die als reale Hebammen frühneuzeitlich als Hexen verfolgt werden (können); in den Märchen der Grimms sitzen sie oft am Spinn-

1058 Lévy, a.a.O., S. 943.
1059 Best, a.a.O., S. 171.
1060 Burckhardt, a.a.O., S. 224.
1061 Söntgen, Beate: Täuschungsmanöver. Kunstpuppe – Weiblichkeit – Malerei, in: Müller-Tamm, Pia/Sykora, Katharina (Hg.): Puppen – Körper – Automaten. Phantasmen der Moderne. Köln: Oktagon 1999, S. 125.
1062 Vgl. Brosse, a.a.O., S. 196f.
1063 Zit. n. ebda., S. 197.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

rad, sind zauberkundig, wissend, stehen »in enge[r] Verbindung mit den dunklen Kräften des Lebens«.[1064] Offensichtlich geht es um die ›Geheimnisse‹ der Geburt und des Todes, wie stets in Verbindung mit derartigen weiblichen Gestalten. Geheimnisse von Leben und Tod werden auch mit dem Wasser als zentralem »Ausdrucksträger des romantischen Naturgefühls«[1065] verbunden.

»Die Unergründlichkeit und Faszination, die von diesem – zugleich abstoßenden und anziehenden – Element ausging, wurde gerne mit der Anwesenheit einer Nixe, Meerfei und dergleichen unterstrichen. Auffallend oft entbehren sie allerdings ihres Fischschwanzes bzw. scheint dieses charakteristische Merkmal weder einer gesonderten Erwähnung zu bedürfen, noch taucht es allzu häufig in bildlichen Paraphrasierungen auf. Offensichtlich genügte dem in die Betrachtung der Natur Versunkenen und über sich selbst Reflektierenden allein die Idee von der Wesenheit der Nixe bzw. die Assoziation Weiblichkeit – Wasser, um ein fast uferloses Spektrum an Gefühlen aufwallen zu lassen.«[1066]

Jakob Grimm verzeichnet 1835 in seiner »Deutschen Mythologie« auf der Suche nach den »Urgründen« eine »schon damals ins Uferlose angewachsene Flut von Titeln und Bezeichnungen für ›Meerfei‹ allein im nordisch-deutschen Raum«, demgegenüber aber nur relativ wenige überlieferte Sagen. Ein »Defizit« beheben »die Romantiker und ihre Apologeten mit einigen folgenreichen Märcheninnovationen«.[1067] Entlehnt auch aus Erzählungen der Volkskultur – hier kommen Wasserfrauen vor, die sich in der menschlichen Gesellschaft assimilieren, und etwa »kreißenden Menschenfrauen als Geburtshelferin und ›Wehmutter‹ hilfreich zur Seite« stehen – halten die überlieferten Elementargeister, besonders die der Gewässer einen »(legitimierten) Einzug in die Hochkultur«.[1068] Und so fließt die literarische Produktion über von lockenden Frauen mit feuchten Haaren, die die männlichen Protagonisten in ihr Element zu sich herabziehen – oder damit drohen: die »Lockung« bei Goethe, die »Sirenen« bei Eichendorf, Tiecks »Melusine«, de la Motte Fouqués »Undine« usw. Sie locken und ziehen (ins Verderben) auch in der Malerei der Spätromantik, des Symbolismus und des Jugendstil; zunehmend bedrohlichere, böse Ströme, die aussaugen, Vampirinnen, Femmes fatales.

1064 Brosse, ebda.
1065 Bessler, Gabriele: Von Nixen und Wasserfrauen, S. 110.
1066 Ebda., S. 110f.
1067 Ebda., S. 124f.
1068 Ebda., S. 112f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

All die Versprechungen, ausgetragen auf den Körpern ›unendlicher Frauen‹, in der (literarischen) »Zentrierung« der Frau auf ihre Sexualität im 18. Jahrhundert, die »eine Zentrierung auf die primären Geschlechtsmerkmale der Frau zur Folge« habe,[1069] schreibt Theweleit, beginnen sich zu rächen. Zuvor ist es noch der allfällig lockende, magnetische »Schooß«, werden Meere »beschifft« und werden nie versiegende Brunnen als »diesseitig[e] Paradies[e]« beschworen. Hier »wird die Vagina zum utopischen Ort des Nicht-Mangels, wobei es letztlich gleichgültig ist, an welcher Frau sie sich befindet, so es nur eine hohe Schöne ist«, denn: »Die ganze Welt ist *weniger* als sie.«[1070] Im 19. Jahrhundert schlägt die zwischenzeitliche Lockerung des Frauenbilds in Adel und Bürgertum endgültig wieder um. Beginnend im »normativen Weiblichkeitsdiskurs des 18. Jahrhunderts«, der sich »zugleich als ein umfassendes Bildungsprogramm« darstelle, so Beatrix Niemeyer, erscheine der »sogenannte ›natürliche‹ Beruf der bürgerlichen Frau, nämlich Hausfrau, Gattin und Mutter zu sein [...] auch ihr selbst schließlich als ›Berufung‹; die ›Gewöhnung an Selbstverleugnung‹, wie unter anderem Campe sie propagiert hatte, war eine Voraussetzung dafür«.[1071]

Ist es zuvor die »Veröffentlichung« der Frauen, so folgt nun, mit der »Machtentfaltung der europäischen Bourgeoisie (in Deutschland im Verein mit dem Adel)«, verbunden mit einer »Beschränkung der freiheitlichen Produktionsmöglichkeiten«, ihre »verordnete Verheimlichung«. Denn wieder werde dies mit dem »Territorium[] der weiblichen Körper« codiert. Die erfolgreiche Verankerung der vorhergehenden »Codierung der politischen und ästhetischen Utopien mit dem Frauenkörper im Fühlen der Männer« äußere sich spezifisch gegen diese ›unendlichen Frauen‹. Der Vorwurf falscher Versprechungen, des ›Betrugs‹, die Rache richte sich nun literarisch gegen die Frauen, die zu »verschlingende[n] Dämone[n]«, zu Selbstmörderinnen im Wasser werden. In Lautreamonts »Gesang vom Ozean« richte sich die Rache gegen »das Prinzip des Fließens selber«. Er spricht von den »kristallenen Wogen« des »alte[n] Ozean[s]«:

»Die Flüsse sind geschlossen, in denen der Körper seinen Panzer auflösen und verlieren könnte. Aller eingeengte Wunsch beginnt in zu engen Räumen gefährliche Strömungen zu bekommen; unter dem Druck wachsenden Staus rich-

1069 Theweleit: Männerphantasien 1, S. 439.
1070 Ebda., S. 440f.
1071 Niemeyer, a.a.O., S. 195.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

tet sich das Interesse nach Innen und auf Vorgänge wie Ausbrüche, Durchbrüche, Einbrüche...«[1072]

Es sind nun »böse Ströme« und »Abgründe«, die pulsieren. Erstarrende Flüsse und »kristallene Wogen« als Rache für die ›Täuschung‹ sind gleichzeitig aber auch Kennzeichen des ›Betrugs‹. Auch, wenn es männliche Automaten gegeben habe, so seien sie, »zumindest seit der Romantik, meist weiblich«, schreibt Beate Söntgen. Und hier, im »weiblichen Kunstmenschen aber kristallisiert [...] das Wesen des Automaten, der Puppe: die Fähigkeit zu täuschen«. Ein Vermögen, das »auf verschiedenen Ebenen« spiele, vor allem in der Verwischung der Differenz von »Natürlichem und Künstlichem«, von »Belebtem und Unbelebtem«.[1073]

Derartige Automaten-Frauen bezeichnen eine wesentliche gesellschaftliche ›Schnittstelle‹.

»Das scheinhafte Sein, das dem Weiblichen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts zugeschrieben wird, verleiht der künstlichen Frau eine paradoxe Natürlichkeit. Trügerisch natürlich dient die weibliche Puppe vor allem den narzißtischen Strebungen ihres männlichen Schöpfers. Als komplementäres Anderes entworfen und nach dem Ideal der Vollkommenheit gebildet, nährt sie dessen Illusion eigener Ganzheit und Identität. Wie ein Fetisch täuscht die Puppe über den Mangel hinweg, den sie als weibliche Gestalt verkörpert.«[1074]

Söntgen beschreibt das am Beispiel von E.T.A. Hoffmanns »Der Sandmann«, in dem der Protagonist Nathanael sich in die Puppe Olimpia verliebt, deren Künstlichkeit er als einziger nicht bemerkt. Anderen kommt sie »seltsam starr und kalt« vor. Nathanael aber verleiht ihren Augen, indem er durch ein immer schärfer gestelltes Taschenfernrohr blickt, eine ›feurige Liebesglut‹, nimmt das von ihr einzig beherrschte Wort »Ach« als »Liebeslaut schlechthin« und beschimpft im Gegenzug seine Verlobte Klara als »lebloses, verdammtes Automat«.[1075] Die Geschichte wird von Söntgen weitgehend in der Lesart Freuds interpretiert. Danach liege das Unheimliche nicht so sehr in der Verwechslung von Künstlichem und Lebendigem, sondern in der zwanghaften Wiederholung eines ödipalen Konflikts und seiner Materialisation im Puppenkörper, was die

1072 Theweleit, a.a.O., S. 456f.
1073 Söntgen, a.a.O., S. 125.
1074 Ebda.
1075 Ebda., S. 126f. Vgl. Hille, Karoline: »... über den Grenzen, mitten in Nüchternheit«. Prothesenkörper, Maschinenherzen, Automatenhirne, in: Müller-Tamm, Pia/Sykora, Katharina (Hg.): Puppen – Körper – Automaten, S. 142f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Figur des Sandmanns als dämonisches Vaterimago verdeutliche. Der Sandmann bedroht das Kind Nathanael mit Blendung (›Kastration‹), renkt ihm die Glieder aus, um sie neu zu montieren. Die Puppe sei daher »eine narzißtische Projektion, die Nathanaels feminine Einstellung zum Vater sichtbar mache, und nun, in Gestalt eines weiblichen Anderen, zwanghafte Liebe hervorrufe.[1076] Nun ist es am Ende der (für Nathanael) tödlichen Geschichte Olimpia, die mittels herausgerissener Augen wächsern und tot wirkt[1077] – ›kastriert‹ – und die Verbindung von Augen und Genitalien gehört zu historisch bereits sehr alten Vorstellungen. Das lässt aber zumindest den sozialen Kontext um 1800 außer Acht. Denn wenn nach dem Ende der alten Einkörpertheorie (die jedoch in Freuds ›Kastrationskomplex‹ die Rolle des Wiedergängers spielt[1078]) die Frau einen eigenen, vollkommenen Körper erhält, wenn bis 1790 die ersten Zeichnungen des weiblichen Skeletts auftauchen,[1079] dann kann gerade die Puppe als vollkommenes »komplementäres Anderes« zur Entsprechung dieses weiblichen Körpers werden. In diese Richtung weist Söntgen letztlich selbst:

»Die Implantation des ›Natürlichen‹ und des Künstlichen in den weiblichen Körper und seine Bilder wurzelt, wie Katharina Sykora nachgewiesen hat, im 18. Jahrhundert. Seitdem galt der weibliche Körper als Inbild des Natürlichen. Daß der ›natürliche‹ Körper jedoch ebenfalls ein konstruierter ist, wird durch ›raffinierte, sich selbst verleugnende Künstlichkeit verborgen‹. Die Folge dieses Paradoxons eines ›natürlichen‹ Körperbildes ist eine Verwirrung der Kategorien, die in Bezug auf die Puppe einen gemischten Effekt hat. Die Ununterscheidbarkeit des Natürlichen und Künstlichen im Weiblichen verlebendigt die weibliche Puppe, die gerade als künstliche Frau natürlich wirkt. In dieser kategorialen Unentscheidbarkeit liegt aber zugleich eine Irritation, die zersetzend auf das Identitätsstreben des Puppenliebhabers wirkt.«[1080]

Zwar geistern auch bedrohliche männliche Automaten durch die zeitgenössische Literatur, wie der geheimnisvolle ›Türke‹ in Hoffmanns »Die Automate« von 1814, oder fünf Jahre später bei Daniel Ludwig Jassoy »ein ganzes Bestiarium« von »buckelnden und tretenden Automaten: Soldaten, Generäle, Minister, Diplomaten, Kunstforscher, Mystiker, Poeten und viele mehr«.[1081] Dass aber gerade weibliche Automaten domi-

1076 Vgl. Söntgen, a.a.O., S. 127.
1077 Vgl. Hille, a.a.O.
1078 Vgl. Einleitung.
1079 Vgl. Schiebinger, Londa: Schöne Geister, S. 270f.
1080 Söntgen, a.a.O., S. 129f.
1081 Hille, a.a.O.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

nieren, scheint mit dem ›neuen Geheimnis‹ der Frau zusammenzuhängen, die nun nicht mehr als ›Mängelexemplar‹ einer einzigen existierenden Physis, sondern als Andere entworfen wird. Die Künstlichkeit der im 18. Jahrhundert real existierenden Räderwerkspuppen (als ›vernünftige‹ Ablösungen der vorher grassierenden magisch animierten Androiden, Golems, Homunculi, Alraunen usw.) soll gar nicht verborgen bleiben. Bei derartigen Rokoko-Puppen werden die Uhrwerke nicht versteckt, im Gegenteil solle ihr Anblick zum ›Geheimnis‹ beitragen, einem Geheimnis, das sich per Vernunft lösen lässt.[1082] Anders im literarischen Programm der »Rätselfrau«[1083] des 19. Jahrhunderts. Hier wächst sich das ›Mechanische‹ in der weiblichen Variante zur Bedrohung aus, zur »toten Lebendigkeit«[1084] – schon gar in seiner Ununterscheidbarkeit vom ›Organischen‹. Die Unheimlichkeit der ›erotisch lockenden‹ Puppe entstammt ihrer ›Ähnlichkeit‹ zur nun *physisch* anderen Frau. Dieses Zwillingspaar repräsentiert das ›Andere‹ des ›organisch‹ sich entwerfenden Mannes.

Die Opposition gegen den Mechanismus, den absolutistischen Maschinenstaat äußert sich oft vor allem gegen deren weibliches Personal. So in der Propaganda zur Französischen Revolution in den Bildern einer ›organischen‹ Marianne und einer ›Sexmaschine‹ Marie-Antoinette. Marianne, mit stets milchprallen Brüsten, »lebensspendende[n] Tugenden«, ausgestattet, mit einem mütterlichen, »großzügige[n], überfließende[n] und fruchtbare[n] weibliche[n] Körper« wird zum Kontrastbild zur flachbrüstigen, damit »lustversessene[n] und halbwüchsige[n]«, zur Mütterlichkeit unfähigen Königin, der nachgesagt wird, sie treibe es mit ihren Hofdamen und bringe ihrem Sohn die Masturbation bei, und ihn damit, gemäß der Lehre Tissots, um seine Gesundheit.[1085]

Unter Bezug auf Jean-Marie Villiers de Isle Adams Roman »Die neue Eva« (1886), in der ein fiktiver Thomas Alva Edison das perfekte Automatendouble einer hysterischen Opernsängerin schafft, sie so »wieder zum unbeschriebenen Körper-Zeichen« macht, »damit sie sich neu programmieren läßt«,[1086] betont Manfred Schneider die Chimäre des ›or-

1082 Vgl. ebda.
1083 Schneider, Manfred: Liebe und Betrug. Die Sprachen des Verlangens. München: dtv 1994 (München, Wien: Hanser 1992), S. 89.
1084 Hille, a.a.O., S. 143.
1085 Vgl. Sennett, Richard: Fleisch und Stein, S. 360. Zur Genese der Anti-Onanie-Kampagnen seit Mitte des 18. Jahrhunderts vgl. Braun, Karl: Die Krankheit Onania.
1086 Schneider, a.a.O.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ganischen‹ männlichen Selbstentwurfs: »Frauen sind das Programm, durch das sich Männer selbst automatisieren.«[1087]

›Wildnis‹ als Wurzel der Volksgemeinschaft und ›Wildniß‹ als utopische ständische Idylle

»Jahrhundertelang war es eine Sache des Fortschrittes, das Recht des Feldes einseitig zu vertreten; jetzt ist es dagegen auch eine Sache des Fortschrittes, das Recht der Wildnis zu vertreten *neben* dem Rechte des Ackerlandes. Und wenn sich der Volkswirt noch sehr sträubt und empört über diese Tatsache, so muß der volksforschende Sozialpolitiker trotzdem beharren und kämpfen auch für das Recht der Wildnis.«[1088]

Mitte des 19. Jahrhunderts entstehen zwei voneinander unabhängige ›organische‹ Entwürfe einer ›konservativen Wildnis‹ als Bedingung ›beharrender‹, ständischer Gesellschaftsverhältnisse. Während Wilhelm Heinrich Riehl, der sozusagen die Volkskunde erfindet, allerdings von einem ständigen Kampf um den Wald spricht, gerät dieser Wald bei Adalbert Stifter zur realitätsverleugnenden Idylle. Beide sind »in der fortschrittsbegeisterten Epoche der rapiden Industrialisierung«[1089] Außenseiter, werden aber für die Zukunft enorm einflussreich sein.

»In der Urwildnis rodet der erste Siedler: er schafft den Gegensatz von Feld und Wald und hebt damit das Verhältnis von Land und Leuten über die Linie der uranfänglichen bestialischen Natürlichkeit. Nur wo Feld und Wald ist, hört das Nomadentum auf, da bildet der Boden selbst den Grund organischer Gesellschaftszustände.«[1090]

Wenn also Wilhelm Heinrich Riehl 1853 sein berühmtes »Recht auf Wildnis« propagiert, dann ist die Frage, was diese ›Wildnis‹ sei, fast schon beantwortet. ›Organische Gesellschaftszustände‹ entstehen aufgrund von Unterwerfung der »uranfänglichen bestialischen« Natur und ihrer rastlosen Nichtsesshaftigkeit. Organisch ist erst die ›Verwurzelung in der Scholle‹, wie das in den folgenden publizistisch-literarischen Äußerungen der Heimatbewegung heißen wird.

Oswald Spengler spricht später vom »pflanzenhaften Drange des Blutes, das sich fortpflanzen will«, von der »Seele eines Bauern, der von

1087 Ebda., S. 87.
1088 Riehl, Wilhelm Heinrich: Land und Leute. Stuttgart, Berlin: Cotta 1908[11], S. 62.
1089 Sieferle: Fortschrittsfeinde?, S. 149.
1090 Riehl, a.a.O., S. 65.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Urzeiten her auf seiner Scholle sitzt oder von ihr Besitz ergriffen hat, um dort mit seinem Blute zu haften. Er wurzelt hier als der Enkel von Ahnen und der Ahn von künftigen Enkeln«. Dieses ›Pflanzenhafte‹ wird aufgezehrt durch die »über alles Maß angespannte tierhafte Lebensseite« in den Großstädten der Moderne, mehr noch aber durch ein »Wachsein«, das »die Gewohnheit einer kausalen Regelung des Daseins annimmt«. Diese ›Zivilisation‹ bestehe aus »Intelligenz und Unfruchtbarkeit«, da Nachwuchs nun nach kausalen Begründungen verlange. »Die Natur kennt keine Gründe. Überall, wo es wirklich Leben gibt, herrscht eine innere organische Logik, ein ›es‹, ein Trieb, [...] vom Wachsein und dessen kausalen Verkettungen« unbemerkt. »Der Geburtenreichtum ursprünglicher Bevölkerung ist eine *Naturerscheinung*«, völlig unreflektiert. Dem Höhepunkt der Zivilisation aber folge zwangsläufig »das mehrhundertjährige Stadium einer entsetzlichen Entvölkerung«. Schließlich bleibe nur noch »das primitive Blut« übrig. Es entsteht *der Typus des Fellachen*«.[1091] Ein Zurück zum Nomadentum demnach.

Bei Riehl ist die »landfeste[] Bevölkerung« Spenglers[1092] bereits vorhanden, das ›Pflanzenhafte‹ ebenso, das nur einer ›inneren organischen Logik‹ folgt. Anders als die kulturpessimistische Publizistik nach 1900 jedoch erscheint bei ihm die Industrialisierung zwar als »ernstzunehmende Bedrohung«, aber noch nicht als »unausweichliches Schicksal«, noch »war ihr [...] mit staatlichen Maßnahmen zu begegnen«.[1093] Denn aus der »deutschen Waldfreiheit, die so fremdartig aus unsern übrigen modernen Zuständen hervorlugt, strömt tieferer Einfluß auf Sitte und Charakter aller Volksschichten, als mancher Stubensitzer sich träumen läßt«.[1094] Diese »Waldfreiheit« entstamme der »echt altgermanische[n]« Idee einer »Gütergemeinschaft des Waldes«. Ein »letztes überlebendes Stück Mittelalter« sei dieser Wald »mit seinen Gerechtsamen und Servituten«. Dieses »feudale Element« habe dem Landvolk »echt mittelalterlich« eine »Beisteuer« durch Laubsammeln und Holzlesen gesichert. Das sei »die Wurzel echt deutscher sozialer Zustände«, ein »nahezu kommunistisches Herkommen« im wohlverstandenen Sinn. Jeder »Demagoge« aber wisse, »daß man zuerst den Wald niederhauen muß, wenn man mit dem Mittelalter in Deutschland aufräumen will«.[1095]

Riehl schreibt die »Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik«. Das heißt, im Rahmen »seiner brisanten volks-

1091 Spengler: Der Untergang des Abendlandes, S. 679f.
1092 Ebda.
1093 Sieferle, a.a.O., S. 150.
1094 Riehl, a.a.O., S. 55.
1095 Ebda., S. 47ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

psychologischen und mentalitätsgeschichtlichen Ideen« (wie Albrecht Lehmann das etwas eigenartig nennt,[1096] ist doch unter Mentalitätsgeschichte etwas anderes zu verstehen), entwirft er eine wechselseitige Entsprechung bzw. Bedingung von Wald und Volk auf allen Ebenen, die er gefährdet sieht durch eigentlich ›fremde‹ Kräfte und Mechanismen: Demokratie, Industrialisierung und Proletarisierung, wobei hier »im Grunde das Wahrnehmungsmuster der Pauperismuskritik noch nicht verlassen« wird.[1097]

Die Landschaft teilt er in »die zahme und die wilde Kultur unseres Bodens«[1098] Beide seien unverzichtbarer Garant für das Überleben der Nation, das Feld aus ökonomischen, der Wald aus sozialpolitischen Gründen, hänge doch der Nationalcharakter davon ab: »Ein Volk muß absterben, wenn es nicht mehr zurückgreifen kann zu den Hintersassen in den Wäldern, um sich bei ihnen neue Kraft des natürlichen, rohen Volkstumes zu holen.«[1099]

Als »erratischer Block« stehe Riehl mit seiner »vielleicht radikalste[n] modernisierungskritische[n] Position« in dieser Epoche der Industrialisierung, schreibt Sieferle. Gefahr droht hier durch den »vierten Stand«, das Proletariat, wobei sich hier hinter dem Begriff weniger ein konkrete soziale Klasse verbirgt, als vielmehr »eine Tendenz, die er wirken sieht und die sich in diesem Stand materialisiert«. Diesem »vierte[n] Stand« Einhalt gebieten sollen die ›Kräfte des Beharrens‹, die in Land, Sitte und Tradition verwurzelten Bauern als Garanten eines Konservativismus, immun gegen nivellierende »[u]npractische Theorien« wie Kommunismus oder Demokratie.[1100] Aber auch sie seien bedroht von Industrialisierung und Proletarisierung, denn je mehr »die Ackererzeugnisse Gegenstand der Speculation werden, den großen Verkehrskrisen preisgegeben, umso mehr tritt auch der Bauer, den es trifft, aus seinem ursprünglichen Charakter heraus«.[1101] Mehrfach verweist Riehl auf die massenhaften Waldplünderungen durch den Pöbel einer proletarisierten Landbevölkerung: »Im Jahre 1848 ward gar manches mächtige Stück Wald geopfert, um ein kleines Stückchen Popularität damit einzukaufen. Jede Revolution tut dem Wald weh; sie wird dagegen das Feld unberührt lassen, wofern sie sich nicht selber erwürgen will.«[1102] Die Industrie sei ein viel größerer Einebner gesellschaftlicher Gegensätze »als es alle so-

1096 Vgl. Lehmann, Albrecht: Von Menschen und Bäumen, S. 27.
1097 Sieferle, a.a.O., S. 151.
1098 Riehl, a.a.O., S. 45.
1099 Ebda., S. 52.
1100 Vgl. Sieferle, a.a.O., S. 149.
1101 Riehl: Die bürgerliche Gesellschaft (1856); zit. n. Sieferle, ebda., S. 150.
1102 Ders.: Land und Leute, S. 46.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

cialen Theorien vermögen«. Die einseitige Bevorzugung des »Industrialismus würde alle Individualität der Gruppen des socialen Lebens zerstören, was nur die völlige Erschlaffung und Entartung der Nation zur Folge haben könnte«.[1103] Und sie schaffe die »ruinierten Dörfer[]«, die den »künstlichen Städte[n]« gegenüber stünden, die sich »der Natur und Geschichte trotzend« eine Bedeutung anmaßten und »erheucheln«, die ihnen nicht zukomme. Diese Städte der »reinen Treibhausblüten« in den »süd- und mitteldeutschen Kleinstaaten« seien politische Produkte der Jahre 1848/49, in denen etwa »Rheinhessen vorzugsweise demokratisch gestimmt« gewesen sei.[1104]

»Die Wildnis« wird für Riehl »zum Bundesgenossen des Konservativismus«. Und darin steckt der Sinn des Naturschutzes, des »Rechts auf Wildnis«. Die soziale Nivellierung soll gestoppt werden, indem »Wald und Ödland der Kultivierung« entzogen werden. Wildnis stehe für die »Erfahrung, daß es einen Bereich gibt, der dem technisch-produktiven Zugriff entzogen ist und aus sich selbst heraus existiert«; das solle »für die lebendige Differenziertheit einer nichtindustriellen Gesellschaft empfänglich machen«.[1105] Nur, und das schreibt Sieferle nicht, dass die ›Vielfalt‹ hier mit strikter hierarchisierender Ungleichheit als quasi Naturzustand identifiziert wird. Und ›Lebendigkeit‹ mit einer zähen und rohen, asketischen, aber lustigen Einfachheit der Waldbauern – unter Führung des ersten Standes. So setzt der Unterschied bei Riehl auch vor einer Industrialisierung ein; es sei der von Wald und Feld. Hier »tritt die einfachste und natürlichste Vorstufe der deutschen sozialen Vielgestaltung und Vielfarbigkeit zu Tage, jene Fälle der eigensten Volkscharaktere, darin die zähe Verjüngungskraft unsrer Nation geborgen liegt«. Die Walddorfbewohner hätten trotz zumeist großer Armut »fast durchweg ein ungleich eigeneres frischeres, geistiges Gepräge als in den reinen Felddörfern«, in denen meistens »mehr feister Wohlstand grell neben größerer Entartung der Sitten«, Geiz und »mißvergnügte Proletarier« anzutreffen seien. »Der Waldbauer ist roher, händelsüchtiger, aber auch lustiger als der Feldbauer.« Im »Waldland« liege der Speicher tradierter »Volkssitten und Trachten«, sei »Herd« volkstümlicher Kultur und Kunst, »Turnplatz der Jugend« und »Festplatz der Alten«.[1106]

Diese ›Wildnis‹ also ist ein Raum der ›natürlichen Hierarchie, in der es festgefügte Vorrangpositionen gibt, in der eine andauernde Ungleichheit besteht, ein rauhes und kämpferisches Leben, das jedem den vorher-

1103 Die bürgerliche Gesellschaft; zit. n. a.a.O.
1104 Land und Leute, S. 94.
1105 Sieferle, a.a.O., S. 150.
1106 Riehl, a.a.O., S. 52f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

bestimmten Platz zuweist. In dieser Weise fungiert hier die ›Wildnis‹ als projiziertes Vor-Bild einer ›organischen Gesellschaft‹:

»Die Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft ist die Lehre von der natürlichen Ungleichheit der Menschen. Ja in dieser Ungleichheit der Gaben und Berufe wurzelt die höchste Glorie der Gesellschaft, denn sie ist der Quell ihrer unerschöpflichen Lebensfülle. Wie die See das Küstenvolk in einer rohen Ursprünglichkeit frisch erhält, so wirkt gleiches der Wald bei den Binnenvölkern.«[1107]

Und daher:

»Freuen wir uns, daß es noch so manche Wildnis in Deutschland gibt. *Es gehört zur Kraftentfaltung eines Volkes, daß es die verschiedenartigsten Entwicklungen gleichzeitig umfasse*. Ein durchweg in Bildung abgeschliffenes, in Wohlstand gesättigtes Volk ist ein totes Volk, dem nichts übrig bleibt, als daß es sich mitsamt seinen Herrlichkeiten selber verbrenne wie Sardanapal. Der ausstudierte Städter, der feiste Bauer des reichen Getreidelandes, das mögen Männer der Gegenwart sein, aber der armselige Moorbauer, der rauhe zähe Waldbauer, der einsame, selbstgewisse, sagen- und liederreiche Alpenhirt, das sind die Männer der Zukunft.«[1108]

Zäh, rauh, selbstgewiss und immer ein Lied auf den Lippen. Derartige Gestalten werden ein halbes Jahrhundert später, so in Hermann Löns' »Wehrwolf«, die Identifikationsfiguren sein.

Wie stark die ›Verwurzelung‹ der Menschen, die Symbiose zwischen einer ›beharrenden Wildnis‹ und den ›Stände[n] des Beharrens‹«[1109] sei, wird an ökologischen Katastrophen entfaltet. Die werden zur realen Bedrohung der ›Volksgesundheit‹, hinterlassen, so in Italien, großflächige Kahlschläge, nicht nur devastierte Böden, sondern auch solche Völker.[1110] Riehl sehe »also weniger die Natur bedroht, als die Gesellschaft, wie er sie ständisch idealisierte«.[1111]

Riehl sieht in der »beispiellosen Vielgestalt des Bodenbaues« in Deutschland

1107 Ebda., S. 52.
1108 Ebda., S. 51.
1109 Sieferle, a.a.O., S. 150.
1110 Vgl. ebda.
1111 Ebda. Zum in der Ökologiegeschichtsschreibung häufig erhobenen Vorwurf, der national-konservative Natur- und Heimatschutz sei entweder gar nicht ökologisch, oder auf diesem Gebiet höchst naiv orientiert vgl. Kap. Der Wald als kämpferische Volksgemeinschaft.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

»nicht nur die wunderbar reiche Gliederung unserer Gesellschaftszustände vorgebildet, sondern auch der eigentümlichen Biegsamkeit, Vielseitigkeit und Empfänglichkeit deutscher Geisteskultur und Gesittung die natürlichste Wurzel gegeben«.[1112]

Wurzeln, offenbar als mächtige, auf ›natürliche‹ Weise eigentlich unlösbare Verankerungen gedacht; der Wald, die ›Wildnis‹ ist so das Bild einer ständischen Gemeinschaft, deren Mitglieder unverrückbar, wie ›mächtige Bäume‹ der Geschichte trotzen. Die propagierte reich gegliederte Gesellschaft, deren Vorbild der Wald ist, unterliegt – und nur das garantiert ihr Bestehen – einer strikten Hierarchie. Und dieser Wald stellt dann auch

»ein aristokratisches Element in der Bodenkultur dar. Er gilt mehr durch das, was er vorstellt, als durch das, was er schafft und einträgt. Nur der Reiche kann Waldwirtschaft treiben, ja oft ist nicht einmal der Reiche reich genug dazu und der Staat als der Inbegriff des Landesreichtums ist darum mit Recht der erste und größte Waldbesitzer«.[1113]

Wenn er also von den bei aller Armut geistig so ›gesunden‹ »deutsche[n] Walddörfern« spricht, dann erscheint deren diesbezügliches Wesen direkt abhängig von ihrer festgefügten ständischen Position. »Die alte Zeit« habe noch den »richtigen Blick« für den Adel des Waldes gehabt.

»Ein schlagenderes aristokratisches Vorrecht als das der Bannforsten ist gar nicht denkbar, und doch hat es Deutschland diesem Einzelvorrecht zu danken, daß es noch so grün bei uns aussieht, daß unsre Berge nicht entwaldet sind wie die italienischen, daß Land und Volk nicht ausgelebt und ausgetrocknet ist, daß noch herrlich große Waldstrecken als geschlossenes Ganzes später in die Hände des Staates übergehen konnten.«[1114]

Vom Höfischen zöge sich der Adel zeitweilig »in die Barbarei des Urwaldes« zurück, um dort »im getreuesten Nachbild des rohen Jägerlebens gleichsam die Uranfänge der Zivilisation von vorn wieder« durchzubuchstabieren. Riehl räumt die mittelalterliche und frühneuzeitliche »Waldtyrannei«, die »grausamen Züchtigungen der Waldfrevler« ein, die ›den Bauern‹ »zu der gefährlichen Frage: ›Wer bist du, Fürst?‹« gebracht habe. Aber, es habe eben einen »Krieg« zweier »Parteien« um

1112 Riehl, a.a.O., S. 58.
1113 Ebda., S. 57.
1114 Ebda., S. 59.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

den Wald gegeben, in dem »das Standrecht erklärt« geherrscht habe.[1115] Adel und Grausamkeit, Rauheit und Kampf: dieser Wald wird zum ›organischen‹ Speicher ständischer und männlicher Tugenden, zum Garanten eines noch nicht »ausgetrocknet[en]«, ›lebendigen‹ Volkes, einer vorgeblich »lebendige[n] Differenziertheit«.[1116]

Dass die Wälder doch weichen müssen, verdanken sie einer ›armseligen‹ übereilten Profitorientierung. Riehl argumentiert einerseits ganz auf der Linie des försterlichen Hochwalds, andererseits strikt gegen die »in neuerer Zeit aus Gründen der Not oder kurzblickender Finanzweisheit immer weiter getriebene künstliche Umwandlung des stolzen Laubholzhochwaldes in kurzlebige Nadelwälder«, was dem ›deutschen Wald‹ »mindestens ebensoviel von seinem eigentümlichen Waldcharakter« genommen habe«, wie »die völlige Rodung ungeheurer Waldflächen«.[1117] Diese Nadelholzkulturen verdammt er als »proletarisch«,[1118] analog zur Gesellschaft unterliegt auch der Wald den Mechanismen der Nivellierung. Interessanterweise kritisiert Riehl die bäuerliche Waldwirtschaft scharf, ohne sie als solche zu identifizieren, wenn er über »nur dünne abgeschälte Stämmchen mit verdorrten Laubresten«, die sich »dem Wanderer« in Eichenschälwäldern entgegenreckten, schreibt, vom »wuchernden kümmerlichen Raumholz von Haselhecken und Hainbuchen«, der völligen Durchmischung von Feld- und Waldwirtschaft. All das sei genau genommen gar kein Wald »in unsrem Sinne«. Der »eigenste Schatz des Waldes«, die »wuchtigen Eichen- und Buchenstämme«, könnten nur in einer »reiche[n] Körperschaft, die hundert Jahre lang auf Zinsen warten kann«, heranwachsen.[1119]

Riehl verbinde »wilde Spekulationen« mit »souveränen ökologischen Analysen«, so Albrecht Lehmann,[1120] und »eine genaue Soziographie mit einem Standpunkt, der am ehesten konservativ-romantisch zu nennen ist«, wie Sieferle schreibt.[1121] Der Wald Riehls ist asketisch-

1115 Ebda., S. 59f.
1116 Sieferle, a.a.O., S. 150.
1117 Riehl, a.a.O., S. 58.
1118 Ders.: »Der Wald (Eine socialpolitische Studie)«, in: Beilage zu Nr. 17 der *Allgemeinen Zeitung*, 17. Januar 1852; zit. n. Dittmann, Ulrich: Waldbilder in Adalbert Stifters *Studien*, in: Hettche, Walter/Merkel, Hubert (Hg.): Waldbilder. Beiträge zum Interdisziplinären Kolloquium »Da ist Wald und Wald und Wald« (Adalbert Stifter). Göttingen, 19. und 20. März 1999/Fachbereich Forstwirtschaft und Umweltmanagement der Fachhochschule Hildesheim – Holzminden – Göttingen. München: Judicium 2000, S. 42.
1119 Land und Leute, S. 58f.
1120 Lehmann, a.a.O., S. 27.
1121 Sieferle, a.a.O., S. 149.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

aggressives Monument einer ursprünglichen Kultur nach der Überwindung »uranfänglicher Bestialität« und »Nomadentums« und wird noch einmal als vermeintlich ›organische Gemeinschaft‹ gegen die Landschaften des Maschinen-Staates in Stellung gebracht. »Die Zopfzeit hatte kein Auge für den Wald«, er sei ihr »zu unordentlich in der Anlage, zu buckelig in den Formen, zu dunkel in der Farbe« gewesen, weshalb er als flache Kulisse an den Rand gedrängt, und Fürstenschlösser in »entwaldetes Flachland« gesetzt worden wären.[1122] Dunkelheit gegen Aufklärung, unordentlicher Wuchs als Kennzeichen historisch gewachsener Strukturen, »mächtiger Schutzwall historischen Herkommens«, aber ebenso »ewiger Unruhestifter«,[1123] um den es immer wieder Kämpfe gegeben habe. Kämpfe aber, die immer schädliche »demokratische[] Zeitstimmungen« anzeigen: »Bei jeder entscheidenden Volksbewegung in Deutschland wird sogleich dem Walde der Proceß gemacht.«[1124]

Eine derartige »sozialpolitische Dimension des Waldes« existiert im Werk des Waldschriftstellers und Landschaftsmalers Adalbert Stifter (1805-1868) nicht.[1125] Stifter erscheint als einer der Protagonisten der »Antithese Natur-Kultur«, dies lasse sich »besonders deutlich nachweisen« in dessen »Mappe meines Urgroßvaters«.[1126] In der 3. Fassung dieses Textes wird der heimatliche Wald des Protagonisten mehrfach »Wildniß« genannt. Dieser Augustinus betont, ihm sei »die Stadt widerwärtig geworden«, daher »bin ich da heraus in die Wildniß gegangen«.[1127] Diese »unwirthbaren Walde« werden als urwüchsig und unüberschaubar, anthropogen unbeeinflusst und kulturfern beschworen. Diese »Wildniß« aber ist zugleich kulturell geprägt und industriell genutzt: es gibt eine Glashütte, es werden Häuser, Felder, Wiesen, Siedlungen, Wege und die ökonomische Nutzung der »Wäldchen« beschrieben, vor allem auch in Kahlschlagswirtschaft. »Die Stilisierung des Waldlandes zum Urwaldgebiet, zu einer Landschaft jenseits der menschlichen Kultur, zu einem Ort des Ungeheuren, Geheimnisvollen, Unübersichtlichen und Urwüchsigen, ohne daß die angebliche ›Wildniß‹ dabei als gefährlich oder unzugänglich beschrieben wird, erfüllt dabei – in der to-

1122 Vgl. Riehl: Land und Leute, S. 53f.
1123 Ebda., S. 61.
1124 Der Wald (Eine socialpolitische Studie); zit. n. Dittmann, a.a.O., S. 41.
1125 Vgl. Dittmann, ebda.
1126 Gottwald, Herwig: Natur und Kultur. Wildnis, Wald und Park in Stifters *Mappe*-Dichtungen, in: Hettche, Walter/Merkel, Hubert (Hg.): Waldbilder, S. 90.
1127 Zit. n. ebda., S. 94.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

pischen Struktur des Texts – offenbar die Erzählstruktur einer imaginierten, sagenhaften ›Gegenwelt‹ zur ›Stadt‹.«[1128]

So entsteht eine krasse Dichotomie Stadt – Waldland. Die Stadt ist auch hier gekennzeichnet durch unlösbare soziale Antagonismen, während der Wald zum harmonisch-utopischen Gesellschaftsraum wird, dessen Ständestruktur Stifter zur Idylle verklärt. Dieses ›organische Miteinander‹ ist zwar geprägt durch eine klare »Abstufung der Stände«, aber Augustinus als »sozialer Aufsteiger« verkehrt ebenso freundschaftlich mit dem führenden Ortsadel, wie mit einem Bettler.[1129] Anscheinend ein ›natürlicher Armer‹ im Sinne Adam Müllers. »Der utopische Charakter der Waldgesellschaft der *Mappe* wird auch im völligen Fehlen von sozialen Spannungen und auch von Kriminalität klar erkennbar.«[1130]

Stifter bezeichnet den Wald an prominenter Stelle in seinem Werk als »Garten«: Der Wald sei »auch schön, [...] weil er auch ein Garten ist, aber ein Garten eines reichen und großen Herrn, der ihn durch tausend Diener bestellen läßt; in ihm ist gar kein Unkraut, weil der Herr jedes Kräutlein liebet und schätzt – er braucht auch ein jedes für seine vielen tausend Gäste [...]«.[1131] Auch in dieser Idyllisierung stecken mehrere Bezüge. Zum einen im ordnenden Zugriff auf den Wald als »sanfte Kultur«; so in der »Mappe«, im Plädoyer für eine naturnah erscheinende Kultur, die sich aber eindeutig gegen die zuvor vorhandene Natur richtet. Stifter unterscheidet dabei zwischen ›guter‹ und ›schlechter‹ Kultur. Erstere sei gekennzeichnet durch »sanfte Wiederaufforstung«, letztere durch »Rodung und anschließende Verwilderung. Das strebe eine Balance von ›Kultur‹ und ›Natur‹ an, »die einander wechselseitig bedingen und modifizieren, deren jeweilige Zähmung und Bändigung Ziel seines (utopischen) poetischen Entwurfes ist«.[1132] Zum anderen feminisiert Stifter den Wald. Er verwendet Metaphern wie »Waldesbusen«, »Waldesrücken«, »Waldesschöße«, aber auch »Ohren des Waldes«. In der Erzählung »Hochwald« wird wiederholt seine »Jungfräulichkeit« gepriesen.[1133] Stifters Wald aber ist kein ›unberührter‹, kein Primärwald, sondern kultivierter, genutzter, er ist im Besitz. Daher steht die beschworene »Jungfräulichkeit« offenbar für eine Art Hortus conclusus.

1128 Ebda., S. 94f.
1129 Vgl. ebda., S. 103.
1130 Ebda., S. 103f.
1131 »Der Hochwald«, Historisch Kritische Gesamtausgabe (HKG) 1,4 , S. 242.; zit. n. Schrötter, Helmuth: Adalbert Stifters ökologische Naturschau, in: Hettche/Merkel (Hg.): Waldbilder., S. 71.
1132 Gottwald, a.a.O., S. 102.
1133 Dittmann, a.a.O., S. 37ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Stifter wird nachgesagt, er habe – »naturwissenschaftlich hoch gebildet und interessiert«, ohne sich als Naturwissenschaftler zu verstehen – per »Einfühlungsvermögen«, »außerordentliche[r] Beobachtungsgabe und [in] einer nur als schicksalhaft zu bezeichnenden emotionalen Bindung an das Phänomen ›Wald‹«, insbesondere aber aus »inbrünstiger Naturverehrung«, aus »Ehrfurcht vor der Schöpfung und dem Walten Gottes in ihr« ein »Ethos im Umgang mit ihr begründet«, einen universalen Nachhaltigkeitsbegriff in seinen Texten offenbart (ohne »Nachhaltigkeit« je zu benutzen, wahrscheinlich habe er den Ausdruck gar nicht gekannt). Zugleich habe er Begriffe wie Ökologie (geprägt durch Ernst Haeckel 1866) oder Ökosystem etc. antizipiert. Derart emphatische Worte findet der Oberlandforstmeister i.R. Helmuth Schrötter.[1134]

»Stifter trat aus ethischen, ästhetischen und weitblickenden ökonomischen Gründen für die Bewahrung der Natur, ihrer Kräfte und Geschöpfe um ihrer selbst willen und im Interesse künftiger Generationen durch einfühlsame Nutzung der Naturressourcen ein. Besonderes Gewicht erhält diese Haltung durch die damit untrennbar verbundene Naturerkenntnis. Durch die geniale Deutung seiner Naturbeobachtungen nahm Stifter zahlreiche Ergebnisse ökologischer Forschung vorweg, die erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts gezeitigt wurden.«

Dies in seinen Metaphern und Bildern für ›Wald‹, die »einer späteren speziellen wissenschaftlichen Fragestellung beziehungsweise einem zeitlich bedingten Erkenntnisstand gerecht« würden.[1135] So antizipiere Adalbert Stifter die ›Phytozönose‹ (geprägt 1928 von Braun-Blanquet), wenn er in »Der Hochwald« die typischen Kombinationen und Schichtungen der Baumarten schildere;[1136] die ›Biozönose‹ (Karl Möbius 1877 und Gams 1918) und gar die ›Biodiversität‹, wenn er vom schönen Garten Wald spreche, in dem es kein Unkraut gebe, weil »der Herr jedes Kräutlein liebet« und für all die »Gäste« benötige.[1137] Ebenso sieht

1134 Vgl. Schrötter, a.a.O., S. 68ff.

1135 Vgl. ebda.

1136 »Die vielzweigige Erle geht am Wasser hin, die leichte Buche mit den schönfarbigen Schaften, die feste Eiche, die schwankenden Halme der Fichten stehen gesellig, und plaudern bei gelegentlichen Windhauchen, der alte Ahorn steht einsam und greift langarmig in die Luft – die Tannen wollen erhabene Säulengänge bilden, und die Büsche, Beeren und Ranken, gleichsam die Kinder, sind abseits und zurück in die Winkel gedrängt, daß mitten Raum bleibe für hohe Gäste.« HKG 1,4 , S. 236; zit. n. ebda.

1137 Der Hochwald, HKG 1,4 , S. 242; zit. n. ebda.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Schrötter bei Stifter ›Ökosystem‹[1138] bzw. ›Biogeozönose‹ (Sukatschew 1950) metaphorisch vorformuliert, wenn dieser die »köstliche[n] Dinge« des Waldes beschreibt, den Boden, der ein hunderte Meilen langer zerklüfteter Stein sei, in dessen Risse, Spalten und sonstige Öffnungen »die Wurzeln der Bäume eindringen, und über welchen der schwarze Boden liegt, auf dem die Gräser und Blumen und Beeren« wüchsen, das Wasser, das aus den Wolken regne, versickere und »irgendwo« hervorquelle,[1139] desgleichen die ›Nahrungskette‹ (Slobotkin 1962)[1140] ›Sukzession‹ (Aichinger 1951) und ›Klimax‹ (Clements 1928 und du Rietz 1930)[1141] und die »Definition von Lebensformen« bei Fauna und Flora (Raunkiaer 1905 und Abel 1929), wenn er sie nach ihren »Bauführungen« klassifiziere, alternativ zu Linnés System möglicherweise nach Anpassungen an die Umwelt oder Lebensräumen gruppiere.[1142]

Schließlich zeige sich die Aktualität Stifters, dessen Werk durchdrungen sei von »der Naturerkenntnis mit ethischen Forderungen, ästhetischen Idealvorstellungen und Erfordernissen menschlicher Existenz« besonders in »landschaftsökologischer Sicht«, etwa, wenn er einen Obristen gegen namhafte Widerstände für die Wiederaufforstung eines Geröllhügels mit Kiefern plädieren lasse und dabei einen erstaunlichen

1138 Nach Hubert Merkel geprägt 1935 von Arthur G. Tansley; Merkel: Waldbilder: Technische Zeichnungen oder Gemälde?, in: Hettche/Ders. (Hg.): Waldbilder, S. 23.

1139 Der Waldbrunnen, Prag-Reichenberger Ausgabe (PRA) 13/2, S. 313f.; zit. n. Schrötter, a.a.O.

1140 Stifter schreibt im »Hochwald (HKG 1,4 , S. 264) vom Greifvogel, der »freilich [...] ein schönes Thier« sei und an seiner Titulierung als »Raubthier« ebenso unschuldig sei, wie das von ihm gefressene Lamm, das seinerseits wieder »unschuldige« Blumen und Kräuter »ausrauf[e]. »Es muß wohl so Verordnung sein in der Welt, daß das Eine durch das Andere lebt«. Das sei – kommentiert Schrötter – in seiner Zurückweisung der utilitaristischen Einteilung in »nützliche« und »schädliche« Tiere eine »nahezu revolutionäre Haltung«, wenn man bedenke, dass im Königreich Böhmen ausweislich der »Vereinsschrift für Forst-, Jagd- und Naturkunde« 1857 »an ›schädlichem Federwild‹ unter anderem 69 Adler, 202 Uhus, über 800 Habichte und mehr als 17000 Geier, Falken und Weihen abgeschossen wurden«. Ebda.

1141 In »Der beschriebene Tännling«, HKG 1,6 , S. 399f., beschreibt Stifter die Entwicklung nach Kahlschlägen: erst zeigten sich Himbeere, Einbeere, »manche seltsame fremdäugige Blume, Gräser, Gestrippe«, später per Anflug schieße »mancher Schaft« empor und Jahre später sei dann »die Pracht des Waldes« reetabliert; zit. n. ebda.

1142 Vgl. »Nachsommer«, HKG 4,1 , S. 32.; zit. n. ebda.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

»Zeithorizont von tausend Jahren bei der Gestaltung des Lebensraums« offenbare.[1143]

Paradoxerweise wird im selben Aufsatzband der ›Stiftersche Realismus‹ von Walter Hettche als autopoietisch definiert. Und Schrötter beruft sich z.T. auf exakt dieselben Stellen im Werk Stifters, wie Hettche. Stifters Text bringe den »Gegenstand erst hervor«, von dem er spreche, wenn eiszapfenbeladene Nadelbäume im winterlichen Wald als »Kerzen« die »alle von Silber« schimmerten, erscheinen, als autonome Subjekte, entstanden im Konstruktionsprozess literarischer Wirklichkeit. Die »Subjektwerdung« des Waldes gehe oft »mit einer Anthropomorphisierung einher«, der Wald atmet, »Fichten stehen gesellig, und plaudern bei gelegentlichen Windhauchen«, die Bäume »schreiten heran« usw. Diese Subjektwerdung sei aber stets abhängig davon, dass der Wald seine »Würde« (Stifter), seine Integrität behalte. Die könne etwa durch Naturkatastrophen beschädigt werden, wenn Bäume »leiden«, »seufzen«, »sterben«, gleichwohl erhalten bleiben, der Wald könne Subjekt bleiben, etwa, wenn Menschen (in der Objektrolle) von stürzenden Bäumen erschlagen werden. Derartiges werde »vom Erzähler als gegeben hingenommen; die Menschen fügen sich in das zwar außergewöhnliche, aber dennoch natürliche und damit sinnvolle Geschehen«. Völlig anders werde Wald- und Baumzerstörung »bewertet, wenn der Erzähler sie nicht für sinnvoll und begründbar hält«, etwa beim Abholzen ganzer Täler.[1144]

Die Schwierigkeiten einer sprachlichen Wald-Konstruktion spreche Stifter selbst an, wenn er des öfteren das Attribut »unsäglich« (»der unsägliche Reiz verschiedener herbstlicher Färbungen«) verwenden lasse. Nach Hettche stößt die »Gestaltungskraft sprachlicher Zeichen« beim Versuch der Walddarstellung an ihre Grenzen, müsse der »Erzähler zu bildhaften Vergleichen greifen«, wenn die Sprache »kein geeignetes Signifikat« zur Vermittlung bereithalte. So lasse er einen Baumstamm »wie eine einzelne alterthümliche Säule« aussehen.[1145] Wobei

1143 »Die Mappe meines Urgroßvaters«, HKG 1,5 , S. 165f. u. PRA 12, S. 257f.; zit. n. ebda.

1144 Hettche, Walter: Der Wald im Text, der Wald als Text, in: Ders./Merkel: Waldbilder, S. 28ff. Hettche bezieht sich auf »Die Mappe meines Urgroßvaters«, HKG 1, 5, S. 106 u. 126; »Der Waldsteig«, HKG 1, 6, S. 169; »Aus dem bairischen Walde«, in: Studien, S. 375; »Der beschriebene Tännling«, HKG 1, 6, S. 282.

1145 Ebda., S. 28. Binnenzitate aus »Der Waldgänger«, S. 8; »Der Hochwald«, Historisch Kritische Gesamtausgabe (HKG), 1, 4, S. 213.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Hettche allerdings die soziale Konstruktion derartiger Bilder, wie das der »Säule«, unbeachtet lässt.[1146]

›Realismus‹ als ›Autopoiesis‹: Wälder, die erst im bzw. als Text entstehen oder Beschreibungen von ›Ökosystemen‹, ›Biogeozönosen, ›Nahrungsketten‹, von ›Klimax‹ etc.? Tatsächlich ist das Paradox gar keines. Auch diese wissenschaftlichen Begriffe sind autopoietisch, bringen ihren »Gegenstand erst hervor«, lassen den bezeichneten Inhalt erst in einem ›Text‹ entstehen, der sich vorhandener Zeichen bedient und daher ›erkennbar‹ ist. Die »Unmöglichkeit der Herstellung einer Identität zwischen dem Zeichen und dem Gegenstand«[1147] wäre demnach auch hier gültig.

Die sprachliche Repräsentation des Gemeinten ist »nicht nur defizitär«, sondern auch notwendige Übersetzung: Erst die künstlerische Neuschaffung, Übersetzung des Waldes oder Forstes per Kulturtechniken in ein Ordnungssystem macht ihn erfahrbar. Ein Stifterscher »Narr«, ein Hypochonder, sucht zur Heilung hiervon ein Kurbad auf, verirrt sich dort bei einem Spaziergang im fremden, unheimlichen Wald, wird von einem Holzknecht gerettet und beginnt daraufhin, den Wald zu zeichnen, bis er »schier alle Theile des dunklen Pfades in sein Zeichenbuch« bringt. Erst mittels der »Anverwandlung des zunächst unverstandenen und ›unlesbaren‹, als bedrohlich und chaotisch empfundenen Gefahrenraumes in ein geordnetes Zeichensystem durch die Kulturtechnik des Zeichnens« wird der »Sonderling« geheilt, resozialisiert und trifft gar im Wald seiner ehedem Verirrung seine zukünftige Frau – die Erzählung endet mit der Geburt eines Sohnes. Ein anderer Protagonist will Standorte und Lebensweisen aller Gewächse kennenlernen, sucht sie auf und sammelt, was er mit in die Wohnung nehmen kann. Da das bei Bäumen nicht möglich ist, »machte ich mir Beschreibungen, die ich zu der Sammlung einlegte«. Es entstehen Beschreibungen nach der »Baufühung« der Pflanzen, Gruppierungen, die von denen der gängigen Botanik abweichen, weil diese die Pflanzen nur nach einem oder wenigen Merkmalen (Keimblätter oder Blütenteile usw.) ordne, weshalb da »Pflanzen in einer Gruppe beisammen stehen, welche in ihrer ganzen Gestalt und in ihren meisten Eigenschaften sehr verschieden sind«. Im Prozess der »Verschriftlichung«, sagt Hettche, entstehe »eine neue Systematik, die erst zum Verstehen der Zusammenhänge führt und deren sprachliche Darstellbarkeit allererst ermöglicht«.[1148] Dieses ›Alternativmodell‹ zur

1146 Vgl. Hettche, a.a.O.
1147 Ebda., S. 35.
1148 Ebda., S. 33f. Hettche bezieht sich auf »Waldsteig«, HKG 1, 6, S. 186f., S. 213 u. »Nachsommer«, HKG 4, 1, S. 32.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Linnéschen Nomenklatur aber ist nichts weiter, als ›wuchernde Zeichen‹ in eine Ordnung zu bringen und sie so zu bezwingen. Die bezwingende Reorganisation der ›äußeren Natur‹ durch den »Narren« führt direkt entsprechend zu der der ›inneren Natur‹: Heilung, Resozialisierung, Ehe und Stammhaltergeburt.

Auch Ökologie ist eine Technik, wuchernde Zeichen durch Ordnung zu bändigen. In den klassischen Konstruktionen ihrer frühen Ausprägung entwirft auch sie stabile, harmonische Gebäude: den ›Schlusswald‹ etwa, das dringliche Ziel jeder diesbezüglichen Entwicklung.

Die Natur erhält ein Haus im Kampf ums Dasein

Im Folgenden geht es nicht um eine Diffamierung von Ökologie, sondern um eine ihrer Wurzeln, bzw. um die Schöpfung des Begriffs in einem Spannungsfeld von ›mechanistischem Materialismus‹, bzw. der kausal-mechanistischen Physiologie und einem ›Organismus‹, der ein permanentes ›Kunstwollen‹ und ›Symmetriedrängen‹ der Lebewesen, eine ›Beseeltheit‹ der Materie vermengt mit sozialdarwinistischer Unerbittlichkeit. »Unter Oecologie verstehen wir« – schreibt Ernst Haeckel 1866 in seiner »Generellen Morphologie der Organismen« –

»die gesamte Wissenschaft von den Beziehungen des Organismus zur umgebenden Außenwelt, wohin wir im weiteren Sinne alle ›Existenz-Bedingungen‹ rechnen können. Diese sind theils organischer, theils anorganischer Natur; sowohl diese als jene sind [...] von der größten Bedeutung für die Form der Organismen, weil sie dieselbe zwingen, sich ihnen anzupassen. [...] Von welcher ungeheuren Wichtigkeit alle diese Anpassungsverhältnisse für die gesamte Formbildung der Organismen sind, wie insbesondere die organischen Existenz-Bedingungen im Kampfe um das Dasein noch viel umbildender auf die Organismen einwirken, als die anorganischen, haben wir in unserer Erörterung der Selections-Theorie gezeigt. Der außerordentlichen Bedeutung dieser Verhältnisse entspricht aber ihre wissenschaftliche Behandlung nicht im Mindesten«,[1149]

beklagt der »Pionier« auf dem ersten Jenaer Lehrstuhl für Zoologie[1150] die bisherige Unfähigkeit, die Umweltfaktoren »im Naturhaushalte« zu berücksichtigen. Diese klaffende Lücke werde nun von der Selektionstheorie und der daraus resultierenden Deszendenztheorie nach Darwin »vollständig ausgefüllt«. Sie zeige,

1149 Zit. n. Morgenthaler, Erwin: Von der Ökonomie der Natur zur Ökologie, S. 243f.

1150 Vgl. Morgenthaler, a.a.O., S. 242.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

»wie alle die unendlich complicierten Beziehungen, in denen sich jeder Organismus zur Außenwelt befindet, wie die beständige Wechselwirkung desselben mit allen organischen und anorganischen Existenz-Bedingungen nicht die vorbedachten Einrichtungen eines planmäßig die Natur bearbeitenden Schöpfers, sondern die notwendigen Wirkungen der existierenden Materie mit ihren unveräußerlichen Eigenschaften und deren continuirlicher Bewegung in Raum und Zeit sind«.[1151]

Mit einem solchen Materialismus gilt Haeckel maßgeblichen Teilen der zeitgenössischen politischen Linken – von der SPD bis Lenin – als Hoffnungsträger im Klassenkampf. Dies und die Tatsache, dass kaum ein Werk zur Ökologiegeschichte es versäumt, ihn als einen Ahnherren des Fachs zu erwähnen, gehört zu einer Widersprüchlichkeit, die eigentlich nicht in den Arbeiten Haeckels, sondern im gesellschaftlichen Naturverhältnis begründet ist.

»Ökologisches Denken steht heute in jedem Fall in der Tradition der Wissenschaft ›Ökologie‹, wie sie von Haeckel definiert und benannt worden ist. Dies gilt auch für die Formen ökologischen Denkens, die sich nicht mehr in die klassischen Naturwissenschaften eingebunden fühlen, und dies sind beim heutigen Stand der Entwicklung die zahlenmäßig überwiegenden und die Formen, von denen die intensive Auseinandersetzung mit der Ökologie herrührt.«[1152]

Die Rezeption des zu Lebzeiten und darüberhinaus außerordentlich populären Haeckel scheint zwei verschiedene Personen oder voneinander getrennte Werke aufzufinden. Einerseits wird Haeckel schlicht als Schöpfer des Begriffs »Ökologie« vorgestellt,[1153] oder, genauer erläuternd, als derjenige »Zoologe[] und Naturphilosoph[]«, der diesen Begriff 1866 »in die Naturwissenschaft eingeführt« habe, »um die Beziehung der Organismen untereinander und zu ihrer Umwelt zu bezeichnen«. Das geschehe in »radikale[r] Abkehr vom mechanistischen Weltbild«, wo »jedes Problem auf ein Einzelteil« zurückgeführt werde. Stattdessen gehe es Haeckel darum zu zeigen, dass »Umweltprobleme« darauf beruhen, dass »die Beziehungen zwischen den Teilen eines Systems gestört sind«, was »die hergebrachte Naturwissenschaft« mit »ihrem gewohnten linear-kausalen Denken« noch »lange nicht beachtet« habe. So schreibt es 1990 Jörg Weber in seinem 1990 mit dem »Deutschen Um-

1151 Zit. n. ebda.
1152 Ebda., S. 280.
1153 So von Helmuth Schrötter, a.a.O. S. 68ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

weltpreis für Publizistik« ausgezeichneten Buch.[1154] In Ludwig Trepls »Geschichte der Ökologie« erfolgt die Klarstellung, Haeckel sei deutlich mehr Namengeber eines »logisch zusammenhängenden Gebiet[s]«, denn Begründer dieser Wissenschaft gewesen.[1155] Selbst Jost Hermand und Ulrich Linse ergänzen das Bild des Begriffsschöpfers nur mit dem des Schöpfers des pantheistischen ›Monismus‹, als der er 1904 »bei der Tagung des Freidenkerbundes in Rom zum Gegenpapst« gewählt wird.[1156] Stephen Jay Gould nimmt die ›Erkenntnisse‹ des führenden Anthropologen und Chirurgen Paul Broca (1824-1880) – und dessen Epigonen Gustav Le Bon – zur (Gewichts-)Überlegenheit des Gehirns weißer Männer über Gehirne von Frauen (und ›Wilden‹) zum Anlass, »das gesamte Unternehmen, bestimmte Gruppierungen mit biologischen Bewertungen abzustempeln, als irrelevant und hochgradig gefährlichen« zu bezeichnen.[1157] Im selben Buch stellt er Haeckel mit Friedrich Engels in eine »Reihe scharfsinniger Evolutionstheoretiker«.[1158] Noch kürzlich erscheint Haeckel in einem Sammelband über »Naturschutz und Nationalsozialismus«, in dem es am Rande auch um die Wurzeln des Blut-und-Boden-Naturschutzes im 19. Jahrhunderts geht, wieder nur als Präger der biologischen Disziplin Ökologie.[1159] In seiner »Geschichte der Umweltsoziologie« verweist Matthias Groß ebenfalls nur auf die an der Darwinschen Evolutionslehre orientierte, holistische Ökologie-Begründung Haeckels.[1160] Erwin Morgenthaler schließlich schränkt ein, der Verfechter der Todesstrafe als »vorteilhafte[m] künstliche[n] Züchtungsprozess« sei vor einem »Abgleiten [...] in allzu krassen Sozialdarwinismus [...] dann doch« durch »seine biologische Bildung« gehindert worden. Schon, weil Haeckel das Durchsetzen des Menschen »im natürli-

1154 Vgl. Weber, Jörg: Die Erde ist nicht Untertan. Grundrechte der Natur. Frankfurt/M: Eichborn 1993[2], S. 68f.
1155 Vgl. Trepl, Ludwig: Geschichte der Ökologie, S. 113f.
1156 Vgl. Hermand, Jost: Grüne Utopien in Deutschland. Zur Geschichte des ökologischen Bewußtseins. Frankfurt/M: Fischer 1991, S. 71ff.; Linse, Ulrich: Ökopax und Anarchie. Eine Geschichte der ökologischen Bewegungen in Deutschland. München: dtv 1986, S. 17 u. 44.
1157 Gould, Steven Jay: Der Daumen des Panda. Betrachtungen zur Naturgeschichte. Frankfurt/M: Suhrkamp 1989 (New York 1980), S. 158ff.
1158 Ebda., S. 135.
1159 Vgl. Potthast, Thomas: Wissenschaftliche Ökologie und Naturschutz: Szenen einer Annäherung, in: Radkau, Joachim/Uekötter, Frank (Hg.): Naturschutz und Nationalsozialismus. Frankfurt/M, New York: Campus 2003, S. 225.
1160 Vgl. Groß, Matthias: Die Natur der Gesellschaft, S. 58.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

chen Ausleseprozess« an einer Vervollkommnung des Gehirns festmache.[1161]

Für George L. Mosse hingegen ist Haeckel ein »direkter Vorfahre« der »Nazi-Euthanasie«[1162] und nach Anna Bergmann gehört er »zu den ersten, die sich im Zuge ihrer Auseinandersetzung mit der Darwinschen Evolutionstheorie zu Rassenhygienikern entwickelten«.[1163] Haeckel propagiert »die Rekrutierung Kranker zum Militärdienst«, verlangt »die Todesstrafe ›für unverbesserliche Verbrecher und Taugenichtse‹«, und er ist für »die Tötung kranker und schwacher Kinder« – das sei bei Neugeborenen ethisch unbedenklich, da »sie ›die höhere Wertstufe der Persönlichkeit‹ noch nicht erreicht hätten«. Ebenso plädiert er dafür, mittels einer »Gabe Morphium oder Cyankalium« unheilbar Kranke, besonders Geisteskranke, zu töten, worüber eine eigens einzusetzende Ärztekommission zu befinden habe, um eine Kostenentlastung von Staat und Familien zu erreichen.[1164] Haeckel begründet das mit der »Kontraselektion«, der Beeinträchtigung der Selektion im ›Daseinskampf‹ durch die Zivilisation. Auch Charles Darwin selbst beklagt die »Kontraselektion«. So würden bei »Wilden« die »Schwachen bald beseitigt« und die Überlebenden zeigten sich normalerweise in »kräftiger Gesundheit«. Andererseits »thun wir civilisirte alles« dafür, mittels Gesetzen und Fürsorge »den Process dieser Beseitigung aufzuhalten«, wodurch sich »die Schwachsinnigen«, »Krüppel« und »Kranken« fortpflanzten. Was, wie bei der »Zucht domesticierter Thiere« ersichtlich, zweifelsfrei »für die Rasse des Menschen im höchsten Maße schädlich sein muß«, nur könne man den Schwachen Hilfe nicht verweigern, da dies dem Sympathie-Instinkt widerspräche.[1165] Bei Haeckel gibt es derartige Skrupel nicht.

Streng genommen, sagt Jürgen Sandmann, lasse sich der »Gedanke der Kontraselektion« aus der Selektionstheorie gar nicht ableiten, »da die Individuen, die den Kampf ums Dasein überstehen, per definitionem

1161 Vgl. Morgenthaler, a.a.O., S. 248.

1162 Mosse, George L.: Rassismus. Ein Krankheitssymptom in der europäischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Königstein/Ts: Athenäum 1978 (New York 1978), S. 84.

1163 Bergmann: Die verhütete Sexualität, S. 76.

1164 Vgl. Sandmann, Jürgen: Ernst Haeckels Entwicklungslehre als Teil seiner biologistischen Weltanschauung, in: Engels, Eve-Marie (Hg.): Die Rezeption von Evolutionstheorien im 19. Jahrhundert. Frankfurt/M: Suhrkamp 1995; S. 326-346, S. 335. Sandmann zitiert/bezieht sich auf: Natürliche Schöpfungsgeschichte (1870^2 und 1872^3), S. 155; Die Lebenswunder (1904), S. 373 u. 132ff.

1165 Vgl. Darwin, Charles: Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl (1871), S. 146f.; zit. n. Sandmann, a.a.O., S. 334f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

die Geeignetsten sind, und das immer in Relation zu den herrschenden Lebensbedingungen«. »Kontraselektion« beziehe sich dann auch auf unabhängig von der Selektionstheorie gesetzte Wertmaßstäbe, etwa, Kranke für weniger ›wertvoll‹ zu halten. Haeckel aber mache keinen Unterschied »zwischen den Ergebnissen der Selektionstheorie, die nur *deskriptiv-explanativen* Charakter haben und dem diesen Ergebnissen *normativ zugeschriebenen Wert*«.[1166] Er betreibt eine Begründung »der Sittenlehre auf der unerschütterlichen Basis fester Naturgesetze«,[1167] der des ›Daseinskampfes‹. Wobei Haeckel Darwins »struggle for life« ausdrücklich abweichend in »Wettkampf um die Lebensbedürfnisse« übersetzt, weil er mit Darwins ›metaphorischem‹ Gebrauch nicht einverstanden ist, der nicht nur den »Kampf zweier Konkurrenten um eine Existenzbedingung« meine, »sondern auch das Ringen eines Organismus mit einer Existenzbedingung«. So einer Pflanze mit einsetzender Trockenheit. Daraus gehe, so Haeckel, aber nur »Anpassung, aber keine Zuchtwirkung« hervor.[1168] Für die Zuchtwirkung aber braucht es Konkurrenzkämpfe, auch bei den Menschen:

»So traurig an sich auch der Kampf der verschiedenen Menschen-Arten ist, und so sehr man die Thatsache beklagen mag, daß auch hier überall ›Macht vor Recht‹ geht, so liegt doch andererseits ein höherer Trost in dem Gedanken, daß es durchschnittlich der vollkommenere und veredeltere Mensch ist, welcher den Sieg über den anderen erringt.«[1169]

Im Daseinskampf also ist der Gewinner der Höherwertige, der Verlierer der Minderwertige. Dieses Handlungsresultat entspringe dabei keinem freien Willen, es sei vielmehr Resultat des »mechanisch sich vollziehenden Entwicklungsprozesses«. Aber, die Zivilisation beeinträchtige den Daseinskampf, und so die Zuchtwahl: Kontraselektion.[1170] Zur Zuchtwahl gehören hier auch differente ›Wertigkeiten‹ der menschlichen ›Rassen‹. »Haeckel stellte nicht nur eine Genealogie für sämtliche Menschenrassen auf, er verband die scharfe Trennung zwischen den Rassen auch mit der Forderung, die Untüchtigen auszumerzen.« Ganz oben stehen die ›Arier‹, ganz unten ›Neger‹ und Juden.[1171] »Unser per-

1166 Sandmann, a.a.O., S. 336.
1167 Ueber die heutige Entwickelungslehre im Verhältnisse zur Gesammtwissenschaft; zit. n. ebda., S. 333.
1168 Morgenthaler, a.a.O., S. 247.
1169 Ueber die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechts (1868); zit. n. Sandmann, a.a.O., S. 334.
1170 Vgl. Sandmann, ebda.
1171 Vgl. Mosse: Rassismus, S. 83f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sönliches Leben ist mehr als hundertmal so schön, so lang und so werthvoll als dasjenige des wilden Naturmenschen«.[1172]

Haeckel beruft sich explizit auf Joseph Arthur de Gobineau (1816-1882) und seinen Mitte des Jahrhunderts publizierten »Essai sur l'Inégalité des Races Humaines«. Dessen deutsche Ausgabe besorgt 1898-1901 der »Bayreuther Kreis« um Cosima Wagner. Fortan ist Gobineau posthum in Deutschland einer der wichtigsten Stichwortgeber rassistischer und vor allem antisemitischer Propaganda – obwohl Antisemitismus kein Bestandteil seiner Theorie ist. Seine »Ungleichheit der Menschenrassen« basiert auf der Existenz dreier »Grundrassen – gelb, schwarz und weiß – und der Überlegenheit der ›arischen Rasse‹. Diese habe zunächst in Indien die ›Elite‹ gebildet, später »das teutonische Erbe« geformt. Die ›Arier‹ sind konstruiert als »das Gegenstück zum Materialismus und zur Sinnlichkeit der Gelben bzw. der Schwarzen«. Durch Vermischung mit den »Ureinwohner[n] Europas«, bei Gobineau sind das die Finnen (= ›die Gelben‹), ›degeneriert‹ der ›Rasse-Adel‹ unweigerlich. »Diese Rassenvermischung zerstörte die weiße Rasse.« Vergleichbares gelte für die Juden. Auch sie, einstmals frei, stark, erfolgreich, seien ›herabgesunken‹ durch Vermischung mit anderen Völkern, »die reichlich mit schwarzen Elementen verseucht waren«. Gobineau hält solche ›Degeneration‹ nach dem ›Gesetz‹ vom »Aufstieg und Fall der Kulturen« für unvermeidlich. In seinem späteren Werk »Renaissance« (1877) wandelt sich dieser ›Fatalismus‹ zu der Hoffnung, eine derartige »Katastrophe« zu vermeiden, was nach Mosse dazu beiträgt, dass dieses Buch Gobineaus »am schnellsten bekannt wurde«, verbreitet insbesondere durch den »Alldeutschen Bund«.[1173]

Auch Haeckel postuliert in den »Lebenswunder[n]« die Existenz von »höheren und niederen Menschenrassen«. In seinem Denken »stehen Naturvölker und Tiere im Hinblick auf die Ausbildung ihres Verstandes nahezu auf gleichem Niveau«. Wobei er »indirekt phylogenetisch« argumentiere, so Sandmann, »indem er die zu seiner Zeit lebenden mit Vorläufern der zeitgenössischen Kulturmenschen gleichsetzt und daraus den Schluß zieht, daß sie auf einer früheren Entwicklungsstufe stehen und deshalb [...] auch weniger vollkommen und daher minder wertvoll sind«, sieht Haeckel den Prozess der Entwicklung doch als einen der Vervollkommnung an.[1174] Dieses »Denksystem« legitimiert die bestehenden sozialen Verhältnisse, da es sie als Resultat natürlicher Selektionsprozesse versteht. Mit der »Analogisierung von Organismus und Gesellschaft«,

1172 Haeckel: Die Lebenswunder; zit. n. Sandmann, a.a.O., S. 337.
1173 Mosse, a.a.O., S. 54ff.
1174 Vgl. Sandmann, a.a.O.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

der »biologisch verstandene[n] Kategorie der Arbeitsteilung«, werden diese »Verhältnisse als natürliche und entwicklungsmäßig hochstehende ausgegeben«. Desgleichen erscheinen Imperialismus und Kolonialismus gemäß der phylogenetischen ›Entwicklungsstufe‹ der kolonisierten Menschen als legitim. »Haeckel vollzog damit ebenfalls die im Gefolge der Reichsgründung einsetzende Hinwendung des ursprünglich liberalen Bürgertums zu nationalistischen Positionen.«[1175]

Er wird in »etlichen Veröffentlichungen nach 1933 [...] als ein dem Nationalsozialismus nahestehender Denker angesehen«. Sein Einfluss auf die faschistische Ideologie erfolgt aber auch auf indirektem Weg über Sozialanthropologen wie Ludwig Woltmann (1871-1907) oder Rassehygieniker wie Wilhelm Schallmayer (1857-1919) und Alfred Ploetz (1860-1940).[1176] Schallmayer und Ploetz verstehen sich als Sozialisten (wie auch der Kriminalanthropologe Cesare Lombroso. Der ist Abgeordneter im Turiner Stadtrat von 1902 bis 1904 (also nach der Publikation seiner entscheidenden Werke), um nach Differenzen mit seiner Partei anschließend aus der Politik auszuscheiden. Sein Schüler Enrico Ferri gar verliert seinen Lehrstuhl in Pisa, nachdem er 1893 der sozialistischen Partei beitritt[1177]). Der ›Sozialismus‹ der deutschen Rassehygieniker ist der einer »Evolution der Volksgemeinschaft durch Kampf«, einer »Leistungsgesellschaft«, in der »unter rassehygienischen Prämissen Erbrechte nicht mehr gelten«, in der alle den »ökonomischen Kampfplatz« mit ihrem jeweiligen »Erbwert« betreten, der den sozialen Status begründen soll anstelle von »Klassenzugehörigkeit und Besitz«.[1178] Das heißt auch Ablehnung jeder »Pöbelherrschaft«, könne doch die »Gleichmachung der Ungleichen [...] nur ein Ideal der Schwachen sein und würde naturnotwendig eine enorme Schwächung der sozialen Gesamtleistungen zur Folge haben«.[1179] So spricht Schallmayer unter dem Stichwort »Kontraselektion« davon, dass in Zukunft im Ersatz der »natürlichen Auslese« durch »sexuelle Auslese« durchaus Kranken und Schwachen »das Leben in jeder Weise erleichtert und verlän-

1175 Ebda., S. 339.
1176 Vgl. ebda.
1177 Vgl. Brömer, Rainer: Evolution und Verbrechen, in: Baumunk, Bodo M./Rieß, Jürgen (Hg.): Darwin und Darwinismus: eine Ausstellung zur Kultur- und Naturgeschichte. Katalog des Deutschen Hygiene-Museums Dresden. Berlin: Akademie Verlag 1994, S. 130.
1178 Bergmann, a.a.O., S. 125f.
1179 Schallmayer, Wilhelm: Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. Eine Staatswissenschaftliche Studie auf Grund der neueren Biologie (1903); zit. n. Bergmann, a.a.O., S. 124.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

gert« werden könne, »soweit es die Rücksicht auf sozialistische Interessen irgend zuläßt«.[1180]

Anders Haeckel, der wie Herbert Spencer den Darwinismus gegenteilig auslegt. »[G]erade die Deszendenztheorie« beweise, »daß die vom Sozialismus erstrebte Gleichheit der Individuen eine Unmöglichkeit« sei. Er betont, »daß in den staatlichen Organisationsverbänden der Menschen wie der Tiere weder die Rechte und Pflichten noch die Güter und Genüsse aller Staatsglieder jemals gleich sein werden, noch jemals gleich sein können«. Das »beste Gegengift gegen den bodenlosen Widersinn der sozialistischen Gleichmacherei« sei dann auch die Deszendenzheorie. Sollte diese eine politische Tendenz beinhalten, so »nur eine aristokratische [...], durchaus keine demokratische, und am wenigsten eine sozialistische«.[1181] Das erinnert zwar an die Position des Wiener ›Hygiene-Pioniers‹ Max Ritter von Gruber, der von der »Verblendung des Gleichheitswahns« spricht, dem sich eine neue Ethik entgegen zu stellen habe.[1182] Bergmann erklärt den »Dissens in der Ausdeutung des Darwinismus« zum bloß »vordergründig[en]«. In beiden Positionen gehe es eigentlich »um dasselbe: um Nachahmung und Beherrschung der Selektion, um die Konstruktion einer ›natürlichen‹ Ordnung«.[1183]

Nur, Haeckel wird von führenden Sozialisten unterschiedlicher Ausrichtung unbedingt als Sozialist (wider Willen) und Materialist (obwohl er einen mechanistischen Materialismus mit Pantheismus vermengt) gepriesen. In den Arbeiterbildungsvereinen wird sein Bestseller »Die Welträthsel« offenbar so regelmäßig studiert, wie Marx und Engels.[1184] Karl Kautsky reicht 1882 bei Haeckel seine Dissertation zur »Entstehung der Ehe und Familie« ein.[1185] Franz Mehring verspricht sich in seiner Rezension des Werks einen großen Schub für die sozialistische Sache und ist überzeugt, dass dessen Werk der »Sozialistenhaß doch nur anhänge, wie dem Kulturmenschen ein rudimentäres Organ aus der Zeit

1180 Beiträge zu einer Nationalbiologie (1905); zit. n. a.a.O., S. 129.
1181 Zit. n. a.a.O., S. 126f.
1182 Vgl. Gruber: Organisation der Forschung und Sammlung von Materialien über die Entartungsfrage. Vortrag vor der »Fachkommission für Gesundheitspflege der Zentralstelle für Volkswohlfahrt (1910); zit. n. ebda., S. 124.
1183 Bergman, ebda., S. 127.
1184 Vgl. ebda., S. 76. »Die Welträthsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie« (1899) erreichen bis 1914 eine Auflagenhöhe von 300.000 und werden »in etwa 25 Sprachen übersetzt« (Kockerbeck, Christoph: Die Schönheit des Lebendigen. Ästhetische Naturwahrnehmung im 19. Jahrhundert. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1997, S. 82, Fn. 11).
1185 Vgl. Sandmann, a.a.O., S. 340.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

der Barbarei«.[1186] Lenin, der Spencer ob dessen Übertragung des ›Daseinskampfs‹ auf die menschlichen Gesellschaften als reaktionären Philosophen und Soziologen begreift, der alle »Übertragung biologischer Begriffe auf das Gebiet der Gesellschaftswissenschaften« als bloße »Phrase« abtut,[1187] sieht in Haeckels »Welträthseln« eine »Waffe des Klassenkampfes«. Dass es weltweit eine enorme Verbreitung findet, liefere »den schlagenden Beweis, daß dieses Buch ›ins Volk gedrungen‹ ist, daß es *Massen* von Lesern gibt, die E. Haeckel mit einem Schlage auf seine Seite gebracht hat«. Wie bedeutsam »der Kampf des Materialismus gegen Idealismus und Agnostizismus« sei, zeige ebenso »das Gebrüll der Erzreaktionäre in der Philosophie« gegen Haeckel. Dessen eigene Verleugnung des Materialismus entspringe seiner »philosophische[n] Naivität«, dem »Fehlen bestimmter Parteiziele bei ihm« und seinem »Wunsch, den herrschenden philiströsen Vorurteilen gegen den Materialismus Rechnung zu tragen«.[1188] Haeckel sieht in der Tat »den vergiftenden Aberglauben des Mittelalters«, der in der »Orthodoxie der Kirchen« verbreitet werde und nach wie vor die »Sitten oder besser Unsitten« beeinflusse und damit eine notwendige neue Weltanschauung, die der Weiterentwicklung menschlicher Erkenntnis angemessen sei, gefährde. Zugleich beklagt er »jenen unerbittlichen ›Kampf ums Dasein‹, der vor allem im Bereich des ›Militarismus‹ und der ›Börsenspekulation‹ immer schärfere Formen annehme«.[1189]

Der Darwinist beklagt den ›Kampf ums Dasein‹? Hier zeigt sich eine bestimmte Tendenz innerhalb des Sozialdarwinismus – die von Vordenkern des Faschismus wie Chamberlain scharf kritisiert wird[1190] –: per ›Evolution‹ zu einer harmonischen ›Schlussgesellschaft‹ zu gelangen, in der die »narzißtische Kränkung« durch Darwin (Freud) letztlich wieder aufgehoben wird. In seinen »Welträthseln« oder »Lebenswunder[n]« verficht Haeckel »mit utopischem Elan« eine biologische Entwicklungslehre, »die zu immer höheren Formen des Lebens dränge« und sich gesellschaftlich durchsetzen werde. Basis einer neuen Gesellschaft und ihres Staats werde eine »biologisch-rationale Ordnung« sein, nicht mehr »Parteienhader und Klasseninteressen«. Mit dem von ihm initiierten weltweiten Monistenbund soll die »Popularisierung einer Identitätsphi-

1186 Zit. n. ebda.
1187 Vgl. Lenin, Wladimir Iljitsch: Materialismus und Empiriokritizismus. Kritische Bemerkungen über eine reaktionäre Philosophie. Berlin (O): Dietz 1981 (Genf 1908), S. 391.
1188 Ebda., S. 414ff.
1189 Haeckel: Natürliche Schöpfungsgeschichte, S. X-XVI; zit. n. Hermand: Grüne Utopien, S. 72.
1190 Vgl. Kap. Der Wald als kämpferische Volksgemeinschaft.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

losophie von Gott und Welt (Deus sive Natura), die selbst im unscheinbarsten Naturphänomen ein Wunderwerk göttlichen Waltens erblickt«, etabliert werden.[1191] Zugleich erklärt er eine neue »Sittenlehre« zur »weitaus wichtigste[n] und schwierigste[n] Anforderung, welche die practische Philosophie an die Entwickelungslehre stellt«, wobei er sich ausdrücklich auf Herbert Spencer beruft. In den »socialen Instincten der Thiere« erkennt er eine bloß quantitativ unterschiedliche »Urquelle der sittlichen Entwickelung« auch beim Menschen, hier seien daraus »sociale Pflichten« geworden. Egoismus wird demgemäß schematisch der Selbsterhaltung zugeordnet, Altruismus der Arterhaltung. »Haeckel stellt keine neuen ethischen Normen auf, sondern erklärt die herrschenden entwicklungsgeschichtlich. Analog zur »Vorstellung einer phylogenetischen Hierarchie wachsender morphologischer und physiologischer Differenziertheit der Lebewesen wird von einer im Laufe der Entwicklung immer weiter sich herausbildenden Sittlichkeit ausgegangen«. Was zugleich einen »*normativen* Anspruch« erhebt und eine unerbittliche Auslese im ›Daseinskampf‹ auch hier zum Prinzip erklärt.[1192]

Der gesellschaftliche Einfluss der Rassehygieniker ist offensichtlich groß. So nehmen Ploetz, Schallmayer und Grotjahn neben Max Weber, Werner Sombart, Frauenrechtlerinnen wie Helene Stöcker und Marianne Weber und dem SPD-Politiker Eduard Bernstein 1909 an der Gründung der »Deutschen Gesellschaft für Soziologie« teil. »In der programmatischen Gründungsschrift wurden als soziologische Problemfelder unter anderem ›Sozialhygiene und Sozialauslese‹, ›Die Rassenfrage‹, ›Darwinismus und Sozialwissenschaft‹ und ›Soziologie des Verbrechens und der Abnormitäten überhaupt‹ genannt.« Beim ersten Deutschen Soziologentag 1910 in Frankfurt/Main spricht Wilhelm Ploetz über »Die Begriffe der Rasse und Gesellschaft und einige damit zusammenhängende Probleme«. Er ernte zwar, so Bergmann, besonders von Max Weber heftige Kritik wegen seines Biologismus (wobei Weber »die Rassenhygiene als ernstzunehmende Forschungsrichtung« würdige), aber auch Beifall. Auch an der Gründung von Helene Stöckers »Bund für Mutterschutz« (1905) sind Rassehygieniker beteiligt. Stöcker selbst spricht sich für Maßnahmen aus, die Fortpflanzung »unheilbar Kranke[r] oder Entartete[r]« zu verhindern.[1193]

Haeckels Schüler, langjähriger Freund und glühender Verehrer Wilhelm Bölsche – er ist, wie auch Haeckel oder Gerhard Hauptmann, Ehrenmitglied der 1905 gegründeten »Gesellschaft für Rassenhygiene« –

1191 Hermand, a.a.O., S. 72f.
1192 Vgl. Sandmann, a.a.O., S. 332f.
1193 Bergmann, a.a.O., S. 85ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

hat als »sozialdemokratisch-orientierte[r] Großstadt-Naturalist[]« begonnen. Mit seinem sich besonders auf Haeckel, aber auch Theodor Fechner, Goethe oder Novalis berufenden »panpsychistischen Monismus« und vor allem mit seinem zweibändigen »Liebesleben der Natur« (1898-1902) wird er zu einem der einflussreichsten Autoren eines spezifisch neuromantisch gewandelten Darwinismus. Hier wird der unbarmherzige Daseinskampf zu einer »Art erotischen Monismus oder Panerotismus, der etwas ausgesprochen ›Lyrisches‹ hat«. So schildert er die Evolution als ständige Höherentwicklung des Geschlechtstriebs von »niedersten Formen bei den Fliegen« bis hin »zu den erhabensten Augenblicken menschlicher Liebe« mit ihrer Verklärung der Sexualität »in den Ausdruck des Künstlerischen und Religiösen«.[1194] Bölsche kann damit auch Gustav Landauer beeindrucken. Landauer, 1919 von Freikorps in München ermordet, spricht sich selbst für Landsiedlungen und »einen neuromantischen Anarchismus« aus[1195] und gibt Peter Kropotkins »Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt« heraus. Kropotkin, der sich hier mit Darwin gegen dessen Epigonen wendet, entwickelt einen eigenen Darwinismus, in dem der ›Daseinskampf‹ nicht zwischen den Arten, sondern »als ›metaphorischer Krieg‹ zwischen der Art und ihrer Umwelt« erscheint. Einerseits also entwirft er ein »sympathische[s] Bild des Tieres, begabt mit sozialem Geist«, der »helfende[n] Tiere und helfende[n] Menschen«, erfüllt von den »›Naturprinzipien‹ der Hilfsbereitschaft, Lebenslust, Freundschaftlichkeit, Unterstützungsbereitschaft und des Harmoniebedürfnisses und Gerechtigkeitssinnes«, andererseits spaltet er dieses auf, indem er – »auf irritierende Weise schizophren« – das Harmonische mit einem Naturbild konfrontiert, das mit »Feindlichkeit, Kampf, Bedrohtheit und Todesgefahren ›aufgeladen‹« wird. In diesem antagonistischen Entwurf einer »naiv-romantische[n] Idylle« und einer Umwelt der »brutalen Wildnis«[1196] zeigt sich offenbar eine andere Form der sozialen (Rück-)Projektion, die Erfahrungen politischer Opposition verarbeitet.

Die Natur merzt also im Daseinskampf das Schwache und Kranke aus – und sie schafft dabei ›Schönheit‹. Die »monistische Naturästhetik« wird um 1900 zur »von vielen Schultern getragenen ästhetischen Bewegung«, zu der Schriftsteller wie Bölsche, Carl Hauptmann und Bruno Wille, die bildenden Künstler Karl Wilhelm Dieffenbach und Hermann

1194 Hermand, a.a.O. S. 74f.
1195 Linse: Ökopax und Anarchie, S. 72ff.
1196 Holland-Cunz, Barbara: Soziales Subjekt Natur. Natur- und Geschlechterverhältnis in emanzipatorischen politischen Theorien. Frankfurt/M, New York: Campus 1994S. 153f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Obrist, Mäzene und »eine Reihe von Naturforschern«, wie Wilhelm Breitenbach zählen. »Für den Standpunkt dieses Personenkreises ist eine evolutionstheoretisch verbrämte Stilisierung und ›Verzauberung‹ der Natur charakteristisch.«[1197] Nach Hermand ist die Wirkung dieser »neoreligiösen Form des Monismus« unter dem ›Gegenpapst‹ Haeckel »auf die sogenannten Neuromantiker um 1900« nicht zu unterschätzen. Hier werde, was auch Hermann Hesse beeinflusse und die Werke Waldemar Bonsels hervorbringe, versucht, naturwissenschaftliche »trockene« Fakten »in schwärmerische ›Gefühlswerte umzusetzen«. Wo die Angehörigen des Monistenbundes »das Gesellschaftliche im Auge behielten«, herrscht bei den Neuromantikern Eskapismus. Die meisten verlassen die »großen Städte und zogen aufs Land oder in die neugegründeten Gartenstädte. Wenn sie ›Natur‹ schilderten, taten sie dies fast ausschließlich im Sinne einer monistischen oder pan-psychischen Beseelungstendenz, die deutlich ins Stimulierende, Paradiesische, wenn nicht Ekstatische tendiert«.[1198]

Der begeisterte Landschaftsmaler Haeckel[1199] beschreibt den »Monismus«, dessen »drei Hauptgebiete« Wissenschaft, Religion und Kunst seien, 1892 in seinen »Glaubensbekenntnissen eines Naturforschers« als ›systemische‹ Anschauung, deren »Naturforschung als Erkenntnis des Wahren«, die »Ethik als Erziehung zum Guten« und die »Aesthetik als Pflege des Schönen«.[1200] Hierbei geht es, im Kontext der um 1900 dominierenden Kunsttheorien um »die erkenntnisprägende Rolle des Sehens und seine Erlernbarkeit«.[1201] Das führt zur Frage, was und wie zu Sehen erlernt werden soll.

In seinen »Kunstformen der Natur« (1899) stellt er die sechs Kategorien der »bedeutungslosen« – die er nicht vorkommen lässt –, »unbedeutenden«, »im ganzen unbedeutenden«, »mannigfaltigen, eigenartigen und reichhaltigen«, »sehr mannigfaltigen und schönen« und »äußerst mannigfaltigen, reichhaltigen und schönen Kunstformen« auf. Getreu der »phylogenetischen Ordnung« beginnt er bei den »Urpflanzen« und endet bei den Wirbeltieren. In der »kleinen Ausgabe« des Werks (1914) geschieht das einschließlich der Kunstform Mensch, hier ver-

1197 Kockerbeck, a.a.O., S. 82.
1198 Hermand, a.a.O., S. 73.
1199 1905/06 werden 40 seiner Aquarelle über die »Naturwunder der Tropenwelt« als »Wanderbilder« veröffentlicht. Darüber hinaus entstehen rund Hundert Bilder in Italien (vgl. Kockerbeck, a.a.O., S. 86, Fn. 14).
1200 Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft; zit. n. Kockerbeck, ebda., S. 87.
1201 Kockerbeck, ebda.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

treten durch »Australische und Ozeanische Völker«.[1202] Die Perspektive der Haeckelschen »Kunstformen«, so Kockerbeck, sei »ausschließlich formenästhetisch orientiert. Sie unterstellt den morphologischen Typus symmetrisch vollkommener idealer Formen«. Das verbinde platonische Ästhetik »mit Goethes morphologischem Vervollkommnungsbegriff«. Während dieser allerdings noch den Säugetieren die vollkommenste Gestalt zuschrieb, gehe es bei Haeckel, wie er 1917 in seinen »Kristallseelen« gestehe, primär um eine Auswahl nach »symmetrischen Formeigenschaften«. Dabei beteuere er, sich rein »auf die naturgetreue Wiedergabe der wirklich vorhandenen Naturerzeugnisse beschränkt« und sich jeder Stilisierung enthalten zu haben. Der »ornamentale und eigentümlich statische Eindruck« der Lithographien von Radiolarien und »höher organisierten wirbellosen Arten« stamme daher, schreibt Kockerbeck, dass Haeckels Lithograph die präsentierten »ohnehin schon symmetrisch sehr gehaltvollen Pflanzen und Tiere auf den einzelnen Tafeln nochmals symmetrisch gruppiert«.[1203] Allerdings habe Richard Hoppe-Sailer 1995 darauf hingewiesen, dass bei Haeckel, ganz im Sinne alter Herbarien und Wunderkammern, eine umfangreiche »Stilisierung der Tiermotive« zu beobachten sei. Die »ausgewählten Tierarten« seien »zur Visualisierung seiner ästhetischen Überzeugungen einem mehrfachen Modifikations- und Abstraktionsprozeß unterworfen« worden, sie würden auf Kosten von »Mannigfaltigkeit«, unter Negierung ihres »Lebensumfeld[s]« und ihrer »Eigenarten« rein als poetisierte, dekorative Artefakte präsentiert, nicht als Repräsentanten lebendiger Arten, sondern als Abstraktionen »auf das Ideal ihrer Gattung«.[1204]

Ein Pseudo-Organismus, der Ornament und Geometrisierung feiert.

»Auch in der stereometrischen Konstruktion ihrer höchst regelmäßigen Kunstwerke verfahren sie mit der peinlichen Akkuratesse eines geschulten Geometers, und in der eleganten Ornamentik ihrer phantastischen Gitterschalen und deren vielgestaltigen Anhänge wetteifern sie mit der Phantasie der arabischen Architekten, die die Alhambra von Granada ausschmückten«,

schreibt Haeckel an anderer Stelle über die »kieselhaltigen Radiolarien«.[1205] Auch Kockerbeck sieht »erhebliche wissenschaftstheoreti-

1202 Ebda., S. 92f.
1203 Ebda., S. 94ff.
1204 Hoppe-Sailer, Richard: Der Biologe als Ästhet. Ernst Heinrich Haeckel, in: Jahrbuch des Kulturwissenschaftlichen Instituts am Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen; zit. n. ebda., S. 96, Fn. 16.
1205 Haeckel: Die Natur als Künstlerin. Mit 267 Abbildungen und zwei farbigen Kunstblättern. Berlin-Charlottenburg 1924 (Original 1914); zit. n.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sche Probleme« in einem »Verständnis der Natur als Kunstwerk«. Denn wenn der »Schönheitswert der Naturformen« ausschließlich in ihnen selbst aufgefunden werden solle, »müssen die Organismen über ihre erhaltungsmäßige Organisation hinaus den Charakter von Kunstwerken aufweisen«, was den Darwinschen Fortschritt einer »Verbannung der Teleologie aus der Morphologie« rückgängig mache, da »ein Kunstwerk stets ein zweckhaftes Erzeugnis ist«. Bei Haeckel aber würde keine, auch keine »für ornamental geringwertig befundene Art« ausgeschlossen »aus dem ›Reich des Naturschönen‹«, auch Ungefällige partizipierten am Gesamtkunstwerk Natur.[1206] Hier sei die »Substanz als Gott-Natur« vorgestellt, die belebte wie unbelebte Materie »beseelt« und die einzelnen »Zellseelen« sind ›kunstbegabt‹, besitzen ein »Symmetriegefühl« und »ornamentale Potenz«. Anknüpfend an Novalis sieht Haeckel die Natur »aus einem inneren psychischen ›Instinkt‹ nach ornamentaler Schönheit« streben. Als selbsternannter »mechanischer Materialist« sehe Haeckel qualitativ nur geringe »graduelle Unterschiede« zu menschlicher Kunst.[1207]

Im Werk Haeckels zeigt sich ein Zusammenhang von Wiederverzauberung der Welt durch Naturwissenschaft und einer ebenfalls naturwissenschaftlichen Propagierung ›scharfer Auslese‹. Haeckels »beseelte Natur«, seine evolutionsbiologisch »verifizierte direkte ›Seelenverwandtschaft‹ von Mensch und Tier« fungiert als Harmonisierung, die »die zumeist roh oder grausam anmutenden Selektionsprinzipien unterschlagen« lässt, sagt Kockerbeck.[1208] Allerdings braucht es offenbar die gängige Abspaltung des Eugenikers, Rassehygienikers und Sozialdarwinisten vom Monisten, um in dieser Weise von ›Unterschlagung‹ zu sprechen. Wenn die ›Sieger im Daseinskampf‹ bzw. die ›höheren Entwicklungsstufen‹ die ›wertvolleren‹ sind, die ›Verlierer‹ bzw. ›niederen Entwicklungsstufen‹ inklusive der Menschen die ›minderwertigen‹, dann sollten erstere auch die ›Schöneren‹, letztere die ›Hässlicheren‹ sein. Kurz: Wenn die ›Zuchtwirkung‹ durch ›Konkurrenzkämpfe‹ Höherwertiges hervorbringen soll, dann auch ästhetisch Höherwertiges.

Für die Konstruktion des ›natürlichen Waldes‹ in der »frühen Ökologie« heißt das:

Meyer, Kirsten: Der Wert der Natur. Begründungsvielfalt im Naturschutz. Bielefeld: Mentis 2003, S. 98.

1206 Vgl. Kockerbeck, a.a.O., S. 96.

1207 Vgl. ebda., S. 90f.

1208 Ebda., S. 89f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

»Im klassischen Ansatz der frühen Ökologie wurde die ideale Klimax-Gesellschaft als Endstufe eines sukzessiven Entwicklungsprozesses in optimaler Anpassung an die Klimaverhältnisse, und im Grundsatz unabhängig von den Standortbestimmungen gedacht [...]. Das *Klimax-Modell* sieht den Gleichgewichtszustand als Ziel, dem das Ökosystem schnellstmöglich zustrebt. Störungen aller Art können diesen harmonischen Ruhezustand zerstören, worauf Sukzessionsprozesse eingreifen, um die Stabilität wieder herzustellen. Die Dominanz der Klimax-Phase in diesem Denkansatz erklärt auch, warum mit so hoher Übereinstimmung stets nur der ausgereifte, alte Wald als ›naturnah‹ taxiert wird.«[1209]

In dieser bis dato dominanten Theorie erreicht der Wald einen »Gipfel, Höhepunkt«,[1210] und wird so zum Monument seiner selbst. Dass diese Theorie mit der ›reinen‹ Darwinschen Lehre einer stetigen Entwicklung nicht übereinstimmt, entspringt offenbar einem Zirkelschluss. Bäume werden nach Durchsetzungsfähigkeit von ›Licht-‹ zu ›Schattbaumarten‹ hierarchisiert, wobei die Buche als ›extremer Schattbaum‹ im Normalfall den ›Sieg‹ davonträgt. Weil die Buche im ›Daseinskampf‹ ums Licht die stärkste ist, wird sie sich durchsetzen; weil sie sich durchsetzt, ist sie die stärkste, damit zugleich die ›wertvollste‹ und ›ästhetischste‹ Baumart, ›Schöpferin‹ der ›heiligen Hallen‹. Die »Klimax-Idee« impliziere eine stetig

»zunehmende Stabilität im Waldbestand – infolge seiner räumlichen und zeitlichen Homogenität im ausgereiften Gleichgewichtszustand – gepaart mit zunehmender Artenvielfalt in der Schlußwaldgesellschaft. Diese beiden Größen bedingten einander gegenseitig, so daß eine ungestörte Waldentwicklung, z.B. durch ›Nicht-Eingreifen‹, automatisch zu artenreicheren, stabileren Waldgesellschaften führen soll«.[1211]

Folglich gelten Buchenwälder als besonders artenreich (obwohl der hier herrschende Lichtmangel dem, zumindest bezüglich anderer Pflanzen, weitgehend widerspricht). In dieser traditionellen Ökologie-Auffassung gibt es so etwas wie eine ›Kontraselektion‹. Für die »Verfechter einer ideologisierten Gleichgewichtsthese« seien »Störungen eine schädliche Unterbrechung der von der Natur gewollten Waldkontinuität«. Daher müssten Vorsorgemaßnahmen getroffen werden, um »Sturm, Feuer und Insektenfraß« zu verhindern. »Das ›Waldwesen‹ wird« dabei »als sehr robust gegenüber natürlichen Umwelteinflüssen gesehen«; hingegen

1209 Scherzinger, Wolfgang: Naturschutz im Wald, S. 177.
1210 Ebda.
1211 Ebda., S. 178.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

könnte aus dieser Sicht »jeder anthropogene Eingriff das systemtypische Gleichgewicht erschüttern«. Das bietet in der Folge

»eine Ansatzstelle für Katastrophen, die auf die durch Menschen verschuldete Irritation reagieren und das ganze Aufbauwerk des alten Waldes vernichten können. Störungsbedingter Zusammenbruch eines Waldes wird daher, genauso wie der Kahlschlag im Forstbetrieb, als ›untypische‹ Ausnahme und als ›naturfern‹ eingestuft«.[1212]

Scherzinger, der selbst eine – noch relativ junge – dynamische Ökologietheorie vertritt, die das Klimax-Modell für »naturwidrig« hält, verweist darauf, dass ein solches »Ideal einer dauerhaft stabilen Waldgesellschaft [...] nirgends verwirklicht« sei.[1213] Dieses Modell ewiggültiger Waldmonumente aber ist (auch, wenn sich hierin unterschiedliche Ausprägungen differenzieren lassen[1214]) ein in jeder Hinsicht konservatives. Es findet sich, zusammen mit dem Begriff des ›Daseinskampfes‹, bei nationalistischen Naturschützern wie Schoenichen, Feucht et al. Der ›Daseinskampf‹ aber wird hier zum alles überragenden Leitthema der Waldkonstruktion, in dem ›Wildnis‹ und ›Kulturlandschaft‹ verschmelzen, in dem sich endgültig männlich definierte ›Wildnis‹ und ›natürliche Tugend‹ wechselseitig bedingen.

Der Wald als kämpferische Volksgemeinschaft

»[...] gerade hier hat die Evolutionshypothese eine Wahrheit – die Bedeutung des Kampfes – zufällig erwischt, es wäre wirklich unvernünftig, sie preiszugeben, bloss damit, ›was Fortschritt der Menschheit bedeutet, endlich wahr werde‹«.[1215]

Wenn die Grenze zwischen Mensch und Tier nur eine zufällige sei, kritisiert Houston Stewart Chamberlain den Darwinismus, dann könne von einem Fortschreiten gar keine Rede sein, nicht einmal von einem »Schreiten«, ob nun »nach vorn oder zurück«. Vielmehr gehe es dann um die »Pulsation« des immer Gleichen. Nehme man den ›Kampf ums Dasein‹ ernst, dann müsse Fortschritt aus einem sich steigernden »Massaker« bestehen. Was den Vordenker der nationalsozialistischen Rasse-

1212 Ebda.
1213 Vgl. ebda.
1214 Vgl. Ausleitung.
1215 Chamberlain, Houston Stewart: Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. 2 Bde. Ungekürzte Volksausgabe. München: F. Bruckmann 1942[18]. Bd. 2, S. 854.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

ideologie und Schwiegersohn Richard Wagners an der Evolutionstheorie stört, ist eine für die menschliche Gesellschaft immer wieder in Aussicht gestellte ›höhere Evolution‹, mit deren Erreichen der Kampf aufhöre. Für einen derartigen »paradiesische[n] Frieden«, wie ihn John Fisk voraussage, hat Chamberlain nur Spott übrig: Wenn die Seele im Kampf erzeugt worden sei, müsse sie dann ohne ihn nicht entarten?[1216]

Wie notwendig dieser Kampf sei, zeige das Beispiel der USA: »Wir schaudern, wenn wir die Geschichte der Vernichtung der Indianer in Nordamerika lesen: überall auf Seiten der Europäer Ungerechtigkeit, Verrat, wilde Grausamkeit; und doch, wie entscheidend war gerade dieses Zerstörungswerk für die spätere Entwicklung einer edlen, echt germanischen Nation auf diesem Boden! Der vergleichende Blick auf die südamerikanischen Mestizenkolonien zeigt es uns.«[1217]

Er, der mit »Wonne [...] in den monumentalen Werken Buffon's« gelesen habe, oder denen Lamarcks, zeigt sich als Verächter Haeckels und Bölsches und »der unübersehbaren ›populären‹ Literatur zur Verbreitung afterwissenschaftlicher Scheinweisheit«.[1218] Das »traurigste Beispiel umgibt uns Heutige von allen Seiten in der Verblödung der Massen durch Ernst Haeckel, dem es an Wissen nicht fehlte, wohl aber an jedem Sinn für die Nacht unseres Unwissens«. Chamberlain dagegen vertritt ein »exaktes Nichtwissen«,[1219] und vor allem eine »germanische Wissenschaft«, die er als Bestandteil einer »zielbewußte[n] Verteidigung »gegen das Ungermanische« propagiert, denn: »Die heiligste Pflicht des Germanen ist, dem Germanentum zu dienen« und »Rücksicht ist Verbrechen an sich selbst«.[1220] Kennzeichen dieser »germanischen Wissenschaft« seien »Gehorsam auf der einen Seite, nämlich gegen die erfahrene Natur; Eigenmacht auf der anderen, nämlich dem Menschengeist gegenüber«. Ihre Methode ist die »Erfahrung – d.h. genaue, minutiöse, unermüdliche Beobachtung – gibt das breite, felsenfeste Fundament germanischer Wissenschaft ab, gleichviel, ob sie Philologie oder Chemie oder was sonst betreffen«.[1221]

Auch Oswald Spengler gibt sich als Haeckelverächter, spricht von »dem seelenlosen, entseelenden Freilicht der Generation Haeckel«.[1222] Der »handfeste Glaube«, den »Haeckel mit dem Namen Atom, Materie,

1216 Vgl. ebda., S. 852f.
1217 Ebda., S. 901f.
1218 Chamberlain: Lebenswege meines Denkens. München: Bruckmann 1922[2], S. 120f.
1219 Ebda., S. 349.
1220 Ders.: Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, S. 859.
1221 Ebda., S. 936f.
1222 Spengler: Der Untergang, S. 325.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Energie verband«, sei »von dem Fetischismus des Neandertalermenschen nicht wesentlich verschieden«. Spengler setzt dem das »faustische Weltgefühl« entgegen, das »Tiefe anders« erlebe. »Hier erscheint als Inbegriff des wahren Seins der reine wirkende Raum. Er ist *das* Sein schlechthin. Deshalb wirkt das sinnlich Empfundene, das mit einer bezeichnenden Wendung, die ihm den Rang anweist, das Raumerfüllende genannt wird, als Tatsache zweiter Ordnung und im Hinblick auf den Akt des Naturerkennens als das Fragwürdige, als Schein und als Widerstand, der überwunden werden muß, wenn man als Philosoph oder Physiker den eigentlichen Gehalt des Seins erschließen will.«[1223] Und gegen »die zerlegende« Methode »des zoologischen ›Pragmatismus‹ der Darwinisten mit ihrer Jagd nach Kausalzusammenhängen« setze er »die anschauende und überschauende Goethes«, den Faustischen Blick«, die »vergleichende Morphologie«.[1224]

Was dem Rassehygieniker und Eugeniker Haeckel beschieden war, wohlwollend als dem faschistischen Denken nahestehend rezipiert zu werden,[1225] trifft auf den monistischen Zoologen nicht zu. Andererseits wird der ›Kampf ums Dasein‹ zu einem zentralen Begriff nationalistischer Naturkonstruktion. In diesem Kampfbegriff treffen sich ›Wildnis‹ und ›Kultur‹, eine Symbiose von »Idylle und Gewalt«, wie sie Thomas Dupke für den Roman »Wehrwolf« beschreibt.[1226] Auch Hermann Löns, der bis heute prominenteste deutsche Heimatdichter, gibt sich als Verächter Darwins und Haeckels. Er lehnt deren Theorien ab, weil sie ein »Erklärungsmodell« anbieten, »das die Geheimnisse der Natur entzaubert und die herausragende Stellung des Menschen in dieser Natur angreift. Für Löns ist der Mensch, auch der Urmensch, der Herrscher der Natur, dessen Position nicht angetastet werden darf«. Zugleich sind seine Texte eindeutig »unter dem Zeichen des (Sozial-)Darwinismus« geschrieben. Er entwirft aggressive Idyllen einer religiös verklärten, auratischen Natur, die er gleichzeitig voyeuristisch sexualisiert.[1227]

»Löns präsentiert in seinen Texten eine imaginäre Ersatzlandschaft, ein künstliches Paradies, in dem er phantasmagorisch sein Wunschdasein verwirklicht. Die ›Lönssche Natur‹ stellt einen Identifikations-, Satisfaktions- und Stimulationsraum zugleich dar, in dem der Lönssche Jäger seine Strebungen

1223 Ebda., S. 511.
1224 Ebda., S. 140f.
1225 Vgl. Sandmann, a.a.O., S. 339.
1226 Vgl. Dupke: Mythos Löns, S. 161.
1227 Vgl. ebda., S. 121f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

nach Herrschaft und Urmenschentum, Sinnlichkeit und Identität befriedigen kann.«[1228]

Dabei präsentieren sich die Texte als Abfolge von Erregung, Höhepunkt – »dem Schuß des Jägers« – und Entspannung, sowie erneut sich aufbauender Erregung »bei der nächsten Jagd«.[1229] Auch bei Löns hat die Natur »etwas Jungfräuliches«.[1230] Die Jagd wird so zur gewaltsamen ›Entjungferung‹. Das Ganze ähnelt einerseits dem, was Theweleit als den »Lustmord«, wie er in der Freikorpsliteratur an realen proletarischen Frauen verübt wird, bezeichnet. Auch hier wird das ›Lebendige‹ weit entfernt vom eigenen Leib – es wird ihm das Leben genommen – und zugleich wird es durch das Eindringen mit dem Schuss »ganz nah« gehabt, was »die eigentliche Befriedigung zu bringen« scheine.[1231] Die Lönsschen Jäger sind aber andererseits nicht bedroht von Frauen, sie befinden sich nicht in Großstädten, sondern sie üben Herrschaft aus in idyllischer Landschaft. Hier scheint alles seine ›organische‹ Ordnung zu haben. Auch Hermann Löns vertritt eine »Philosophie des Organischen«.[1232]

Wie schon Riehl, entwirft Löns in seinem »Wehrwolf« zunächst die Okkupation einer ›uranfänglichen Bestialität‹ und die Übernahme von Herrschaft.

»Am Anfang war es wüst und leer in der Heide. Der Adler führte über Tage das große Wort, und bei Nacht hatte es der Uhu; Bär und Wolf waren Herren im Lande und hatten Macht über jegliches Getier. Kein Mensch wehrte es ihnen, denn die paar armseligen Wilden, die dort vom Jagen und Fischen lebten, waren froh, wenn sie das Leben hatten und gingen den Untieren liebendgern aus der Kehr. Dann kamen eines Abends andere Menschen zugereist, die blanke Gesichter und gelbes Haar hatten; mit Pferd und Wagen, Kind und Kegel kamen sie an. [...] Ein jeder suchte sich seinen Platz und baute sich darauf ein breites Haus«[1233],

beginnt sein Roman. Löns entwirft einen Beginn von ›deutscher Heimat‹, geschaffen von einer tatkräftigen blonden und hellhäutigen ›Rasse‹.

1228 Ebda., S. 122.
1229 Ebda., S. 122f.
1230 Ebda., S. 122.
1231 Theweleit: Männerphantasien, Bd. 1, S. 229 ff.
1232 Dupke, a.a.O., S. 123.
1233 Löns, Hermann: Der Wehrwolf, in: Gesamtausgabe in fünf Bänden, Bd. 3, S. 115.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

In immer neuen Anläufen – aber ohne Variationen – wird diese ›Urgeschichte‹ im Zeichen von ›Blut und Boden‹, von ›Verwurzelung und Rasse‹ erzählt. Oswald Spengler:

»Der ursprüngliche Mensch ist ein *schweifendes* Tier, ein Dasein, dessen Wachsein sich ruhelos durch das Leben tastet, ganz Mikrokosmos, ortsfrei und heimatlos, mit scharfen und ängstlichen Sinnen, immer darauf bedacht, der feindlichen Natur etwas abzujagen. Eine tiefe Wandlung beginnt erst mit dem Ackerbau – denn dies ist etwas *Künstliches*, wie es Jägern und Hirten durchaus fern liegt: wer gräbt und pflügt, will die Natur nicht plündern, sondern *abändern*. Pflanzen heißt etwas nicht nehmen, sondern *erzeugen*. Aber *damit wird man selbst zur Pflanze*, nämlich Bauer. Man wurzelt in dem Boden, den man bestellt. Die Seele des Menschen entdeckt eine Seele in der Landschaft; eine neue Erdverbundenheit des Daseins, ein neues Fühlen meldet sich. Die feindliche Natur wird zur Freundin. Die Erde wird zur *Mutter* Erde. Zwischen säen und zeugen, Ernte und Tod, Kind und Korn entsteht eine tiefgefühlte Beziehung. [...] Und als vollkommener Ausdruck dieses Lebensgefühls entsteht überall *die sinnbildliche Gestalt des Bauernhauses*, das in der Anlage seiner Räume und in jedem Zuge seiner äußeren Form vom Blut seiner Bewohner redet.«[1234]

Dieser »Bauer« als »der ewige Mensch«, der »unabhängig von aller Kultur, die in den Städten nistet« dieser »vorauf« gehe und sie überlebe, »dumpf von Geschlecht zu Geschlecht sich fortzeugend«, ist »eine mystische Seele« und »immerfließende Quelle des Blutes«.[1235] Dieser »ewige Bauer« wird zum »Inbegriff einer intakten völkischen Gemeinschaft«, Symbol der »Beharrung gegenüber dem unfruchtbaren, nomadischen Zivilisationsmenschen«, führt ein hierarchisch geordnetes und stabiles Familienleben, das Generation für Generation vererbt wird. Als Individuum ist er qua Verschmelzung mit Natur und Familie kaum auszumachen. »Diese Symbiose, über Jahrhunderte gewachsen und qualitativ geprägt von den Eigentümlichkeiten einer spezifischen Landschaft und kulturellen Tradition, ist zugleich Garant dafür, daß Natur und menschliches Leben im gleichen Rhythmus schlagen. Volk und Heimat, Blut und Boden, Haus und Hof bilden eine untrennbare Einheit.«[1236]

Immer wieder wird das ›Organische‹ beschworen. »Es gibt eine *organische Logik*, eine instinkthafte, traumsichere Logik allen Daseins im Gegensatz zu einer *Logik des Anorganischen*, des Verstehens, des Verstandenen.« Denn: »Die Schicksalsidee verlangt Lebenserfahrung, nicht

1234 Spengler, a.a.O., S. 660.
1235 Ebda., S. 669.
1236 Sieferle: Fortschrittsfeinde?, S. 188.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

wissenschaftliche Erfahrung, die Kraft des Schauens, nicht Berechnung, Tiefe, nicht Geist.«[1237]

Derartige Aussagen entstammen einem – wenn auch durchaus heterogenen – ›völkischen‹ Reservoir, in dem »Ratio und Logik als ausländisch und Gefühl und Mystik als deutsch, städtischer Kapitalismus und Liberalismus als amerikanisch und artifiziell und ländliches bäuerliches Leben als deutschvölkisch und organisch« betont werden. ›Zivilisation‹ wird hier als »etwas Äußerliches, darum erlernbar wie ein Handwerk«, oberflächlich und flüchtig, anorganisch und vor allem als etwas Übernationales, nicht Abgrenzendes, definiert. Demgegenüber steht die ›Kultur‹ als »etwas Innerliches, Angeborenes, Ererbtes«, ›historisch-organisch Gewachsenes‹, weshalb dieser »Kulturbegriff dem Naturbegriff« angenähert ist, ›Kultur‹ die »Art des Verkehrs mit der Natur« ausmacht, bzw. eine »Ersatzhandlung für die verlorengegangene Natur« darstellt.[1238] Mit der Konfrontation von ›Kultur‹ und ›Zivilisation‹ hat sich bereits Norbert Elias beschäftigt. Hierbei untersucht er die Selbstdefinitionen qua ›Zivilisation‹ in Frankreich und England, wo Zivilisation den »Stolz auf die Bedeutung der eigenen Nation und den Fortschritt des Abendlandes und der Menschheit« ausdrücke und sich auf etwas beziehe, das ständig in Bewegung sei, sowie die Selbstdefinition qua ›Kultur‹ in Deutschland, dessen Bewegungsrichtung eine andere sei, sich auf Produkte beziehe, »in denen die Eigenart eines Volkes zum Ausdruck« komme. »Der Begriff Kultur grenzt ab.«[1239]

Mit diesem Kulturbegriff, insbesondere in seiner deutlich völkischen Prägung, verschmolzen sind dann auch die ›natürlichen Eigenarten‹. Die völkische »Suche nach nationaler Identität« spiegele sich, so Joachim Wolschke-Bulmahn, »in einer besonderen Naturästhetik wieder«. Eine »Nationalisierung der Natur« entwirft zum einen die Symbiose von den ›Germanen‹ und ihrer Umwelt, greift zum anderen zurück auf programmatische Äußerungen des ausgehenden 18./frühen 19. Jahrhunderts. So hat, beeinflusst von der Philosophie Herders und anderer, der bedeutende Gartentheoretiker Friedrich Ludwig von Sckell (1750-1823) die »Verwendung ›vaterländischer‹ Bäume und Sträucher, Pflanzungen patriotischen Charakters, Einfachheit und patriotische Bilder« gefordert. Von Alexander von Humboldt stammt die Idee der »›vaterländischen

1237 Spengler, a.a.O., S. 153.

1238 Wedemeyer, Bernd: »Zurück zur deutschen Natur«. Theorie und Praxis der völkischen Lebensreformbewegung im Spannungsfeld von »Natur«, »Kultur« und »Zivilisation«, in: Brednich, Wilhelm et al. (Hg.): Natur – Kultur, S. 387ff.

1239 Elias, Norbert: PDZ 1, S. 4ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Pflanzengestalten‹ und vom entscheidenden Einfluß der Vegetation eines Landes auf die Entwicklung der Kultur«. So nimmt er an, dass die Physiognomie der Pflanzen »sogar den Charakter von Völkern beeinflussen könne«.[1240] So wird dann auch ›Wildnis‹ als nationale Kultur eingemeindet. In diesem Sinn wird die Wichtigkeit von Pflanzensoziologie betont, um »ausländische Pflanzen« kenntlich machen und aussondern zu können. Das betont etwa 1936 Arnold Freiherr von Vietinghoff-Riesch in seiner Tharandter Habilitationsschrift, in der »totale[r] Staat« und die »Erhaltung der Naturkraft in ihrer Totalität als Gemeinschaftsträger«[1241] die »ernste Sorge« verlange, dass die »Rückkehr zum deutschen Walde auf pflanzensoziologisch durchdachte Weise erfolgt«.[1242]

Der Württemberger Oberforstmeister Otto Feucht spricht 1926 im von Walther Schoenichen herausgegebenen Werk »Vom grünen Dom« über die wesentlichen Werte des heimischen Waldes. So »dürfen wir darum seine mittelbare sozialpolitische Bedeutung nicht unterschätzen, insbesondere seinen seelischen Wert. [...] Und man darf wohl sagen, daß gerade der Deutsche mehr als andere Völker auf solch unwägbare Dinge Gewicht legt. Ist doch unsere ganze Kulturauffassung wesentlich auf den Wald gegründet, im Waldland herangewachsen, auch wenn sie heute vielfach von Fremdeinflüssen überwuchert und verdrängt ist«. Hier beruft sich Feucht auf Riehls »Land und Leute«, das dieser »unter dem Eindruck der nach 1848 drohenden und teilweise auch ausgeführten Waldzerschlagungen« verfasst habe.[1243]

Schoenichen selbst, seit 1924 Leiter der »Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen« und führender »Integrationstheoretiker« des »Bundes Heimatschutz«, also jenen, die 1928 »die kompromißbetonte ›Verbindung von fortschritts-optimistischer Technikbejahung und die Rückkehr zu den handwerklich-völkischen Wurzeln des Kulturschaffens‹ als Ziel der neuen Naturkonzepte ausgeben« und »für einen ästhetisch befriedigenderen Ausgleich zwischen Technik und Land-

1240 Wolschke-Bulmahn, Joachim: Findlinge. Landschaftsgestaltung und die völkische Suche nach nationaler Identität im frühen 20. Jahrhundert, in: Gröning, Gert/Schneider, Uwe (Hg.): Gartenkultur und nationale Identität, S. 78.

1241 Zit. n. Küster: Geschichte des Waldes, S. 213.

1242 Zit. n. ebda., S. 215.

1243 Feucht, Otto: Vom Walde, in: Schoenichen, Walther (Hg.):: Vom grünen Dom. Ein deutsches Wald-Buch. Im Namen der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen herausgegeben von Walther Schoenichen unter Mitwirkung von Forstmeister Otto Feucht – Teinach i.Wb., Prof. Dr. Hans Hausrath – Freiburg i.B. und Prof. Dr. Max Wolff – Eberswalde. München: Callwey 1926, S. 90ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schaft« plädieren, tritt – wie praktisch alle diese Vertreter – 1933 in die NSDAP ein. 1934 erwartet er in »Naturschutz im Dritten Reich«, dass sich Wilhelm Heinrich Riehls »Recht auf Wildnis« im Nationalsozialismus durchsetzt, acht Jahre später »behauptet er in seiner Studie *Naturschutz als völkische und internationale Aufgabe*, daß die Ausführungsbestimmungen des ›Reichsnaturschutzgesetzes‹ die ›endgültige Erfüllung der völkisch-romantischen Sehnsüchte‹ gebracht hätten«.[1244]

Schoenichen verwendet permanent kriegerische Bergriffe zur Beschreibung oder Klassifizierung von Baumarten: »Hauptwaffe der Hainbuche im Daseinskampfe ist ihre [...] Ausschlagsfähigkeit«,[1245] schreibt er auch noch 1950, oder er betont die »reckenhaften Gestalten der Eichen« in alten Hutewäldern[1246] usw. Eine Symbiose von Pflanze und ›Rasse‹ wird hier ganz selbstverständlich entworfen: »Das Kernholz« der Eiche »hieß im Ur-Indogermanischen ›dru‹; ein Stamm, der sich in unserem Wort ›Treue‹ wiederfindet. Bedenkt man, daß die Treue in der sittlichen Auffassung der nordischen Rasse zu den höchsten Tugenden gezählt wurde, so darf man erwarten, daß die Eiche auch in dem Kultleben jener alten Völker eine bedeutungsvolle Stellung innegehabt haben wird«. So »als Lebensbaum schlechthin« und damit zusammenhängend, betont Schoenichen, die Verwendung von Eichenholz »für Grabzimmerungen und Särge« von »vorgeschichtlicher Zeit« bis »tief ins Mittelalter und darüber hinaus«, später dann aber »den gehobeneren Schichten vorbehalten«. Ebenso sei Eichenlaub »als Schmuck der Aschenurnen schon in vorgeschichtlicher Zeit verwendet worden«. Das »man« damals »an den Hünengräbern und sonstigen Kultstätten vielfach Eichenbäume anzupflanzen pflegte«, könne man »als sicher annehmen«, »eine Sitte, die von der Neuzeit wieder aufgenommen worden ist«, am Grab des Dichters Theodor Körner in Mecklenburg etwa; besonders aber »auf dem Friedhof unserer todesmutigen Jugend von Langemarck wurden Hunderte von jungen Eichen erstellt, die – wenn sie nach Jahrhunderten zu einem stattlichen Hain herangewachsen sind – ein Ehrenmal bilden werden, wie es wuchtiger und würdiger nicht erdacht werden kann«.[1247] Seine Bücher sind durchzogen vom Versuch, historische Kontinuitäten zu konstruieren, den deutschen Wald als wehrhafte Wildnis zum ›lebendigen‹ Monument nationaler Kultur aufzutürmen; dabei scheut er auch vor selbstverfassten Gedichten nicht zurück, um etwa die Eiche als

1244 Hermand: Grüne Utopien, S. 110 u. 113f.
1245 Schoenichen: Von deutschen Bäumen. Berlin: de Gruyter 1950, S. 143.
1246 Vgl. ebda., S. 100.
1247 Ebda., S. 112f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

›trutzige Krieger‹ und Garanten völkischer Freiheit vorzustellen.[1248] »Die Eiche ist hart und bitter, und es ist nichts Weiches an ihr«, zitiert Schoenichen Hildegard von Bingen und folgert: »Dem entspricht wohl, wenn die Eiche dem Gemütsleben des deutschen Volkes nicht in dem selben Maße nahegestanden hat wie etwa die Linde. Der gewaltige, reckenhafte Baum galt mehr als das Wahrzeichen der völkischen Kraft und war als solches mehr Gegenstand einer bewundernden Verehrung als einer engen freundschaftlichen Vertrautheit«.[1249] Die Scheu vorm großen Krieger und Führer? Eine Bewertung, die »in der Neuzeit aber erst wieder unter dem Einfluß des romantischen Geistes« überwunden werde, so bei den Grimms und ihrer »Begeister[ung]« über »den herrlichen Märchenschatz des deutschen Volkes«. Erst mit dem Ende des Klassizismus werde die Eiche dann wieder zum Lebenssinnbild in der Sepulkralkunst, oder zum Friedenszeichen (Eichenlaub), befördert durch die Turn- und Sportbewegung.[1250]

Im Bemühen um Kontinuität hat Schoenichen auch schon eine Art geregelte Forstwirtschaft in germanischer Urform zu bieten: »Während der Jungsteinzeit war dann der Eichenmischwald in der Urheimat der germanischen Völker [...] vielerorts vorherrschend. Daß diese Waldungen von den Erfindern des geglätteten Steinbeiles bereits stark und in mannigfaltiger Weise genutzt worden sind«, sei zweifelsfrei, »denkbar« sogar, »daß die Eichenwälder auch damals bereits in den Gesamtbetrieb der bäuerlichen Wirtschaft eingegliedert waren, wie dies später in geschichtlicher Zeit der Fall gewesen ist«. So legten »gewisse Funde« im »Berumvehner Moor[] in Ostfriesland« und im »Ihauser Moor« – Baumstümpfe in regelmäßigen Abständen – nahe, dass damals »bereits eine gewisse Pflege und Hege des Eichenwaldes« betrieben worden sei. Sicher sei so etwas »in Nordwestdeutschland in früher geschichtlicher Zeit der Fall gewesen. Aus alten Karten wird ersichtlich, daß die Einödhöfe vielfach von einem mit Eichen bestandenen Wall umgeben waren,

1248 »Ich bin die Kraft, ich bin der Eigenwille!/Rauhborkig trutzt mein Stamm mit Turmes/Macht./Mein Astwerk fügt in herrisch zack'ger Tracht/sich sonderem Gesetz. Durch Laubes Fülle,/gesammelt nicht zu streng geschloss'ner Hülle,/der Sonnenstrahl zum Waldesboden lacht/-und schafft, daß bunte Blütenpracht/und Rasengrün dem Erdreich rings entquille./Mein Lebenswille, nie im Kampfe weich,/strebt er nach tausendjährigem Bestehen./Stark will ich sein, doch nicht von mir/-zugleich/soll finst'res Unterdrückertum ergehen:/Frei laß mit Milde ich zu meinen Füßen/die holde Kunst der Blumenträume sprießen.« Ebda., S. 121.

1249 Ebda., S. 119f.

1250 Vgl. ebda., S. 120f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

innerhalb dessen außer Äckern und Wiesen geradlinig umrissene, zweifellos aus Pflanzungen hervorgegangene Eichenhaine lagen. Vielfach wurden derartige bäuerliche Sitze geradezu als Eichhöfe bezeichnet«. Schoenichen belegt das mit einem Protokoll von 1705. »Beachtlich« sei die oft »streng innegehaltene Verpflichtung, vor Abschluß des Ehebundes eine bestimmte Anzahl von Heistern zu pflanzen«. Derartige Belege für mittelalterliche und neuzeitliche »nordwestdeutsche[] Eichenhaine« in »fast durchweg [...] bäuerlicher Kultur«, mit Anzucht »in besonderen Baumschulen, die man als ›Heisterhoff, Heisterkamp oder Telgengarten‹ bezeichnete« ließe es als »nicht ausgeschlossen« erscheinen, derartiges sei »bis zurück zur Jungsteinzeit gang und gäbe gewesen«.[1251]

Der ›trutzigen Eiche zur Seite gestellt wird ein anderer Baum als Kennzeichen von ›Volksgemeinschaft‹: Die Linde erscheint hier als wiederkehrende ›Lindenhalle‹, so wie die »Kunigundenlinde in Nürnberg, die um 1020 von »der Gemahlin Heinrichs II.« gepflanzt wurde. Weiter gebe es strenge Gerichtslinden, die teils bis ins 18. Jahrhundert genutzt worden seien, auch hier seien es Hallen, wie die Gerichtslinde »vor dem Osttor des Städtchens Neuenstadt, das schlechthin mit dem Zusatz ›an der Linde‹ benannt wird«. Der »Urstamm des Baumes« sei Ruine, aber »mit einer Anzahl jüngerer Bäume umpflanzt worden, deren Geäst waagerecht ausgebreitet ist, so daß ein geschlossenes Laubdach entsteht«. Ähnlich »waren ehedem auch die Äste des alten Stammes laubenartig entfaltet, und zu ihrer Stützung war schon vor Jahrhunderten eine ansehnliche Zahl von Säulen aufgestellt«, wie aus einem Gedicht von 1504 hervorgehe. Zudem habe es massenhaft Tanzlinden gegeben, Bäume, unter und in denen getanzt worden sei, auf »quadratisch umrissene[n] Tanzsälen im Geäst der Bäume. Kein Wunder, meint Schoenichen, war doch »die Linde ehedem der Liebesgöttin Frigga geweiht, und damit war sie zugleich der Baum, der dem Herzen des Volkes am nächsten stand. Dagegen vermochte späterhin« – anders, als bei der Eiche – »auch der christliche Einfluß nicht aufzukommen, und so erteilte die Kirche schon in früher Zeit der Linde ihren Segen«.[1252] Geschildert wird auch der ›Missbrauch‹ dieser Monumente natürlichen »Massenbaus«,[1253] so geschehen an einer »der ältesten Linden Deutschlands« (ca. 1100 Jahre alt) im »fränkischen Städtchen Staffelstein«, in deren enormen Innern der Feind sein Unwesen treiben konnte: »Bereits in der Zeit der Freiheitskriege wird berichtet, daß der französische Marschall Berthier aus

1251 Ebda., S. 94ff.
1252 Ebda., S. 156ff.
1253 Clemens-Schierbaum, Ursula: Mittelalterliche Sakralarchitektur in Ideologie und Alltag der Nationalsozialisten. Weimar: VDG 1995, S. 76ff.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Übermut in die Höhlung des Baumes einritt und darin sein Pferd wendete. Lange war dann die Linde vernachlässigt: Zigeuner machten sie zu ihrem Unterschlupf, und Stück für Stück von ihr ging zu Grunde.« Erst seit den 1860er Jahren habe die Stadt begonnen, den Baum zu erhalten.[1254]

›Wildnis‹ und ›ursprünglicher‹ Wald werden oft konsequent, wie schon bei Riehl oder später bei Löns, als Resultat einer ursprünglichen Okkupation entworfen, die dann eine sesshafte ›organische Einheit‹ von rauhen, kämpferischen Menschen in patriarchal-hierarchischen Gemeinschaften in untrennbarer Verbindung behaupten. Es entsteht eine Blut-und-Boden-Genealogie, deren Ziel, auch praktisch, in Naturschutzkonzepten, »das Stillstellen einer Veränderungsdynamik«[1255] ist. In diesem Rahmen erscheinen Widersprüche zwischen ›Kulturlandschaft‹ und ›Urlandschaft‹ weitgehend aufgehoben. Bei einer »berühmte[n] Zusammenkunft der sogenannten Jugendbewegung auf dem Hohen Meißner bei Kassel« 1913 aus Anlass der Hundertjahrfeier der ›Völkerschlacht‹ bei Leipzig beklagt Ludwig Klages »den Untergang der Natur im Zeitalter der Industrie« und das »wenig anmutende« Aussehen geregelter, soldatisch angepflanzter Kunstwälder. In diesem Zusammenhang verweist er auf Konrad Guenthers 1910 erschienenes Buch »Der Naturschutz«, in dem dieser am Beispiel des »Hasbruchs« im Oldenburger Land ein »eigenartige[s] ›Naturdenkmal‹« schildert, ein »Denkmal aus altgermanischer Zeit«, das »mehr von dem Leben unserer Altvorderen als Wälle und Mauern« erzähle. Guenther bezeichnet den »Hasbruch« ausdrücklich als »Hudewald«, glaubt aber, die dort wachsenden Eichen seien Tausende von Jahren alt, die Hainbuchen »uralt«, so dass er deshalb – und wegen der Vielfalt der Pflanzen und des ungehemmten Wuchses der Bäume – zugleich von einem »Urwald« ausgeht.[1256] Hansjörg Küster kann nachweisen, dass diese Bäume höchstens einige Hundert Jahre alt sind und dass ihr bizarrer Wuchs gerade durch wirtschaftliche Nutzung, teils durch ›Büschelpflanzung usw. entstanden ist.[1257] Aber darauf kommt es nicht an. Eine anthropogene Beeinflussung wird von Guenther gar nicht geleugnet.

Bei Walther Schoenichen lässt sich eine Radikalisierung der Symbiose-Konstruktion von Wald und Gemeinschaft, von ›Kultur‹ und ›Na-

1254 Vgl. Schoenichen: Von deutschen Bäumen, S. 154.
1255 Fischer, Ludwig: Die »Urlandschaft« und ihr Schutz, in: Radkau, Joachim/Uekötter, Frank (Hg.): Naturschutz und Nationalsozialismus, S. 204.
1256 Vgl. Küster, a.a.O., s. 208f.
1257 Vgl. ebda., S. 209.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

tur‹ beobachten. 1934 verfasst er sein Buch »Urwaldwildnis in deutschen Landen. Bilder vom Kampf des deutschen Menschen mit der Urlandschaft«. Hierin zeigt sich besonders deutlich, welcher Art die immer wieder beschworene ›organische Lebendigkeit‹ ist.

»In der Wildnis reckenhafter Baumgestalten hat sich der heldische Geist germanischer Krieger immer aufs neue gestählt und gefestigt. Eine gehärtete Rasse wuchs hier heran – Geschlechter von Führern, bestimmt und befähigt, die Geschicke der Welt zu leiten. In hartem Kampfe mit dem Walde schuf sich der deutsche Mensch, mit zäher Entschlossenheit vorwärtsdringend, seinen Lebensraum. [..] Hier will uns der deutsche Wald mit seinen kühn in den Raum sich emporreckenden Säulen, mit seinen siegfriedhaften Heldengestalten erscheinen wie ein Sinnbild für das Dritte Reich deutscher Nation.«[1258]

Der ›Kampf‹ ist und bleibt in diesen Positionierungen das wesentliche Kennzeichen von Wald. Da »marschieren Wacholderbüsche auf in Reih und Glied« wie »schwärmende Schützenketten«, ist der Wald ein vom Nebel umwallter »Vorposten [...] an den Flanken des Gebirges«, und »Fichte und Bergahorn vereinigen sich zu treuer Kameradschaft am nebelfeuchten Bergeshang«.[1259] Da tritt »die Fichte [...] in breiten Fronten den Vormarsch gegen die baumlose Hochgebirgslandschaft« an, begleitet vom Bergahorn, »Lärchen und Arven bilden die Vorhut. Aus schlanken, säulenförmigen Gestalten setzen sich die Regimenter dieser in kühnem Angriff vorwärtsstrebenden Truppen zusammen«, in »den vordersten Linien« nehmen die Bäume »im Trommelfeuer der nimmer ruhenden Schlacht übel zugerichtete Formen an. Hier und da aber auf Felsvorsprüngen und an steilen Hängen hat ein Recke sich seine Stellung erobert, die er mit turmhaftem Trutz behauptet«.[1260]

Klaus Theweleit hat eine derartige Sprache – in den Berichten der Freikorpsler – als »Anti-Produktion« charakterisiert, die eine »zerstörende und eine zeugende Seite« habe: »Aus der entlebendigten Realität baut sie ihre neuen Ordnungen.«[1261] Diese Sprache sei unfähig zur »Objektbeziehung« und dazu, »das Eigenleben ihres Gegenstandes ernst« zu nehmen oder zu achten.[1262] Bei den völkischen Naturschützern ist eine deutlich vergleichbare »Anti-Produktion« zu beobachten. In den Beschwörungen eines lebendigen Waldes wird alles zum ›Heldischen‹, ›Kämpferischen‹ usw. Es marschieren Monumente auf, alles erstarrt im

1258 Zit. n. ebda., S. 211f.
1259 Zit. n. ebda., S. 213.
1260 Zit. n. Fischer, a.a.O., S. 189.
1261 Theweleit: Männerphantasien 1, S. 270.
1262 Vgl. ebda., S. 268.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

ewigen Kampf, kurz: »Was diese Sprache erfaßt, bringt sie um. Nicht nur Abwehr- sondern auch Angriffsmechanismen sind in ihr wirksam. (Die Projektion ist ein bloßer Abwehrmechanismus.) Auf das Selbst bezogen funktionieren ihre Mechanismen als Erhaltungsmechanismen. Auf die Objekte bezogen funktionieren sie als Abtötungsmechanismen. Beide sind miteinander gekoppelt; sie sind wirksam in derselben Aktion, sind zwei Wirkungen desselben Prozesses.«[1263] Auch Schoenichen »entlebendigt« die von ihm ergriffenen »Realitätspartikel« in einem »parasitären sprachlichen Zugriff«. Der ›Wildwuchs‹, das ›bizarre‹ Eigenleben der Bäume, wird so in einer »Besatzungssprache«, die »imperialistisch gegen jede Art selbstständiger lebendiger Bewegung gerichtet« ist,[1264] abgetötet, seiner bedrohlichen Vitalität beraubt und zum heroischen Monument aufgebaut. Die einzig zulässige Lebensregung ist der Kampf – gegen das Lebendige. Auf der »Zeugungsseite« wird die

»ihres Eigenlebens beraubte Realität [...] neu formiert, zu großen übersichtlichen Blöcken zusammengeschoben, die als Baumaterial dienen für eine übersichtlichere, zukünftige monumentale Welt«,[1265]

wobei in diesem Fall die Geschichte, der ›Urwald‹ der ›Germanen‹ die ›utopische‹ Folie abgibt.

»Der Monumentalismus des Faschismus scheint sich als ein Sicherheitsmechanismus gegen die verwirrende Vielfalt des Lebendigen verstehen zu lassen. Je lebloser, geordneter, monumentaler die Realität erscheint, desto sicherer fühlen sich diese Männer. Die Gefahr ist die Lebendigkeit selbst.«[1266]

Das Gewimmel des Lebendigen ist gebannt. Die Analogisierung bzw. Symbiose von ›Wildnis‹ und ›Gemeinschaft‹ kann hier keine deutlichere Sprache sprechen. Die Bäume sind gepanzerte ›Recken‹, die sich im andauernden Kampf gegen das Leben ›stählen‹, deren Triebe sich nur in diesem Kampf ausprägen, ihre Säfte durchlaufen die gepanzerten Bahnen dieser Tiebe und die zu ›Säulen‹ erklärten Körper, die ihrerseits fest im Boden verwurzelt allem trotzen, ohne zu fliehen.

Bereits in den 20er Jahren hat Schoenichen die später wiederaufgenommene These formuliert, bei der Deutung des ›heimischen Urwalds‹ »handle [es] sich um eine Interpretationsaufgabe, wo im nacheiszeitlichen mitteleuropäischen ›Urwald‹ gewissermaßen das teleologische

1263 Ebda., S. 269.
1264 Ebda.
1265 Ebda., S. 272.
1266 Ebda., S. 272f.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Potential einer naturhaften Entsprechung von Pflanzengesellschaft und ›deutschem Volksgeist‹ gefunden wird«.[1267] Wenn Ludwig Fischer die Paradoxien Schoenichens in den Darstellungen zwischen ›Urlandschaft‹ und ›Kulturlandschaft‹, die ja auch nach Schoenichen entstehe durch bedingungslosen Kampf der ›Germanen‹ gegen die Wildnis, benennt, muss das differenziert werden. Zwar wandelt sich »die zentrale Metapher vom ›Kämpfen und Ringen der Naturkräfte‹ in der Urlandschaft zum ›Kampf der Menschen‹ mit dieser«, wobei gerade ein »zumeist überlegenes ›Heldentum‹ diese »Kulturleistung« verwirklicht.[1268] Dafür aber, dass dieses ›Heldische‹ als ›Rassekennzeichen‹ sich verwirklicht, ist doch die Wildnis – selbst als Feind – notwendige Voraussetzung.

Der Wald als Heer, wie Elias Canetti ihn als ein elementares Massensymbol beschrieben hat, erscheint in zwei – vordergründig – entgegengesetzten Formationen. Das Gemeinsame vom soldatischen Wald im Sinne der Maschinenmetapher und dem Wald der Recken im Sinne des Pseudo-Organischen liegt in der strikten gepanzerten Kanalisierung lebendiger Regungen.

Derartige Zuschreibungen sind – auch, wenn die Kontinuitäten der völkischen Naturschützer zum Teil bis in die 1970er Jahre nachwirken[1269] – passé. Allerdings werden derartige ›Urwälder‹ wie im »Hasbruch«, noch immer als solche aufgefasst.[1270] Im Folgenden wird es um die andere konservative Großmetapher gehen, die Rekonstruktion des Waldes zur Großkirche, die sich als in gewisser Weise folgenreicher herausgestellt hat, da sie auch jenseits ideologisch eindeutiger Verortungen bis heute immer wieder anzutreffen ist.

1267 Fischer, a.a.O., S. 187.
1268 Ebda., S. 192f.
1269 Vgl. Engels, Jens Ivo: »Hohe Zeit« und »dicker Strich«: Vergangenheitsdeutung und -bewahrung im westdeutschen Naturschutz nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Radkau/Uekötter (Hg.), a.a.O., S. 367.
1270 Vgl. Ausleitung.

https://doi.org/10.14361/9783839403884-003 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND